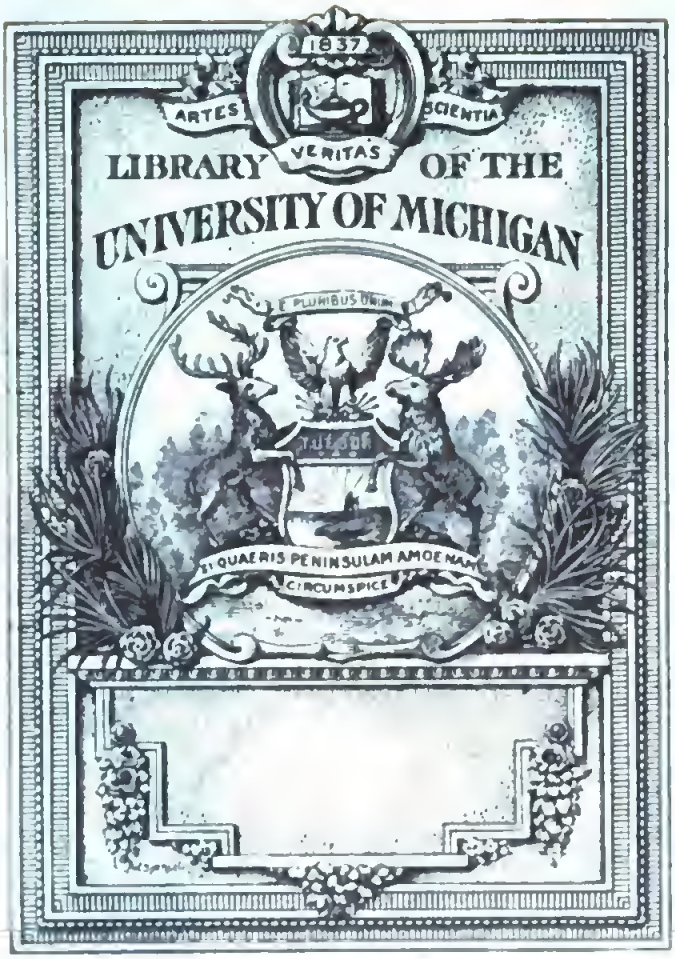
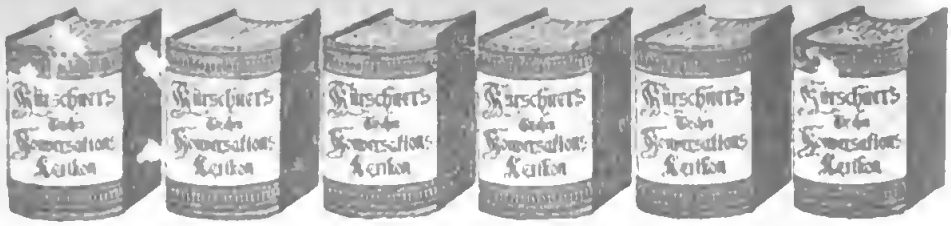
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



THE GIFT OF
Dr H. L. Chute



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Das billigste Lexikon ist:

Kürschners

Taschen-

Konversations-Lexikon.

Die **siebente, vollständig umgearbeitete Auflage** wurde mit einer **Aussprachebezeichnung** und **zahlreichen Illustrationstafeln** vermehrt, so daß es neben seinem übrigen, erstaunlich reichen Inhalt auf jede Frage eine prompte und zuverlässige Antwort geben kann.

Elegant in Ganzleinwand gebunden

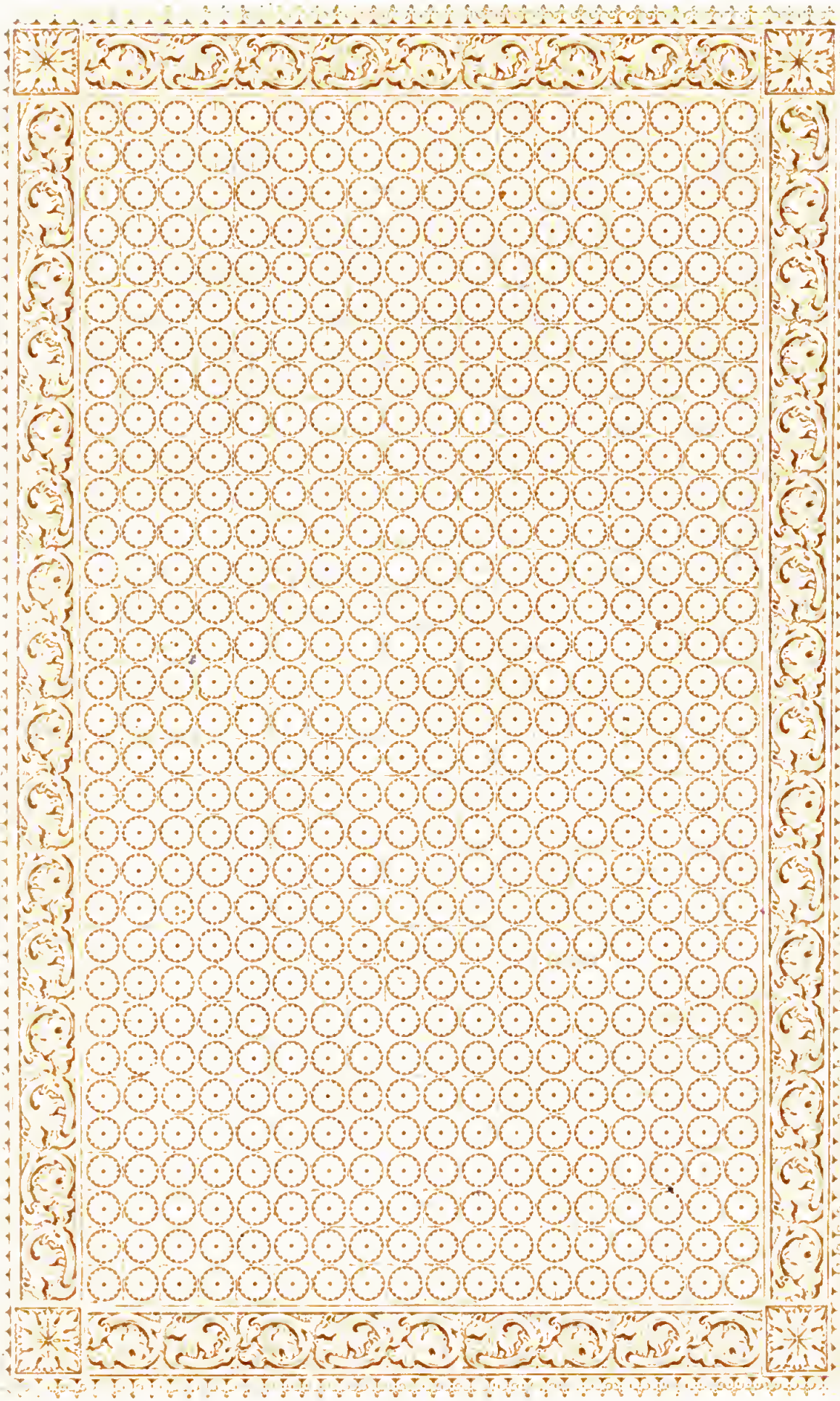
nur 3 Mark.

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Digitized by Google



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Zu der Novelle „Nur zum Schein“ von A. Oskar Klaußmann. (S. 97)
Originalzeichnung von R. Gutschmidt.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1893.

Dritter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Zu der Novelle „Nur zum Schein“ von A. Oskar Klaußmann. (S. 97)
Originalzeichnung von R. Gutschmidt.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1893.
Dritter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Digitized by Google

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Spätes Recht. Kriminalroman von Friedrich Jacobsen (Fortsetzung) 7

Nur zum Schein. Novelle von A. Oskar Klaußmann . 74
Mit Illustrationen von R. Gutschmidt.

Brian's Geheimniß. Erzählung von Felix Lilla . . 126
Mit Abbildung.

Eine Fahrt durch den Suezkanal. Reiseskizze von J. Paul 140
Mit 8 Illustrationen.

Ein Abgewiesener. Geschichtliches Charakterbild. Von F. A. v. Winterfeld 159
Mit Porträt.

Das Wachsthum des Menschen. Physiologische Skizze. Von Theo Seelmann 169

Aus der Welt des schönen Scheins. Bilder von den „weltbedeutenden Brettern". Von Robert Misch . . 181
Mit 13 Illustrationen.

Aufgelöste Verlobungen. Ein Beitrag zur Menschenkenntniß. Von Richard March 198

Mannigfaltiges:

Ein Unersättlicher 209

Gemeinschaftliche Jagden der Thiere 214

Ein nützlicher Feuertod 217

Das „Seel-zagende" Elsaß 221

Champignonzucht 223
Mit 2 Illustrationen.

240437

Digitized by Google

Seite

Eine unfreiwillige Waſſerparthie 225
Glockenſpiele 228
Wie man im Alter leben ſoll 231
Die erſte Beſteigung des St. Eliasberges 233
Die Schlummermaſchine 235
York's Kaſſation 235
Die Behandlung der Geiſteskranken im Mittelalter . . 236
Ein königlicher Gaſthof 237
Die Sage vom Pelikan und ihre naturwiſſenſchaftliche Auflöſung 238
Die Weiber keine Menſchen! 239
Unreimbar! 239
Unſere Ahnen 239
Eine ſeltſame Eidesablegung 240
Napoleon und Jerome 240

Spätes Recht.

Kriminalroman

von

Friedrich Jacobsen.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Achtes Kapitel.

Der Mond stand voll und glänzend über einer wilden Gebirgslandschaft.

Noch war die Nacht nicht hereingebrochen, aber tiefer hätte ihr Schweigen nicht sein können in der todten Stunde, als die Einsamkeit dieser schroffen zerklüfteten Felsen und der regungslos emporragenden Baumriesen.

Nur ein wenig betretener Saumpfad zog sich am Grat des Gebirges in die Schlucht und kletterte wieder über brüchiges Gestein zu dem nächsten Porphyrkegel, auf dessen Scheitel ein altes lichtloses Gemäuer stand. Die kleine Schänke, deren Schindeldach im tiefsten Grunde dieser Schlucht am grauen Felsen klebte, war so sehr von den hochstämmigen Kiefern und einem überhängenden Granitblock beschattet, daß der Mond auch am Gipfel seiner Bahn keinen Strahl in die runden Bleifenster zu senden vermochte.

Unter dem niedrigen, rauchschwarzen Deckbalken des Schänkzimmers schwelte eine düstere Hängelampe, und an

dem rohen Tisch von Fichtenholz saß ein einzelner Mann in tiefen Gedanken; er nahm von Zeit zu Zeit einen bedächtigen Schluck von dem feurigen rothen Ungarwein, der in einem großen Humpen vor ihm stand, und wenn die schweren, dunkel glänzenden Tropfen in seinen blonden Vollbart niederrannen, dann glitt ein stilles, zufriedenes Lächeln um den schweigsamen Mund.

Der einsame Zecher war Felix Kern, und die verborgene Waldschänke lag mitten im entlegensten Winkel des Karpathengebirges.

Die Gedanken des jungen Arztes wanderten über den Kamm des Hochlandes und durch die Pußta der ungarischen Tiefebene bis hinauf in seine deutsche Heimath, und er schüttelte nahe am Ziele den Kopf über das wunderliche Schicksal, das ihn in diese weltentlegene Einöde verschlagen hatte.

Es war in der That eine sonderbare Fügung gewesen.

Jene stumme Mahnung, die in der letzten Nacht auf Schloß Griesheim aus einem längst vergessenen Schreibtischfach zu ihm geredet, hatte zwar seinen weiteren Nachforschungen ein Ziel gesetzt, aber der geheimnißvolle Reiz, den die unvollkommene Lösung in seiner Seele zurückließ, war für ihn die Ursache eines neuen Entschlusses geworden.

Er wollte sich zunächst überzeugen, ob der verstoßene und verschollene Sohn Heidrich's noch am Leben sei, und wenn dies der Fall, ihm Nachricht über die Angelegenheit zukommen lassen. In erster Linie hielt er es für seine Pflicht, dem Unglücklichen die Ueberzeugung zu verschaffen, daß der Vater kurz vor seinem plötzlichen Ende den Gedanken der Versöhnung gefaßt, und ihm Ausdruck verliehen habe; die Kunde, welche Felix durch einen Zufall geworden war, dünkte ihm wie ein heiliges Vermächtniß, dessen Vollstreckung unter dem Gebot der christlichen Liebe stand und nicht vernachlässigt werden durfte.

Digitized by Google

Vielleicht löste sich auch noch der Schleier von anderen Zweifeln.

Felix wußte nicht in klaren Gedanken ihren Inhalt zu fassen, er ahnte nur, daß noch irgendwo ein Geheimniß ruhe, das seinen Schatten in das Leben der Geliebten warf — und dieses dunkle, unbestimmte Gefühl leitete seine ersten Handlungen.

Er hatte sich nach seinem Fortgang von Griesheim vorläufig in Hegenau eingemiethet und von dort aus an die Komitatsverwaltung von Zemplin eine telegraphische Anfrage gerichtet, ob in dem Kloster Zemplin ein Deutscher, der ursprünglich Heidrich heiße, unter dem Namen eines Pater Anselmo lebe.

Die Antwort war umgehend eingelaufen und hatte bejahend gelautet.

Das war mehr, als Felix zu hoffen gewagt, und er hätte sich nunmehr schriftlich an den Oheim Wanda's wenden können.

Allein bei näherer Ueberlegung erschien dieser Weg nicht unbedenklich. Man konnte nicht wissen, ob die Klosterverfassung den Mitgliedern des Ordens eine Korrespondenz mit der Außenwelt gestatten werde, es erschien sogar zweifelhaft, ob ein Brief jemals in die Hände des Empfängers gelangte.

Vielleicht hätte Kern sich über diese Erwägungen hinweg gesetzt, allein er fühlte, daß die Ereignisse der letzten Zeit ihn angegriffen hatten und eine gründliche Zerstreuung forderten; eine angeborene, aber lange zurückgedämmte Reiselust kam plötzlich zum Durchbruch, und kurz entschlossen machte er von seinem kleinen Vermögen einige hundert Thaler flüssig, um schon Tags darauf mit dem Orientexpreßzug nach Süden zu fahren.

Die Reise glich fast einer Flucht.

Niemand wußte von seinem Unternehmen, am wenigsten

die beiden einzigen Perſonen, welche ihm nahe ſtanden. Wanda hätte es ſicherlich gebilligt, davon war Felix überzeugt, allein er wollte das Mädchen nicht vor der Zeit beunruhigen; Aſſeſſor Rabe aber befand ſich gerade auf Urlaub.

Und nun ſaß der junge Mann in der einſamen Schänke, trank zur Stärkung für kommende Dinge nach guter deutſcher Sitte einen tiefen Trunk und ſtarrte nachdenklich in das zitternde Licht der düſteren Lampe. Hinter dem Bretterverſchlage, der wahrſcheinlich ein Buffet vorſtellen ſollte, hockte der Wirth und hantirte geräuſchlos mit ſeinen Flaſchen und Gläſern. Ein grauer, am Kinn geſcheitelter Bart umrahmte das ſcharf geſchnittene Geſicht. Gott allein mochte wiſſen, wo dieſer Mann ſich in der Welt herumgetrieben hatte, bevor ſein Leben in dieſer Einöde verſandete, aber er verſtand etwas Deutſch und hatte den blonden Fremdling in dieſer Sprache angeredet.

Den beſten Wein hatte er herbeigeſchafft, und ſogar ein Nachtlager wollte er dem gnädigen Herrn gewähren, denn es ſei weit und breit keine „Cſarda“ im Gebirge, und bei den Vätern da drüben würde der gnädige Herr wohl auch keine Unterkunft finden.

„Warum nicht?“ hatte Felix gefragt.

Dann kam das Geſpräch auf das Kloſter und ſeine Inſaſſen, von denen der Wirth nur Gutes zu berichten wußte.

„Ich habe gelegen krank und ohne Hilfe,“ ſagte er, „da iſt gekommen der Eine von ihnen, der große Mann mit den blauen Augen und dem ernſten Geſicht — der hat mich gepflegt, und er hat zu mir geredet in derſelben Sprache, welche ſpricht der gnädige Herr, und die da iſt die Sprache meiner Mutter.“

„Ein Deutſcher — wie iſt ſein Name?“ frug Felix aufhorchend.

„Ihre Namen ſtehen nur im Kalender,“ murmelte der

Wirth, „ich weiß nicht, wie geheißen hat sein Vater — aber er nennt sich Pater Anselmo —"

Felix Kern stand auf und trat an das niedrige Fenster der Csarda. Da oben, kaum eine halbe Stunde entfernt, lag das Kloster auf dem Basaltkegel. Die Mondstrahlen glitten über seine düsteren Mauern, als suchten sie vergeblich einen Weg in die Kreuzgänge des Innern, wo vielleicht gerade um diese Stunde schwarze Gestalten zur Hora schritten. Es fiel kein Lichtschein nach Außen, der Bau glich einem Sarg, von dem die Erdhülle niedergefallen ist.

Der junge Mann, dem das Leben in seiner vollen Pracht blühte, empfand ein unendliches Mitleid mit jenem einsamen, namenlosen Büßer, der vielleicht Gott auf seinen Knieen dankte, wenn er von der Bergeslast des Vaterfluchs ein Sandkorn abbröckeln konnte.

Der Wirth schien zu errathen, daß die Gedanken seines schweigsamen Gastes sich mit dem Landsmann beschäftigten.

„Er wird vielleicht kommen hierher," sagte er. „Ich sah ihn heute früh vorbeiwandern, er wird haben gebracht einem Sterbenden die letzte Oelung, und ist noch nicht zurück —"

Dann fuhr sein grauer Kopf plötzlich herum: „Gott der Gerechte, was ist das?!"

Ein Faustschlag donnerte gegen die morsche Thür, dann noch einer, und rauhe, fluchende Stimmen begehrten in ungarischer Sprache Einlaß.

Der Wirth eilte, um zu öffnen, und zwei wilde Gestalten drängten sich in die Schänke. Es waren Czikos, jene unheimlichen Gestalten, die, halb Pferdehirten, halb Räuber, die Pußta und das angrenzende Karpathengebirge unsicher machen, und wahrscheinlich in den Besitz einiger Geldmittel gekommen waren, deren schleunige Umsetzung in Slibowitsch*) unbedingt nothwendig erschien.

*) Pflaumenbranntwein.

Felix Kern verstand nicht ihre Sprache, desto besser aber die tückischen Seitenblicke und das plötzliche gedämpfte Flüstern, mit dem sie sich am anderen Ende des Tisches niederließen, und er nahm deshalb seinen Revolver aus der Tasche, um scheinbar unabsichtlich dessen Ladung zu prüfen.

Das half.

Die Kerle wandten sich ab, riefen sich lachend einige Worte zu, die der Wirth mit bedeutsamem Kopfnicken begleitete, und begannen dann eines jener halb wilden, halb schwermüthigen Lieder zu singen, die von Räuberleben und Räuberliebe handeln:

„Ich Betjâr bin ein armer Wurm,
Ertragen muß ich Regen, Sturm,
Der Hitze viel, der Kälte viel,
Bin böser Zungen Lästerspiel.
Geliebt hab' ich so inniglich,
Und Du hast schnöd' betrogen mich."

Es war ein düsteres, aber malerisches Bild. In schweren Wolken zog der Rauch aus den kurzen Pfeifen der Czikos durch das niedrige Gemach, und lagerte sich grau um das rothe zuckende Licht der Hängelampe am schwarzen Deckbalken; die Züge der wetterharten Gesellen verschwammen in nebelhafte Umrisse, und das Gesicht des alten Wirths zerfloß zu einem wesenlosen Schatten — Felix Kern hätte ein Maler sein mögen, um das unheimlich bewegte Gemälde festhalten zu können.

Und als ob der wüste Lärm in den schweigenden Felswänden des einsamen Gebirges einen nächtlichen Spuk geweckt hätte, so erschien urplötzlich und geräuschlos eine neue düstere Gestalt unter dem Rahmen der niedrigen Thür.

Es war ein Mönch, und er mußte seine hagere Gestalt bücken, um nicht mit dem Schädel, zwischen dessen wirren grauen Haaren eine breite Tonsur glänzte, an die roh behauenen Fichtenstämme zu streifen.

Digitized by Google

Der Gesang brach plötzlich ab. Die beiden zerlumpten Burschen starrten finster auf das dunkle geistliche Gewand, dessen Anblick sie an die zahlreich begangenen Missethaten und gleicherweise an die längst vergessene Beichte mahnen mochte. Der Wirth aber kam eilfertig hinter seinem Verschlage hervor, begrüßte mit demüthiger Verbeugung den neuen Gast und frug in deutscher Sprache, womit er dem ehrwürdigen Pater Anselmo dienen könne.

Bei Nennung dieses Namens hob Felix den Kopf und betrachtete aufmerksam das Gesicht des Mannes, um den er die weite Reise unternommen hatte, und der nun unter so seltsamen Verhältnissen vor ihm stand.

Er konnte in diesen stillen, ernsten Zügen keine Aehnlichkeit mit Wanda entdecken, aber sie waren freilich von Gram und Nachtwachen so tief durchfurcht, daß es schwer gewesen wäre, daraus auch nur die leiseste Erinnerung an Jugend und Glück loszulösen.

Wie oft mochten sich diese hageren durchsichtigen Hände um Mitternacht während der Zeit kurz bemessener Ruhe über dem Rosenkranze gefaltet, wie oft mochten sie die niedrigste Büßerarbeit verrichtet haben, niedriger als selbst der Orden sie heischte, um dann müde und hoffnungslos herabzusinken!

Und in diesem Augenblick hoben sie sich im heiligen Zorn.

Doch in demselben Moment ließ er sie wieder sinken, neigte das Haupt auf die Brust und sagte: „Ich vernahm das Toben in Eurer Behausung, und ich weiß, daß Ihr ein furchtsamer Alter seid, der nicht gerne mit dem Gesindel zu schaffen hat. Wer ist der fremde Mann? Könnt Ihr für seine Sicherheit einstehen?“

„Es ist ein Deutscher, ehrwürdiger Vater,“ entgegnete der Gefragte halblaut. „Er hat gefragt nach dem Kloster, nehmt ihn mit Euch, ich bitte darum, denn ich will nicht, daß um seinetwillen komme ein Fluch über mein Haus!“

Digitized by Google

Pater Anſelmo wandte ſich zu Kern: „Es ſind gefährliche Leute, Herr,“ ſagte er, auf die Czikos deutend, „ich kenne ihresgleichen und bin vielleicht zur rechten Zeit eingetroffen. Wenn Sie für dieſe Nacht die Gaſtfreundſchaft des Kloſters in Anſpruch nehmen wollen, ſo ſind ſeine Pforten Ihnen geöffnet.“

Felix erhob ſich in ſchweigendem Einverſtändniß und zog aus ſeiner Börſe ein Geldſtück für den Wirth, als einer der Pferdehirten ein neues Lied begann. Der junge Arzt konnte die Worte nicht verſtehen, aber aus dem ſpöttiſchen Tone und den unzweideutigen Geſten entnahm er leicht, daß es einen Hohn auf den Mönch enthalten mußte.

Vielleicht einen bitteren, tödtlich verletzenden Spott, denn Anſelmo wurde todtenblaß, richtete ſich plötzlich hoch auf und rief den Frechen ein drohendes Wort entgegen.

Im Nu veränderte ſich die Scene.

Die beiden Raubgeſellen ſchienen nur auf eine Gelegenheit gelauert zu haben, ihr Müthchen an dem verhaßten Ordensgewand zu kühlen, und zugleich über den Fremden herzufallen, deſſen unvorſichtig gezeigte Börſe ihre Habgier reizen mochte.

Sie ſprangen mit einem wilden Ruf über den Tiſch, Meſſer blitzten in ihren Fäuſten, und vielleicht wäre der zunächſt ſtehende Mönch das erſte Opfer geworden, wenn Felix ſich nicht dazwiſchen geworfen, den vorderſten Angreifer mit kräftiger Fauſt zurückgeſchleudert, und den Pater mit ſeinem Leibe gedeckt hätte. Der Revolver in ſeiner Rechten ſcheuchte die feigen Geſellen zurück; ſie krochen wie geſchlagene Hunde hinter den Tiſch und ſtießen nur ohnmächtige Flüche aus, während die beiden Männer das Zimmer verließen.

Eine Weile ſchritten ſie ſtumm, und von Zeit zu Zeit zurückhorchend, nebeneinander durch die Nacht; dann

athmete der Mönch tief auf und sagte: „Sie haben mir das Leben gerettet, mein junger Freund; es wäre vielleicht besser gewesen, wenn das Messer der Banditen diesem traurigen Dasein ein Ende gemacht hätte, aber Gott hat es anders gewollt, und ich danke Ihnen. Sie sind ein Deutscher wie ich, darf ich Ihren Namen wissen?"

Felix nannte ihn, und der Pater fuhr fort: „Es ist selten, daß Landsleute sich in diese Einöde verirren; Sie dürfen von Glück sagen, daß unser Kloster in der Nähe liegt, denn jene Cfarda ist, wie alle hier zu Lande, ein Schlupfwinkel für Räuber und Gesindel."

Kern schwieg einen Augenblick, dann entgegnete er zögernd: „Das Kloster ist mein Ziel. Ich suche dort einen Mann, dessen Name längst verschollen ist, am längsten vielleicht in dem Gedächtniß seines Trägers."

„Sie sind Alle namenlos," entgegnete der Mönch düster, „und es ist nicht gut, die Todten wachzurufen. Wen suchen Sie, Herr?"

„Hans Heidrich, Anna v. Osten's Bruder."

Unter den Füßen des gebeugten Mannes rollte ein Stein abseits vom Saumpfad in die Tiefe.

Der Mönch blieb stehen und lauschte mit vorgeneigtem Haupt auf seinen Klang. „O, daß ich ihm folgen dürfte," sagte er leise, „Herr, mein Gott, warum lässest Du es geschehen, daß ich jetzt noch einmal diesen Namen hören muß! Anna v. Osten's Bruder sagen Sie? Warum sagen Sie nicht: Jakob Heidrich's Sohn? Ist es nicht natürlicher, daß man den Sohn nennt anstatt des Bruders?"

Der junge Arzt betrachtete den gealterten Mann mit einem Ausdruck tiefen Mitleids. „Ich verstehe Ihre Frage, Pater Anselmo," entgegnete er leise, „Sie selbst sind jener Unglückliche, der ein namenloser Mann wurde, weil eine Hand, die nun längst erkaltet ist, Sie aus dem Vaterhause in die Welt stieß. Aber wenn ich

die Beweiſe bringe, daß jene Hand Ihnen dennoch verziehen hat —"

Der Mönch hatte ſich wieder aufgerichtet und ſeine Schwäche überwunden. Er ſetzte ſeinen Bergſtock zwiſchen das Geröll und ſtieg langſam weiter aufwärts. „Ich habe dieſen Weg tauſendmal gemacht," ſagte er finſter, „und ich weiß, daß jene Felſen feſter ſtehen, als eine Mauer von Granit. Aber ſie werden eher zuſammenbrechen, als daß die Centnerlaſt von meiner Seele genommen wird. Sie ſcheinen mein Schickſal zu kennen, Herr, wiſſen Sie nicht, welche Verheißung auf den Fluch eines Vaters gelegt iſt? Er ſoll im Stande ſein, Häuſer niederzureißen, Herr, und ich habe keine Mutter, deren Segen ſie wieder aufbaut."

Felix ſchüttelte unmuthig den Kopf. „Die Einſamkeit macht tiefſinnig, Pater. Glauben Sie denn, daß ich die weite Reiſe in dieſes Karpathenneſt unternommen habe, um mich mit Pferdedieben herumzubalgen? Da müßte ich, bei Gott, toller ſein, als es meiner Mutter Sohn zukommt. Kopf hoch, alter Herr, ich werde wohl meine Gründe haben, aber die Geſchichte iſt ein bischen weitläufig, und es kommen da allerlei Dinge zur Sprache —"

Sie ſtanden auf der Höhe des Bergkegels dicht an der Mauer des Kloſters. Pater Anſelmo lehnte ſich auf ſeinen Stab und ſah hinunter in das Thal. Es war vom Mondlicht angefüllt, nur ſeine tiefſten Gründe lagen im Schatten.

„Nicht hier," ſagte er kopfſchüttelnd, „nicht hier. Was Sie mir mitzutheilen haben, vermag ich nicht zu ahnen. Es kann Wichtiges ſein, denn um einer ſchattenhaften Idee halber würden Sie ſchwerlich einen begrabenen Mann aufgeſucht haben. Vielleicht wird es auch in dieſes umdüſterte Leben einen Lichtſtrahl fallen laſſen, aber in der Tiefe bleibt das Dunkel — wie da unten. Ich will in meiner Zelle Ihren Bericht entgegennehmen, unter dem Bilde des Gekreuzigten und umgeben von den Zeugen meiner Buße wird

es mir leichter werden, in die Vergangenheit hinabzusteigen. Kommen Sie, mein Freund."

— — — — — — — — — — — —

Die Mitternacht war heraufgekommen, und der Mond stand tief am Himmel. Sein blasses Licht fiel durch ein vergittertes Fenster auf die nackten, weißen Wände der engen Zelle, in welcher Pater Anselmo und Felix Kern im ernsten Gespräch beisammen saßen.

Der Mönch hatte den Kopf in die Hände gelegt und schweigend zugehört, während der junge Arzt ihm über die Ereignisse der letzten fünfundzwanzig Jahre Bericht erstattete, ohne einen einzigen Umstand zu verschweigen.

Kein Zucken in dem durchfurchten Antlitz des alten Mannes verrieth seine innere Bewegung, die Gewohnheit der Selbstzucht war mächtiger, als die natürliche menschliche Regung.

Aber als Felix mit einem tiefen Athemzug geendet hatte, hob der Mönch langsam das blasse Gesicht zu dem Bilde des Erlösers, das über seiner harten Lagerstätte hing und seltsam in den zitternden Mondstrahlen schwankte.

„Du weißt es," sagte er leise, „was ich gelitten habe, und ich danke Dir, daß ich diese Stunde erleben durfte. Aber auch unser Glück trägt eine Dornenkrone." Dann wandte er sich zu Felix und fuhr lauter fort: „Seit jenem Augenblick, wo meine Füße über die Schwelle dieses Klosters traten, und die eiserne Pforte sich hinter mir schloß, habe ich keine Verbindung mit der Welt unterhalten. Es ist mir nichts von alledem bekannt gewesen, nicht einmal die schreckliche Thatsache, daß mein Vater durch Mörderhand sein Leben enden mußte. Ich habe nur annehmen können, daß er nach den Gesetzen der Natur längst heimgegangen sein müßte, und weil ich keine Antwort auf meinen Brief erhielt, so glaubte ich, daß der Fluch noch immer auf mir laste. Nun weiß ich, daß mein

Vater durch die Hand eines Verruchten gehindert wurde, seine Verzeihung auszusprechen, und daß der Mordstahl auch mein Herz getroffen hat. Aber der da oben hat uns gelehrt, daß wir auch für unsere Mörder beten sollen. Und ich will es versuchen, wenn ich gleich nicht weiß —"

Er brach ab, und sah einen Augenblick nachdenklich vor sich hin. Dann fuhr er fort: „Ich muß Ihnen ein Bekenntniß ablegen, Herr Doktor, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie sich von mir abwenden, selbst auf die größere hin, daß eine neue Unruhe und ein neuer Schatten in Ihr Leben geworfen wird. Sie lieben das Kind meines Schwagers, und ich sollte vielleicht schon um deswillen schweigen, aber es läßt sich nicht das Eine sagen ohne das Andere.

Ich muß in meine frühe Jugend zurückgreifen, um Ihrem Verständniß nahe zu treten. Wir waren nur zwei Kinder, meine Schwester Anna und ich, und meine Mutter starb schon bald nach der Geburt Anna's. Vielleicht um deswillen schloß sich mein Vater enger an die Tochter, deren Wesen ihn an die verstorbene Gattin erinnerte, vielleicht stießen ihn Charaktereigenschaften ab, deren Nachtseite sich schon früh bei mir entwickelte.

Habsucht und Hinterlist, mein Freund. Ich habe sie mit Gottes gnädigem Beistand abgelegt, und ich darf davon reden, wie von einem Schatten, der nur in den einsamen Nachtstunden zuweilen an mein Lager tritt.

Als meine Schwester dem Vater das erste schwere Leid zufügte, an dem doch ihr Wille die geringste Schuld trug, als sie ihr Herz einem Manne schenkte, der wohl nur nach ihrem Reichthum trachtete, da beging ich das erste schwere Unrecht meines Lebens. Anstatt zu vermitteln, oder meine Schwester dem Willen des Vaters gefügig zu machen, begünstigte ich das Verhältniß mit dem Baron und brachte es schließlich so weit, daß mein Vater glaubte, sein Jawort geben zu müssen.

Und als die eheliche Verbindung geschlossen war, da begann ich meinen unseligen Einfluß geltend zu machen. Ich bewog meinen Vater, ein Testament zu entwerfen, in dem meine Schwester auf den Pflichttheil gesetzt wurde. Es war nur vorläufig ein Entwurf, und dieser deckte sich natürlich nicht mit jener letzten Willensbestimmung, die nach Ihrer Mittheilung auf dem Amte zu Hegenau liegt; die Benachtheiligung meiner Schwester war vielmehr zu meinem eigenen Gunsten ausgesprochen, wie dies auch in meiner erbschleicherischen Absicht begründet lag.

Es hat dem alten Mann Kämpfe gekostet, bevor er sich zu diesem Schritte entschloß, und er fügte dennoch eine Klausel des Inhalts bei, daß etwa aus der Ehe meiner Schwester hervorgehende Töchter in das volle Erbrecht der Mutter eintreten sollten. Sie wissen, daß er damit vor allen Dingen den ihm verhaßten Schwiegersohn treffen wollte, dem hauptsächlich an der Bereicherung seines Mannesstammes gelegen sein mußte.

Zur Zeit, als jener Testamentsentwurf angefertigt und auch zur Kenntniß des Barons v. Osten gebracht wurde, befand sich meine Schwester bereits in gesegneten Umständen, und Sie können sich denken, mit welcher Spannung Lutz v. Osten erwartete, ob ihm ein Sohn oder eine Tochter geboren würde. Seine Erwartung wurde von mir getheilt, aber natürlich im entgegengesetzten Sinne, denn die von ihm gewünschte Geburt eines Mädchens würde mich um einen Theil meines erschlichenen Erbes gebracht haben.

So standen die Sachen, als ich an einem stürmischen Frühlingsabend — es sind nun fünfundzwanzig Jahre seitdem verflossen — von einem Jagdausflug nach Hause zurückkehrte, und in der Nähe des Schlosses Griesheim von einem Unwetter überrascht wurde. Ich mochte mich nicht in das Schloß begeben, da natürlich zwischen dem

Ehepaar und mir eine Spannung beſtand, und flüchtete mich deshalb in eine alte Rindenhütte, die am Ende der Ihnen bekannten Tannenallee ſtand und zur Aufbewahrung von Futtervorräthen für das Wild benutzt wurde.

Ich warf mich in einer dunkeln Ecke in das aufgeſchichtete Heu, und während draußen der Regen niederſtrömte, betraten plötzlich zwei Perſonen die Hütte. Es war mein Schwager Lutz und ſein Kammerdiener Schwartz, ein unangenehmer Menſch, der aber, wie ich bereits verſchiedentlich beobachtet hatte, das ganze Vertrauen ſeines Herrn beſaß, und jedenfalls der Genoſſe ſeiner wüſten Junggeſellenzeit geweſen war.

Die beiden Männer ſchienen ſich mit Abſicht hier zuſammengefunden zu haben, um vor jedem Lauſcher geſichert zu ſein, denn ſie begannen eine Unterhaltung, deren Inhalt mir jedes Haar auf dem Haupte emporſträubte.

Es handelte ſich um —"

Der Mönch machte eine Pauſe, erhob ſich und trat an das Fenſter ſeiner Zelle.

„Wenn man in dem Frieden dieſer ſtillen Mauern lebt," fuhr er leiſe fort, „ſo verlernt man zu begreifen, wohin der unerſättliche Durſt nach Gold den Menſchen treibt. Nur an einer Stunde des Tages vermag ich es wieder zu faſſen. Sehen Sie, da draußen liegt unſer Friedhof, auf dem auch ich einmal ruhen werde.

Der Gedanke an das Grab macht den Menſchen fromm, der Gedanke an das Grab macht ihn ſchlecht, es kommt nur darauf an, was wir uns jenſeits deſſelben vorſtellen: Nacht oder Gericht.

Wer nur an die Nacht glaubt, der klammert ſich an das Leben, und ſucht ſich ohne Furcht vor der Verantwortung das Daſein behaglich zu geſtalten.

Das iſt die Wurzel aller Verbrechen."

Die beiden Männer ſtanden nebeneinander und ſahen

hinaus auf die ſchweigende Todtenſtätte — dann ſtreckte Pater Anſelmo die Hand aus und ſagte feierlich: „Bei dem Schweigen des Grabes beſchwöre ich Sie, das Geheimniß zu bewahren, weiß ich doch nicht einmal, ob jener Gedanke zur That geworden iſt — jener Gedanke —“ Er bog ſich zu dem Ohre des Arztes nieder und flüſterte ein Wort —

Es war dunkel in der Zelle geworden, denn der Mond ſtand hinter einer Wolke.

Pater Anſelmo taſtete nach der Hand ſeines Gaſtes und fuhr fort: „Ich wiederhole es Ihnen, mein Freund, es iſt mir nicht bekannt, ob der Anſchlag, den die beiden Männer an jenem Abend beriethen, wirklich zur Ausführung gelangt iſt, oder ob Gottes gnädiger Wille es anders beſchloſſen hat, ich weiß nur zu berichten, daß die böſe Saat von dem Säemann geerntet wird.

Als Lutz und ſein Kammerdiener ſich entfernt hatten, ohne meine Anweſenheit zu entdecken — ich lag für dieſen Fall mit dem Jagdgewehr im Anſchlag — eilte ich zu meinem Vater, um das Vernommene zu verrathen.

Es war die zweite Lüge meines Lebens, denn ich verflocht Anna's Namen mit in das Verbrechen, um deſto ſicherer den Zorn des Vaters und eine Abänderung der Teſtamentsklauſel zu erzielen.

Der alte Mann ſchenkte mir keinen Glauben. Es mochte ihm plötzlich wie Schuppen von den Augen fallen, denn er nannte mich einem Verleumder, einen Erbſchleicher, einen Schurken.

Ich hätte das wahre Wort hinnehmen ſollen, aber der Satan thut keine halbe Arbeit. Eine Rede gab die andere, und da geſchah das Entſetzliche, ich beging die Sünde, für welche es keine Sühne gibt auf Erden.

Was ſpäter geſchehen iſt, als der unſelige Schlag gefallen war, und nachdem mein Vater ſeinen Fluch aus-

geſprochen hatte, vermag ich nicht mehr zu ſagen. Es iſt Alles dunkel in meiner Erinnerung bis zu jenem Augenblick, wo ich nach ruheloſem Umherirren eine Zufluchtsſtätte in den Mauern dieſes Kloſters fand.

Von hier aus ſchrieb ich alsdann jenen Brief, der durch einen ſeltſamen Zufall zu Ihrer Kenntniß gelangt iſt. Ich bin bis auf den heutigen Tag in Ungewißheit geblieben, ob mein Vater ihn erhalten, oder ob er die erbetene Verzeihung verweigert habe; an einen Zuſammenhang, wie er jetzt in dunkeln Umriſſen vor mir liegt, habe ich freilich niemals gedacht. Wenn jene Notiz auf meinem Briefe, woran ich kaum zweifeln darf, von der Hand meines Vaters herrührt, ſo hat er offenbar nach Empfang des Schreibens das mich enterbende Teſtament abgeändert; Gott iſt mein Zeuge, daß ich dieſen Erfolg nicht herbeiführen wollte, denn ich hatte mit der Welt abgeſchloſſen und dachte nicht mehr an Hab und Gut — aber dennoch ſegne ich die Stunde, wo ich dieſe Vermuthung hegen darf, denn ſie gibt mir die Hoffnung, daß mein Vater verzieh oder wenigſtens nicht mehr zürnte. Wann, ſagten Sie, iſt ſein Todestag?"

Felix nannte ihn, und Anſelmo nickte traurig.

„So hat mich die Hand des Mörders um meinen Seelenfrieden gebracht. Nach meiner Berechnung muß der Brief wenige Tage vor der Unthat in die Hände meines Vaters gelangt ſein. Der alte Mann hat, vielleicht unter dem Druck jener Todesahnung, die uns Menſchen ſo oft beſchleicht, und die heute auch durch meine Seele geht, zuerſt dasjenige gethan, was ihn das Wichtigſte dünkte — er hat ſeinen letzten Willen geändert. Bevor er das Wichtigere thun konnte, nämlich an mich ſchreiben, trat die Geburt des Enkelkindes dazwiſchen, und der Schatten des Todes. Alſo in der Nähe von Griesheim geſchah die unſelige That?"

„Dicht neben jener Rindenhütte, von der Sie redeten," ſagte Felix. „Nach den Zeugenausſagen hat der alte Mann ſich noch wenige Minuten zuvor in freundſchaftlicher Weiſe von dem Baron verabſchiedet."

Der Mönch ſchüttelte den Kopf. „Seltſam — faſt unglaublich. Indeſſen iſt es ja möglich, daß die beiden Männer ſich über der Leiche meiner Schweſter die Hand zur Verſöhnung gereicht haben. Und dieſem Bode iſt die That allerdings zuzutrauen. Er hatte ſtets einen tückiſchen Charakter, und war von meinem Vater ſchimpflich fortgejagt worden. Sie mögen aneinander gerathen ſein, ich will's glauben. Aber es bleibt noch Manches dunkel."

„Am dunkelſten der Platz, wo der Teſtamentsnachtrag ſich befindet," warf Felix ein.

Da glitt ein müdes Lächeln über die blaſſen Züge des Paters. „Wie nichtig dünkt mich das Alles in dieſer Stunde. Daß Lutz v. Oſten, nachdem er in der Hinterlaſſenſchaft meines Vaters jenen Brief mit der Bleiſtiftnotiz gefunden hatte, nach dem Schriftſtück forſchte, erſcheint mir begreiflich. Es läge in ſeinem Intereſſe und in ſeinem Charakter, dieſes Zeugniß zu vernichten. Aber warum forſchen Sie darnach?"

„Es ſoll an der Hand meiner zukünftigen Gattin kein unrechtes Gut kleben," entgegnete Felix ernſt.

Anſelmo lächelte abermals. „Sie denken edel, mein junger Freund, aber ich trachte nicht mehr nach irdiſchen Schätzen. Und Sie werden das Schriftſtück niemals finden, denn wenn es ſelbſt in jenem Geheimfach nicht enthalten war, deſſen Entdeckung mühſam genug geweſen ſein wird —"

„Sie kennen es?" unterbrach Felix lebhaft den Redenden.

„Gewiß. Ich habe oft genug die Kunſt des Tiſchlers bewundert. Die Meiſten würden ſich durch das obere Scheinfach täuſchen laſſen."

Digitized by Google

Kern legte seine Hand auf den Arm des Paters. „Das obere Scheinfach, sagen Sie? Ja, mein Gott, gibt es denn noch ein zweites darunter? Ich habe lediglich durch einen Druck auf das Drachenauge das Getäfel zurückgeschoben und darunter eine Vertiefung gefunden, in welcher jener geheimnißvolle Zettel lag."

Und zum dritten Male lächelte der Mönch. „Dann hat sich die List des alten Meisters abermals bewährt. Jene Vertiefung, von der Sie reden, ist nur ein fest eingefugtes Kästchen, das sich herausheben läßt. Darunter befindet sich eine kleine Leiste, und wenn man kräftig an dieser zieht, öffnet sich das eigentliche Geheimfach in Gestalt einer Schieblade. Aber mein Freund, wessen Hand auch jenen Zettel geschrieben haben mag, befolgen Sie seine Warnung und lassen Sie die Todten ruhen. Es ist Mitternacht vorüber, wir wollen auch schlafen gehen. Ich habe von dem Prior die Erlaubniß erbeten, Sie in meiner Zelle beherbergen zu dürfen, denn wir besitzen sonst im Kloster keinen Raum. Nehmen Sie auf meinem Lager Platz, für mich genügt jener Strohsack unter dem Bilde meines Erlösers, ich habe schon härter geruht, und wer weiß, wie bald ich mit einem noch engeren Platze vorlieb nehmen muß." —

Nun war die Wolke vorbeigezogen, die den Mond verhüllt hatte, aber er selbst stand nicht mehr am Himmel, sondern tief unten hinter dem Kamm der Karpathen.

Ein trübes Dämmerlicht, der Vorbote des kommenden Tages, durchzog die Zelle und hüllte das spärliche Geräth in fahles Grau.

Felix Kern lag auf der harten Holzpritsche und suchte vergeblich den Schlaf; er mußte immer wieder die eingefallenen Züge des alten Mannes betrachten, der ihm gegenüber auf der Erde ruhte.

Und als ob die Stille der Nacht jene geheimnißvollen

Stimmen wecke, von denen wir nicht wissen, ob sie aus unserem Herzschlag reden, oder aus dem unbekannten Reiche der Geister, überkam ihn eine fast grauenvolle Ahnung von Ereignissen, die in ihrem lautlosen Herannahen noch lähmender wirken, als eine gramvolle Erinnerung an die fruchtlose Sühne eines Menschenalters.

So kam der Tag langsam herauf.

Neuntes Kapitel.

Es war in diesem Sommer eine Zeit angebrochen, wo die Stürme kein Ende nehmen zu wollen schienen.

Tags über schwiegen sie zumeist und schöpften Athem, aber wenn es dunkel wurde, dann begann das unheimliche Rauschen in der Luft, und um die Wende der Mitternacht zog der wilde Jäger durch den Tannenforst.

Schon gesunde Menschen spüren bei solcher Unnatur mitten im Schoße der Familie ein leises Frösteln, Kranke und Einsame aber sehen Gespenster und denken an den Weltuntergang oder an das eigene Ende.

Lutz v. Osten war einsam und krank.

Er hatte niemals viel Verkehr mit seiner Tochter gepflogen und war oft unwirsch aufgefahren, wenn Wanda unvermuthet in sein Zimmer trat und ihn freundlich nach dem Grunde seiner Verstimmung frug; jetzt schien die Vergeltung eingetreten zu sein.

Wanda ging ihrem Vater aus dem Wege und blieb stundenlang auf ihrem Zimmer, oder machte lange einsame Spaziergänge in die Umgegend, insbesondere nach dem Krähenhorst, an dessen öde Felsen sich eigenthümliche Erinnerungen für sie knüpften.

Sie waren theils freudiger, theils unheimlicher Art.

Wenn sie, das Haupt an die Granitwand lehnend, das Bild des fernen Geliebten herbeirief, dann trat wie ein

finſterer Schatten die Geſtalt jenes unheimlichen, verkommenen, und dennoch ſo erbarmungswürdigen Mannes dazwiſchen, der in dem Leben ihrer Familie ſchon einmal eine düſtere Rolle geſpielt hatte. Es war aber ſonderbar und unerklärlich, daß ſie nach ſolchen Erinnerungen auch die Züge ihres eigenen Vaters in Nacht verſinken ſah — dann ging es wie ein Fieberfroſt durch ihre Glieder, und ſie ſehnte ſich haltlos und rathlos nach einer Stütze. —

Einſamer war Lutz v. Oſten geworden und krank.

Die innere Unruhe, ſeltſam geſteigert ſeit jenem Augenblick, wo er von der Entlaſſung Klaus Bode's aus dem Zuchthauſe Kenntniß erhalten hatte, begann an ſeinem Körper ſichtbare Spuren zu hinterlaſſen; er ſchlich gebeugt umher, vermied es, die Räume des Schloſſes zu verlaſſen, und fand doch in keinem derſelben Ruhe.

Die Anweſenheit des jungen Arztes war ihm ſchließlich unbequem geworden; nun ängſtigte es ihn, daß er mit Niemand über ſeinen körperlichem Zuſtand reden konnte — von dem geiſtigen ſuchte er, wie vor einem Geſpenſt, die Gedanken loszureißen.

Aber das Geſpenſt ging doch auf ſeinen Ferſen, ſobald um die Abendſtunde der Sturm anhub.

Eines Abends trieb es ihn an einen Ort, den er ſeit vielen Jahren nicht betreten hatte.

Das Thurmgemach, welches Felix Kern zum Aufenthalt gedient hatte, ſtand ſeit der Abreiſe des jungen Arztes unberührt und unverändert. Wanda war einige Male oben geweſen, aber ſie hatte die Anordnung getroffen, daß kein Stück von ſeinem Platze entfernt werde, ſie hoffte im Stillen darauf, daß über kurz oder lang der alte Bewohner wieder ſeinen Einzug halten müſſe, und ſeine Erinnerungen ſollten auch äußerlich keine Veränderung erfahren.

Dorthin begab ſich Lutz v. Oſten an einem Abend, wo er ganz allein im Schloſſe weilte, weil Wanda in Geſchäften

nach Hegenau gefahren war und erst spät zurückerwartet wurde.

Der Baron stand mitten in dem hohen düsteren Gemach und blickte scheu nach allen Seiten, wie Jemand, der eine verlorene Erinnerung sucht und sich dennoch fürchtet, ihre schattenhaften Züge in irgend einer Ecke hervortauchen zu sehen. Er hatte die auf dem Tische stehende Lampe angezündet, trat vor die alte Stutzuhr, deren Zeiger wieder stille standen, wie sie es seit Jahren gethan, ging an den Schreibtisch, strich mit der hageren Hand über die leere glänzende Platte desselben, und ließ endlich seine Augen auf dem Platze ruhen, wo jetzt ein ziemlich neues und von der sonstigen Einrichtung sonderbar abstechendes Sopha stand.

„Das ist neu hinzugekommen, Herr Baron," sagte plötzlich eine halblaute Stimme hinter ihm.

Der Kammerdiener Schwartz war in seiner geräuschlosen Weise eingetreten und betrachtete den in Gedanken versunkenen Herrn mit lauernden Augen. Als dieser sich bei dem Laut der Stimme umdrehte und eine zornige Bewegung machte, lächelte er in frecher Weise und fuhr fort: „Das alte Himmelbett machte sich zu häßlich, und ich dachte, an die Stelle, wo 'mal Jemand gestorben ist, soll man keinen Anderen legen, damit es ihn nicht mit hinunterzieht. Es hätte mir leid gethan um den armen jungen Mann."

„Du lügst!" sagte der Baron rauh.

„Glauben Sie, gnädiger Herr? Nun ja, wir lügen Alle. Aber die Todten lügen nicht, und ob sie schweigen, das wissen wir auch noch nicht so genau. Es ist doch gut, daß ich das alte Gerümpel bei Seite geschafft habe. Denken Sie nur, wenn die gnädige Frau 'mal bei Nacht — wie sie damals war, Herr Baron, und wie sie wieder heute zu kommen scheint — ich meine, wenn die gnädige

Frau 'mal um Mitternacht in ihrem weißen Gewand durch das Zimmer ginge und ſich an ihr altes Bett ſetzte, in dem ein Anderer ſchläft? Was müßte der wohl für merkwürdige Träume haben!"

Der Baron ſetzte ſich müde auf einen Seſſel und ſtützte den Kopf in die Hand. „Laß Dein thörichtes Geſchwätz," entgegnete er, „Du glaubſt ebenſowenig daran wie ich. Du weißt recht gut, daß es nicht die Todten ſind, die da reden könnten, ſondern die Lebenden."

„Oder Diejenigen, die vom Tode wieder aufgeſtanden ſind, Herr Baron. Leute, die lebenslänglich Zuchthaus haben, oder die verrückt geworden ſind, ſolche Leute nennt man todt. Die Verrückten bleiben verrückt, aber das Zuchthaus hat Thüren. Meinen Sie nicht ſo, Herr Baron?"

Der alte Mann bog ſich noch tiefer zuſammen. „Jakob, ich fürchte mich. Du weißt, daß er wieder da iſt; das nimmt kein gutes Ende."

„Man ſoll ſich niemals fürchten, Herr Baron, das geht immer weiter, bis die Gedanken ſich verwirren, und der Mund anfängt zu ſchwatzen."

„Ich glaube, es wird mit mir bald ſo weit ſein," murmelte Lutz. „Dieſe greuliche Angſt hält kein Menſch auf die Dauer aus. So lange er im Zuchthaus ſaß, hatte er keinen Glauben bei den Leuten, und es brachte ihm auch keinen Vortheil, ſonſt würde er wohl ſchon längſt ſein Schweigen gebrochen haben. Jetzt iſt das wohl etwas Anderes."

Der Kammerdiener ſchürzte verächtlich die Lippen.

„Beweiſe, gnädiger Herr, Beweiſe! In fünfundzwanzig Jahren wächst viel Gras, und wer wird ein Gewicht auf das Geſchwätz eines Zuchthäuslers legen? Uebrigens vermag ich nicht einzuſehen, welchen Nutzen es ihm jetzt bringen ſollte, die alten Geſchichten aufzurühren?"

„Das Geld," ſagte der Baron nachdenklich. „Er kann

mich mit Erpreſſungen verfolgen, und vielleicht, Jakob — vielleicht geht ſein Haß noch weiter, als ſeine Habſucht."

Der Diener blickte ſich ſcheu um. „Teufel, Herr Baron, das wäre eine ſchöne Geſchichte. Ich befaſſe mich nicht gerne mit den Geſetzen, und weiß in der That nicht, was ſie über die Verjährung ſagen. Geben Sie ihm Geld, viel Geld, damit er nach Amerika auswandert, Sie haben ja, Dank unſerer Fürſorge, genug von dem Mammon — Sie, oder was daſſelbe iſt, unſer gnädiges Fräulein."

Er lachte ſonderbar bei den letzten Worten auf, aber der Laut ſchien ihm nur aus der Kehle und nicht aus dem Herzen zu kommen.

Lutz v. Oſten wiegte rathlos den Kopf. „Ich möchte es ſchon, Jakob, aber er darf nicht um meine Sorge wiſſen, ſonſt dehnt er ſeine Forderung in's Ungemeſſene. Und wer weiß, wie lange ich noch im Beſitze des Vermögens bleibe? Ich habe nach dem Teſtament geſucht und nichts gefunden. Es kann einmal durch einen Zufall an's Licht kommen. O, ich weiß ganz beſtimmt, daß es ſich plötzlich zu einer Zeit findet, wo wir nicht mehr in der Lage ſind, die Gefahr abzuwenden."

Der Diener lehnte am Schreibtiſch und klopfte jetzt mit dem Knöchel der Hand auf die Platte. „Hier liegt es nicht, gnädiger Herr, das iſt ſchon 'was werth. Es war ein Glück, daß wir das Geheimfach fanden, ſo ſind wir wenigſtens die Sorge los. Ob Sie geſucht haben, Herr Baron! Na, ich weiß es am beſten, denn ich bin doch auch nicht taub und blind. In all' den Jahren hatte es ja auch nichts zu ſagen, aber daß Sie noch bis in die letzte Zeit dieſe fruchtloſen Nachforſchungen fortſetzten, noch zuletzt, wo wir nicht mehr allein waren — verzeihen Sie, gnädiger Herr, aber das war nicht recht. Dem Doktor habe ich niemals getraut, der ſteckte mit dem Aſſeſſor in Hegenau zuſammen, und Juriſten ſind des Teufels Brüder."

„Glaubst Du, daß er mich beobachtete?“ frug Lutz mißtrauisch.

„Sie hatten ihn ja extra dazu bestellt,“ entgegnete der Diener frech. „Er schnüffelte mir zu viel herum, und wenn ich ihn nicht glücklich fortgegrault hätte, dann säße er uns wohl noch heute auf der Nase.“

Ueber das Gesicht des Barons glitt der Schatten eines flüchtigen Lächelns. „Wanda hat mir davon erzählt, daß der Doktor von allerlei Spuk geneckt werde. Also hast Du den Geist gespielt, Jakob?“

„Wozu sind die geheimen Thüren, gnädiger Herr? Fremde Leute passen nicht hierher, ich habe es gleich gesagt, als der Doktor auf Bitten des gnädigen Fräuleins ausgeschrieben wurde. Aber Sie haben nicht auf meinen Rath gehört, es scheint überhaupt, als ob ich hier überflüssig geworden bin und demnächst mein Bündel schnüren kann. Ein paar Thaler Reisegeld werden Sie mir alsdann wohl nicht versagen, gnädiger Herr —?“

Wie er gekommen war, einem dunkeln Schatten gleich, glitt der Mensch aus dem Zimmer, und Lutz v. Osten blieb allein zurück.

„Sie verlassen mich Alle,“ sagte er leise. „Es wird ihnen unheimlich in meiner Nähe, denn sie sehen den Augenblick herankommen, wo der Irrsinn ausbricht und die Angst sich nicht mehr bändigen läßt. Ich fühle ihn selbst herannahen, diesen entsetzlichen Augenblick. Wie ein Gespenst kriecht es über meinen Weg und streckt die Arme nach mir aus —“

Er sah nach der Thür und hob die Hand.

„Meinetwegen könnte der Teufel den Spitzbuben holen, lieber heute als morgen, und auf eine Handvoll Gold sollte es mir nicht ankommen. Aber ich muß ihn an mich fesseln, damit er nicht plaudert. Wer will ihm beweisen, daß er den Rath ertheilt und seine Hand mit im Spiele

gehabt hat? Ich bin und bleibe der Schuldige, ich — ich — und abermals ich —"

Eine Gardine rauschte, und der Baron wandte den Kopf rückwärts mit jener eigenthümlichen Bewegung, die schon Felix an ihm beobachtet hatte.

Es war nichts — das Fenster mußte nicht ordentlich schließen, und der Wind mochte in dem dunkeln Stoff sein Spiel treiben, aber Lutz v. Osten verharrte athemlos in seiner Stellung.

Als kein weiteres Ereigniß eintrat, erhob er sich schwerfällig von seinem Sitz und verließ, die Lampe mit sich nehmend und halb rückwärts schreitend, das Gemach.

Er schien einen bestimmten Entschluß gefaßt zu haben, denn seine Haltung wurde allmälig sicherer und sein Schritt fester.

Er schellte nach der Kammerzofe seiner Tochter und frug, wann das gnädige Fräulein zurückerwartet würde.

„Um zehn Uhr, gnädiger Herr," sagte das Mädchen. „Der Kutscher will einen Umweg machen, er meinte, es sei bei dem Sturm gefährlich, durch den Wald zu fahren."

„Der Kutscher ist ein Narr," murmelte der Baron. Und laut fügte er hinzu: „Das bischen Wind wirft die Bäume noch lange nicht um. Ich will selbst noch einen Pürschgang machen, sage das dem gnädigen Fräulein, wenn ich noch nicht zurück sein sollte."

Er blickte auf seine Uhr — es war Acht vorbei. Das Mädchen sah dem Davonschreitenden nach und schlug leise die Hände zusammen.

„Einen Pürschgang bei dem Wetter? Na, gesegne es Gott, das wird alle Tage schöner mit dem Herrn; ich glaube, es rappelt ein bischen bei ihm." In seinem Zimmer angelangt, öffnete der Baron ein Fach seines Schreibtisches und nahm einige Rollen Gold heraus. Erst zwei, dann mit zögernder Hand noch eine dritte.

Digitized by Google

In demſelben Fach lag auch ein Revolver; Lutz nahm ihn, prüfte ſorgfältig die Ladung und ſteckte dann die Waffe in ſeine Bruſttaſche.

Darauf zog er ſeine Jagdjoppe an, knöpfte die Gamaſchen um, hing Flinte und Jagdtaſche über die Schulter und verließ das Zimmer.

Auf dem Hausflur ſtreifte der Kammerdiener an ihm vorüber und ſagte: „Gut Heil, Herr Baron; gilt es einem Fuchsbau?“

Die Dunkelheit war inzwiſchen vollſtändig hereingebrochen, aber hinter den treibenden Wolken ſtand die ſchmale Mondſichel und ſtreute ein ſpärliches, unſicheres Licht zwiſchen die rauſchenden Tannen.

Der erſte Hauch des kommenden Herbſtes wehte durch den Wald, und der Baron ſchlug, obgleich es nicht eigentlich kalt war, fröſtelnd ſeinen Mantel um die Schultern.

Er ging die lange Tannenallee hinauf und blieb einen Augenblick neben der zuſammengebrochenen Wildhütte ſtehen, deren Trümmer noch immer nicht entfernt worden waren.

Dabei ſtieß ſein Fuß an das ſteinerne Kreuz.

„Immer wieder die alten Erinnerungen,“ ſagte er leiſe. „Ich habe damals den Gedenkſtein ſelbſt ſetzen laſſen, weil es Mode iſt. Eine verdammte Mode. Die Hütte hat der Sturm umgeworfen; ich wollte, er könnte auch dieſes häßliche Zeichen aus der Erde reißen.“

Das Gewehr ſchien ihm unbequem zu ſein, und es ward jetzt klar, daß er nicht ausgegangen war, um zu pürſchen. Er nahm Flinte und Jagdtaſche, ſchob beide Gegenſtände unter das zuſammengebrochene Dach der Rindenhütte, griff noch einmal taſtend nach ſeinem Revolver und ſchlug einen Fußpfad ein, der quer durch den Wald nach der Richtung führte, wo Klaus Bode's einſame Behauſung am Felſenabhang lag.

Digitized by Google

Der Sturm war, wie schon seit Tagen, mit dem Vorschreiten der Nacht im Wachsen begriffen; über dem Kopfe des einsamen Wanderers knirschte das dürre Geäst aneinander, und von Zeit zu Zeit klang aus der Ferne ein dumpfes Krachen herüber.

Lutz v. Osten blickte über sich und lachte. „Ihr thut mir nichts," sagte er mit zusammengebissenen Zähnen, „wenn ich erschlagen werden soll, dann geschieht es von Menschenhänden. Aber noch sind wir nicht so weit — noch nicht."

Zuweilen schrak er zusammen.

Dann hatte es im Gebüsch gerauscht, und irgend ein Wild oder ein Vogel huschte quer über den Pfad. Lutz v. Osten griff jedesmal nach seinem Revolver, um sofort mit einem leisen Fluch die Hand wieder sinken zu lassen. Es war, als ob ein böses Gewissen hinter ihm ginge und die Faust in seinen Nacken drückte.

Endlich schimmerte ein mattes Licht durch die Bäume.

Der Baron war auf den nackten Felsrücken hinausgetreten, der da, wo er sich thalabwärts neigte, die Hütte des Zuchthäuslers trug, er sah im fahlen Mondlicht die dunkeln Umrisse des niedrigen Baues und durch das einzige kleine Fenster das unstäte Flackern einer Flamme.

„Er ist noch wach," murmelte Lutz, „es ist gut. Wenn er schliefe, dann würde ich mich fürchten, ihn aufzuwecken. Die Menschen sind unwirsch, wenn man ihnen den besten und seltensten Freund verjagt."

Dann schritt er, immer die Hand am Revolver, vorsichtig den schmalen Pfad am Abhang entlang, lauschte athemlos, ob er auch nicht das Knurren von Hunden vernehme, und lugte, bei der Hütte angelangt, durch die halbblinden und unverhüllten Scheiben in das Innere.

Er sah nur das flackernde Feuer und die Gestalt eines Weibes. Es war möglich, daß sich noch eine zweite Person in der Hütte befand, denn das am Feuer hockende Weib

bewegte die Lippen. Aber dieſe Bewegung war ſo lautlos und mechaniſch, wie das Hin- und Herwiegen des Oberkörpers und das nervöſe Spiel der Hände, die ſie um die heraufgezogenen Kniee gefaltet hatte.

Dieſe automatenhafte Bewegung verlieh dem ſtarren, von grauen Haarſträhnen halbverdeckten Geſicht ein unheimliches Leben, und das zeitweiſe blitzartige Aufzucken der Herdflamme trug noch dazu bei, den unſäglich düſteren Eindruck des Bildes zu erhöhen.

Offenbar ſtand Martha Bode wieder unter dem Einfluß eines jener Anfälle, die ihr den Namen einer Irrſinnigen eintrugen und ohne Zweifel auch eine jedesmalige geiſtige Trübung zur Vorausſetzung oder zur Folge hatten, aber Baron Lutz wußte entweder nichts davon, oder es war ihm gleichgiltig, denn er ſtieß nach kurzem Zögern die Thür der Hütte auf und betrat das Innere.

Ein flüchtiger Blick überzeugte ihn, daß keine dritte Perſon anweſend ſei, und halb erleichtert, halb enttäuſcht zog er die Hand aus der Bruſttaſche, um ſeinen Mantel von der Schulter zu nehmen.

Martha Bode hob ihre ſtarren Augen zu dem Manne empor, und ſtreifte gleichgiltig ſeine Züge. Obgleich ſein Eintritt in ſpäter Abendſtunde und vollkommen unvorbereitet erfolgt war, ſchien ſie doch nicht zu erſchrecken, und machte nicht einmal Miene, ſich zu erheben.

„Wer ſeid Ihr, und was wollt Ihr?“ frug ſie mürriſch. „Ich bin eine alte, einſame Frau, ich habe Euch nichts zu geben. Es iſt ſpät —“

„Ja, Martha,“ entgegnete Lutz einen Schritt vortretend mit halblauter Stimme, „ich komme ſpät. Es iſt eine lange Zeit vergangen, ſeitdem wir uns zum letzten Male ſahen, wir waren damals Beide jünger. Aber nun wir alt geworden ſind, wird wohl Keiner nach der Stunde zu fragen haben.“

Seine Augen ruhten einen flüchtigen Moment theilnehmend auf den Zügen Martha's, denen auch die Furchen des Alters und des Grams nicht ganz die Spuren früherer Schönheit hatten nehmen können, und er fügte hinzu: „Kennst Du mich nicht mehr, Martha? Wir haben uns wohl Beide gemieden, und es ist möglich, daß Du mich in den langen Jahren niemals sahest — aber ich meine, daß die Verbindung zwischen Dir und mir dennoch niemals abgebrochen wurde."

Martha Bode hielt ihre dürren Hände über das Feuer und nickte. „Ja," sagte sie wie aus einem Traum heraus, „nun meine ich fast, Deine Stimme zu kennen."

Die Alte befand sich offenbar in dem Zustande tiefster geistiger Umnachtung, in welchem sie, durch einen äußeren Anlaß angeregt, nur einem bestimmten Gedanken zu folgen vermochte, ohne im Uebrigen durch den Anlaß selbst in Bewegung zu gerathen.

Der Baron hatte einen Holzklotz an das Feuer geschoben, und sich auf demselben niedergelassen.

Auf seinen Zügen spiegelten sich die verschiedensten Empfindungen wieder, und es blieb ungewiß, ob ihm die Wendung des seltsamen Gesprächs behagte oder nicht. Jedenfalls nahm er noch einmal den Faden auf.

„Es war unser Geheimniß, Martha," sagte er unsicher, „Du wirst zu keinem Dritten davon reden."

Die alte Frau schüttelte den Kopf.

„Keine Sorge," entgegnete sie. „Das Grab kann nicht verschwiegener sein, als mein Mund."

„Seitdem Dein Mann wieder frei ist —" fuhr der Baron zögernd fort.

Martha Bode richtete sich hoch auf. Sie griff mit beiden Händen an die Stirn, bewegte lautlos die Lippen und brach dann plötzlich mit einem irrsinnigen Schrei zusammen.

Lutz v. Osten kannte aus den Erzählungen seiner Tochter diesen Zustand. Er wußte, daß den von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Krämpfen ein Zustand geistiger Umnachtung vorausgehe, und daß alsdann durch eine mächtige Erschütterung der Druck vom Hirn sich löste; er wußte, daß Martha Bode nach Verlauf einer Viertelstunde im Besitz ihres Verstandes sein werde, und hatte absichtlich die Erschütterung herbeigeführt.

Er legte den Kopf des bewußtlosen Weibes in seinen Schoß, netzte ihr die Schläfen mit Wasser aus einem in der Nähe stehenden Gefäß und vergaß in seiner ruhigen Thätigkeit nicht einmal, auf das nahezu erlöschende Feuer einige Stücke Tannenholz zu legen.

Mit der neu emporzüngelnden Flamme kam auch Martha langsam wieder zu sich.

Sie richtete den Kopf auf, strich das Haar aus der Stirn und blickte sich um. Die Anwesenheit des Barons schien das Einzige zu sein, was sie aus dem einen Geisteszustand in den anderen als Erinnerung herübernahm, denn sie zeigte kein Erstaunen, wohl aber eine tief innerliche Scheu, die seltsam gegen das vertrauliche Wesen von vorhin abstach.

„Also endlich kommen Sie zu der Martha, Herr Baron," sagte sie finster. „Natürlich, es lag ja bis heute keine Veranlassung vor, sich um ein einsames, zertretenes Weib zu kümmern. Dem Weibe war der Mund sicher genug geschlossen, Herr Baron! — Stille, von Ihrem verfluchten Mammon will ich nichts wissen, das müßte Ihnen wohl bekannt sein. Sie suchen auch gar nicht mich, Herr Baron, und Sie suchen auch nicht den Joseph, obgleich darin wohl ein Sinn läge, sondern den Klaus. Habe ich nicht Recht?"

Ihre feindselige Miene gab dem Anderen seine Ruhe zurück. „Du hast Recht, Martha," sagte er, die frühere

Anrede beibehaltend, „wozu ſoll ich ein Hehl daraus machen. Ich ſuche Deinen Mann. Wo iſt er?“

„Meinen Mann!“ entgegnete ſie höhniſch. „Ein ſchöner Mann, der ſeine Frau im erſten Jahre der Ehe verläßt, um erſt nach fünfundzwanzig Jahren zurückzukommen. Das iſt wohl ſo gut wie eine Scheidung, Herr Baron, und Sie haben das Beſte dabei gethan. Was reden Sie von meinem Manne?“

„Schweig, Martha, ich will davon nichts hören. Nicht von Dir. Was ich mit dem Klaus abzumachen habe, das geht uns Beide allein an. Wo iſt er, frage ich noch einmal?“

„Weiß ich es?“ entgegnete ſie trotzig. „Er hat lange genug zwiſchen den Mauern geſeſſen, um es in dieſer Hütte zu eng zu finden. Er treibt ſich herum, Tage lang, halbe und ganze Nächte lang, juſt wie — wie der Joſeph. Verdenken kann ich es ihm nicht, und ich wollte, daß er überhaupt nicht wiederkäme.“

„Das iſt es,“ ſagte Lutz eifrig. „Wir haben den gemeinſamen Wunſch —“

„Ich will nichts mit Ihnen gemeinſam haben,“ murmelte das Weib. „Dann mag er lieber zurückkommen und Sie hier finden und Sie todtſchlagen — es iſt ja ſein Metier, das Todtſchlagen.“

Der Baron blickte ſich ſcheu um, aber er verſuchte trotzdem zu lächeln.

„Man ſchlägt nicht zweimal einen Menſchen todt,“ entgegnete er dann, „verlaß Dich darauf. Schon der Gedanke an das erſte Mal läßt die Hand zittern. Ich weiß, Martha, daß es dem Klaus nicht anders geht, und deshalb findet er auch keine Ruhe in dieſer Gegend. Das Kreuz da oben im Walde, Martha, das ſteht ihm vor Augen. Es wäre ſchon für ihn das Beſte, wenn er weit fortkäme von hier, etwa nach Amerika, oder noch weiter. Und zu dieſem Behuf habe ich ihm Geld mitgebracht.“

Digitized by Google

Er nahm eine der Geldrollen aus der Tasche und zeigte sie dem Weibe. Als Martha Bode sich nicht regte, zerbrach er die Papierhülse und ließ die blitzenden Goldstücke mit leisem Klingen durch die Finger gleiten.

„Ich sehe ja schon," sagte Martha verächtlich, „es ist Gold. Sie brauchen nicht damit zu klimpern, Herr Baron, das hilft bei mir nichts. Was ich gethan, das geschah nicht um Geld, das wissen Sie recht gut. Und mit dem Klaus ist das nicht anders gewesen. Die Richter haben ihn ja doch wegen Todtschlag verurtheilt, weil er mit dem Alten in Streit gerathen ist. Gewissen Leuten kam's vielleicht gelegen, aber ich weiß nichts weiter, und will nichts weiter wissen."

Sie sah den Baron mit ihren stechenden Augen an und stützte den Kopf in die Hände. Dann fuhr sie nach einer Pause fort: „Also Gold wollen Sie ihm geben, daß er sich fortmacht? Nun, vielleicht ist es das Beste, und ich will meine Hand nicht dazwischen halten. Aber dann auch genug, Herr Baron, und nicht so eine lumpige Handvoll — oder zwei. Dann gleich soviel, daß er den Joseph mit sich nehmen kann. Ich sollte meinen, das könnte Ihnen nicht schwer werden."

„Genug für euch Alle, Martha," sagte Lutz beschwichtigend.

Da lachte das Weib wild auf und hob die Arme. „Also ich soll auch fort, Herr Baron?! Und Sie wagen mir das in's Gesicht zu sagen? Ich sollte fünfundzwanzig Jahre in dieser elenden Hütte gesessen haben, um mich schließlich hinausjagen zu lassen, wie man einen Hund hinausjagt? Fünfundzwanzig Jahre, und das Alles nur, um dann und wann einen Tag, ja, was sage ich, um nur eine armselige Stunde dieselben Rechte zu besitzen, wie sie jedes Weib und jede Mutter beanspruchen darf! Und wenn Sie mir das Dach über dem Kopfe zusammenbrechen,

Herr Baron, so will ich liegen bleiben auf diesem Fleck, und wenn Sie mich mit Pferden fortschleifen, so will ich mich mit den Nägeln in die Erde krallen! Ich will —"

Das erschöpfte Weib brach ab und kauerte sich im ohnmächtigen Zorn neben dem Feuer auf die Erde nieder.

Der Baron stand auf — er war blaß geworden. „Still, Martha," sagte er gedämpft, „was soll das Geschrei nützen? Du weißt, daß ich nicht daran denke, Dein Leben anders zu gestalten, so oder so. Einmal habe ich es versucht, ich thue es nicht wieder. Es handelt sich nur um Deinen Mann, meinetwegen — nun ja, meinetwegen auch um den Joseph —"

Er blickte düster in das Feuer, und die Gluth überloderte sein Gesicht mit einem rothen Schein — vielleicht war es auch eine Blutwelle, die ihm in die Schläfen stieg.

„Also Du weißt, wie ich das meine," fuhr er dann fort. „Ich muß mit Deinem Manne reden, und zwar sobald als möglich. Kannst Du es vermitteln, Martha, daß wir uns an irgend einem Orte treffen? An einem Platze, wo die Wände keine Ohren haben, oder besser noch, wo keine Wände sind."

„Ich will es thun," entgegnete sie ruhiger. „Ich werde Ihnen Nachricht geben über Ort und Zeit. Vielleicht morgen schon. Und nun gehen Sie. Es ist eine schlimme Nacht, und wenn man allein ist, dann kommen die Gedanken, aber ich will doch lieber mit meinen Gedanken beisammen sein, als mit Ihnen — ich habe ein Grausen, wenn ich Sie ansehe."

Sie nahm einen Feuerbrand vom Herde und leuchtete ihm vor die Thür. —

Der Sturm brauste unabläſſig weiter durch den Forst. Bis um die Mitternacht wuchs er, und ward dann mit der Geisterstunde müde. Aber als er endlich eingeschlafen war, und als schon die Vorboten des kommenden Tages

über die Wipfel der Bäume ſtrichen, ſaß Martha Bode noch immer an dem erloſchenen Feuer und ſtarrte in die Aſche, aus deren glimmendem Schoß von Zeit zu Zeit ein mattes Leuchten auffuhr.

So waren auch ihre Gedanken.

Und als letzten Ausdruck derſelben nahm ſie endlich aus einer alten vermorſchten Truhe ein winziges Kinderjäckchen und ſtrich es mit liebkoſenden Händen über ihren Knieen glatt.

Man konnte nicht an der Form erkennen, ob es dereinſt den zarten Leib eines Knaben oder eines Mädchens umſchloſſen hatte, aber der Name, den die alte einſame Frau mit unendlicher Zärlichkeit murmelte, während ſie die Wange an den weichen Stoff ſchmiegte, dieſer Name hatte einen Klang, der unter dem niedrigen Dach der Waldhütte vielleicht niemals laut genannt worden war.

— — — — — — — — — — — —

Der Tag war anders heraufgekommen, wie ſeit langer Zeit die übrigen Tage — faſt wie ein Raubthier, lauernd und ſchläfrig.

Es lag etwas in der Luft, was aus heißem Süden herüber geweht ſein mußte und nun brütend über den Bäumen hing und ſeinem Ausbruch entgegenträumte. Die Zeit der Gewitter war eigentlich bereits verſtrichen, aber die Arbeiter auf dem Felde und die Holzfäller im Forſt blickten häufig kopfſchüttelnd nach oben und theilten einander mit halblauter Stimme ihre Muthmaßung mit, daß es auf den Abend „etwas geben werde“.

Sie ſagten nicht, was es ſei, denn es ſtand ſo unheimlich und ſchwarz im Weſten, daß Jeder wußte, was kommen werde, wenn es auch Keiner ausſprechen mochte — es würde für ſich ſelbſt reden, laut und vernehmlich genug. Ob ſonſt noch ein außerordentliches Ereigniß eintreten werde, das konnte Keiner wiſſen, aber die Leute deuteten

es in ihren abgerissenen Unterhaltungen ebenfalls mit einem gewissen sicheren Ahnungsvermögen an.

Der Waldwärter sagte zu dem ihm begegnenden Oberförster: „Passen Sie auf, Herr Oberförster, diese Nacht steckt unser Herrgott Lichter an, wo kein Staatsanwalt was dagegen haben kann."

Und der Angeredete entgegnete kopfnickend: „Spät' Gewitter, schlimm' Gewitter."

Und der Waldwärter erwiederte abermals: „Just wie bei den Menschen, Herr Oberförster, denen es zu lange gut gegangen ist."

Es war eine Redensart, und Keiner von den beiden Männern dachte daran, auf eine bestimmte Person und auf ein bestimmtes Gottesgericht hinzudeuten — wir denken nur bewußt an den da oben, wenn er seine Hand aus den Wolken streckt, und wir wissen, daß es viel heimliche Schuld auf Erden gibt.

Auch Lutz v. Osten wußte es, und die Stunden gingen ihm hin, als ob die bleischwere Luft sich an ihre Sohlen geheftet hätte.

Die Unruhe, welche ihn niemals verließ, stand heute in einer fast greifbaren grauen Gestalt hinter ihm und trieb ihn aus dem Schloß in das Freie, und wiederum aus der dumpfen Waldluft in die dumpfere der Mauern.

In den Nachmittagsstunden brachte Schwartz einen zusammengeknitterten schmutzigen Zettel herein, der mit einem groben Lacksiegel ungeschickt zusammengeklebt war. Man sah darauf den Abdruck eines Daumens, und der Kammerdiener sagte: „Es ist just kein adeliges Wappen, gnädiger Herr, ich möchte wohl wissen, ob der Ueberbringer es selber zusammengepappt hat."

„Wer war es?" frug Lutz hastig.

„Jemand, der natürlich kein Anrecht besitzt, anders zu

ſiegeln," entgegnete Schwartz grinſend. „Ein Ritter von der Landſtraße, Herr Baron, der Joſeph Bode."

Der Baron öffnete den Zettel; ſeine Hand zitterte dabei.

Es ſtanden nur wenige Worte halb verwiſcht auf dem Papier.

„Kommen Sie heute Abend um acht Uhr nach dem Krähenhorſt, ich werde dort ſein. Aber allein."

Eine Unterſchrift fehlte, der Schreiber ſchien ſie nicht für nöthig gehalten oder aber gefürchtet zu haben, daß der Zettel in unrechte Hände gerathen möchte.

Lutz v. Oſten aber kannte dieſe Hand. Vielleicht hatte er niemals einen Federzug von ihr geſehen, aber es gibt eine Schrift, zu der wir nicht Feder und Tinte gebrauchen, die aber dennoch unauslöſchlich iſt, und niemals dem Vergeſſen anheimfällt —

„Iſt der Bote noch da?" frug der Baron nach einer Pauſe.

„Nein, gnädiger Herr. Er blieb ein paar Minuten im Hausflur ſtehen, und ſah ſich Alles ſo recht frech an, als ob jedes Stück ihm gehöre. Da hat ihn die Kammerzofe des gnädigen Fräuleins hinausgewieſen und gemeint, man könne nicht wiſſen, ob der Menſch nicht die Gelegenheit zu einem Einbruch auskundſchaften wollte. Ein hübſcher Gedanke, Herr Baron, nicht wahr?"

Lutz hatte die Hände auf den Rücken gelegt und durchmaß nachdenklich das Zimmer. Er hörte offenbar nur halb auf die Worte ſeines Dieners, und ſchien mit einem Entſchluß zu kämpfen.

Endlich reichte er Schwartz den Zettel und ſagte unſicher: „Ich habe verſucht, mich mit Klaus Bode in Verbindung zu ſetzen, und er ſcheint auf eine Unterredung eingehen zu wollen. Aber der von ihm beſtimmte Ort paßt mir nicht recht."

„Dann bleiben Sie fort, gnädiger Herr."

Digitized by Google

„Du weißt recht gut, daß mir viel daran gelegen iſt. Du könnteſt mich begleiten, Jakob.“

Es klang nicht wie ein Befehl, ſondern wie eine Bitte, und der Diener faßte es auch offenbar als eine ſolche auf, denn er ſchüttelte mit einem ſcheuen Blick den Kopf.

„Gnädiger Herr, das dürfen Sie nicht von mir verlangen. Ich würde vor Grauſen umkommen, wenn ich mit dem Menſchen bei Dunkelheit und vielleicht bei Gewitter da oben zuſammentreffen ſollte. Denn es gibt ein Gewitter auf die Nacht, Herr Baron, verlaſſen Sie ſich darauf. Und dann ſteht ja auch auf dem Zettel, daß Sie allein kommen ſollen. Klaus Bode will es ſo, gnädiger Herr, und Klaus Bode hat zu befehlen in dieſer Sache.“

„Geh' zum Teufel, alte Memme,“ ſagte Lutz. „Glaubſt Du, daß ich mich fürchte, und deshalb Deine Begleitung wünſche? Ich möchte nur einen Zeugen haben für unſere Verhandlung.“

Der Kammerdiener lächelte. „Gott ſoll uns behüten, Herr Baron, daß die Verhandlung jemals vor Gericht käme. Sie wiſſen ja, daß ich ein ehrlicher Mann bin, aber da könnte ich doch in die Verſuchung kommen, von nichts zu wiſſen und einen Meineid zu ſchwören. Nein, gnädiger Herr, wenn Sie einen Beiſtand brauchen, ſo möchte ich Ihnen rathen, da im Gewehrſchrank nach einem ſolchen zu ſuchen. Wenn es dann da oben 'mal zufällig blitzen und knallen ſollte, dann könnte man ſpäter ſagen, es wäre ein Blitzſchlag geweſen.“

Die beiden Männer blickten aneinander vorüber. Sie machten den Verſuch, ſich gegenſeitig in den Augen zu leſen, und es hatte den Anſchein, als ob Keiner von ihnen es wage.

Endlich ſagte Lutz: „Jakob — Jakob — es ſollte genug ſein! Freilich, wenn man die Sache überlegt, dann wäre das die einfachſte Löſung, und es würde nur geſchehen,

was die Gerichte vor fünfundzwanzig Jahren verſäumt haben. Ich werde mich jedenfalls vorſehen, man kann nie wiſſen, ob es nicht ſchließlich auf einen Akt der Nothwehr hinausläuft. Und da iſt es freilich beſſer, daß ich allein gehe, ſonſt ſtehen Zwei gegen Einen, und die Richter möchten ſchwerlich an eine Nothwehr glauben."

Das Geſpräch war zu Ende, jedenfalls ſchien Keiner von den beiden Männern das Bedürfniß zu empfinden, die halben und dunkeln Andeutungen durch fernere Worte zu vervollſtändigen.

Jakob Schwartz ſchlich ſich auf den Fußſpitzen hinaus, und als er, in die Niſche eines Fenſters tretend, die Blicke nach dem dunkel umwölkten Himmel richtete, da ging ein unheimliches Zucken über ſein Geſicht, als ob das Wetter ſchon losgebrochen ſei und den Widerſchein ſeiner Blitze in das düſtere Gemäuer des einſamen Waldſchloſſes ſende.

— — — — — — — — — — — —

Es kam erſt um die Abendſtunde herauf, und nicht plötzlich, ſondern langſam und ſchleichend.

Zunächſt zeigte es ſich als ein fernes Leuchten über dem ſchwarzen Wolkenrand, in deſſen nachtgleiche Tiefe die verſchleierte Sonne blutroth hinabgeſunken war, und man konnte zweifelhaft ſein, ob die aufſchießende Feuergarbe ein letztes Zucken des ſterbenden Lichtes ſei, oder ein Vorbote des aufflammenden Gewitters.

Nur Martha Bode wußte es genau, denn ſie verhängte das einzige Fenſter ihrer Hütte und ſuchte auf dem kalten Herde die letzten Funken zum neuen Feuer anzufachen.

Dabei ſagte ſie, ohne den Kopf zurückzuwenden: „Das iſt noch immer die alte Angſt und die alte Erinnerung. Haſt Du ſie auch geſpürt, Klaus, wenn das Wetter über dem Zuchthaus heraufzog?"

Klaus Bode kauerte, ſeine Pfeife rauchend, in dem äußerſten Winkel der Hütte und hob auf die Anrede den Kopf.

„Wir hatten Blitzableiter, Martha," entgegnete er, „die Regierung trug Sorge, daß die Strafe nicht vor der Zeit zu Ende ging. Ich hätte mich oft am liebſten an ſo einen Blitzableiter geſtellt, und die Stirn an den Draht gelegt — dann wäre die Geſchichte aus geweſen."

„Das kannſt Du jetzt bequemer haben," entgegnete die Frau, während ſie ſtarr in die leiſe emporzüngelnde Flamme blickte.

„Richtig, Martha, aber weißt Du: jetzt fürchte ich mich oft vor dem Ende. Es iſt ſo wunderlich, wenn man ſeine Freiheit hat, ich glaube, das iſt wie bei den reichen Leuten, die ihr Geld hüten müſſen. Man findet keine Ruhe — nirgends."

„So geh' dahin zurück, wo Du hergekommen biſt."

„Sie wollen mich nicht mehr," entgegnete Klaus kopfſchüttelnd. „Manchmal denke ich auch, es müßte das Beſte ſein. Was ſoll ich denn hier?"

Die Frau ſah mit einer halben Wendung über die Schulter. „Du wirſt heute noch Geld bekommen — viel Geld. Damit gehſt Du nach Amerika, und wenn das viele Waſſer zwiſchen hier und dort fließt, dann hat es alle Erinnerung hinweggewaſchen. Nimm den Joſeph auch mit Dir, mit dem vielen Geld kannſt Du Dich drüben Baron nennen und Deinen Sohn zum Baron machen, und wenn ich dann einmal abgefahren bin, dann ſchickſt Du einen Thaler herüber, damit ſie mich ehrlich einſcharren können."

Klaus Bode erhob ſich und legte ſeine Pfeife bei Seite. Der furchtbare Hohn ſeiner Frau ſchien ſpurlos an ihm vorüberzugehen, denn er erwiederte nur: „Ich habe manchmal das Gefühl, als ob ich wo anders hinginge. Wo iſt Joſeph?"

„Er ſchläft im Schuppen bei den Hunden. Das iſt ſein Platz."

„Es iſt gut. Ich glaube, die Zeit iſt gekommen, man

hat die Uhr ſo im Kopfe, wenn man ein Menſchenalter hindurch darnach leben mußte."

Klaus Bode ſetzte ſeinen Hut auf und langte den Knotenſtock aus der Ecke. Dann trat er neben die Frau hin und ſagte zögernd: „Martha, Du könnteſt mir eigentlich die Hand geben. Als ich aus dem Zuchthaus zurückkam, haſt Du es nicht gethan. Ich habe damals geſchwiegen, denn ich dachte, das müßte erſt allmälig wiederkommen. Kommt es nicht wieder, Martha?"

„Was?"

„Das Gefühl. Ich weiß es nicht anders auszudrücken, denn von Liebe darf ich wohl eigentlich nicht mehr reden. Nenne es meinetwegen Mitleid."

Das Weib blickte ſtarr auf die Hand des Mannes nieder, und über ihren Leib ging es wie ein Fieberfroſt.

„Was willſt Du mit dieſer Hand thun, Klaus?" ſagte ſie leiſe. „Du haſt Deinen Knotenſtock genommen; warum thuſt Du das?"

„Ich bedarf einer Stütze, um den Berg hinanzuklimmen, Martha."

„Nur deshalb? Klaus, Klaus, ich kann Dir die Hand nicht geben, ich fürchte mich vor Dir!"

Er ging ohne ein Wort der Entgegnung. Martha Bode lauſchte hinter ihm drein, und ſchlug die Hände vor das Geſicht.

„Und wenn er es thäte," ſtöhnte ſie, „dann wäre es gerecht. Er kann es, denn er hat es ſchon einmal vollbracht. Aber, allmächtiger Gott im Himmel, gib, daß er es nicht thut!" —

Klaus Bode ſtieg über das Geröll den Berg hinan. Von Zeit zu Zeit blieb er athemlos ſtehen und blickte ſich um, und ſo lange er von unten das kleine Licht heraufſchimmern ſah, eilte er jedesmal haſtig weiter.

Dann war der unſtäte Schein plötzlich verſchwunden,

ſtumm und düſter lag der mächtige Wald vor ihm, und dann zuckte über den Himmel ein anderes Licht.

„Nun kommt es," ſagte er leiſe, und ſchloß die Fauſt um den ſchweren Stock, „nun kommt es. Da geht der erſte Strahl in das Thal nieder!"

Klaus Bode blickte ſich ſcheu um, es hatte im Gebüſch gerauſcht, vielleicht war es ein Wild — vielleicht auch etwas Anderes.

Und dann regte es ſich in den Wipfeln. Es war wohl der Vorbote des kommenden Sturmes. Er ſtreifte nur leiſe, wie ein Geſpenſt, über das Geäſt und durch die Kiefernnadeln, aber was da kommen mußte, das kam nun doch — unaufhaltſam und unabwendbar.

Endlich hatte der alte Mann die Höhe erreicht und blieb lauſchend ſtehen.

Es war nicht ſo dunkel, daß man die nächſte Umgebung nicht hätte erkennen können; rechts das aufſtrebende Geſtein und die an den Felſen befeſtigte Bank, links der Abgrund, aus welchem die Tannen emporwuchſen und über den Rand des Plateau's hinausragten.

Der Baron mußte von der entgegengeſetzten Seite heraufkommen, wenn er überhaupt kam, aber bis jetzt war von ihm noch nichts zu ſehen und zu hören.

Klaus Bode trat hart an den Rand des Abhangs und blickte hinunter; von unten leuchtete in dem Zwielicht ein heller Streifen herauf, das war die nach Hegenau führende Chauſſee. Der Fels mußte bis dicht an den Saum der Landſtraße rücken, vielleicht war er ſogar von ihr abgeſprengt.

Und nun entſann ſich der Zuchthäusler auch der Stelle. Das Volk nannte ſie die „weiße Wand", und an derſelben, einige Fuß über der Chauſſee, was das Bild des Gekreuzigten angebracht, damit fromme Wanderer ihr Gebet im Vorbeigehen verrichten konnten.

Klaus Bode dachte an das Kreuz, und dann gingen ſeine Gedanken weiter und blieben an einem anderen Kreuze haften.

Er hatte es einmal in den letzten Tagen entdeckt, als er ſich in die Nähe von Griesheim geſchlichen, und dann war er waldeinwärts gelaufen, ſo weit, bis die Füße ihn nicht mehr trugen, und er zuſammenbrach. —

Immer höher kam das Gewitter herauf, und als der erſte laute Donnerſchlag über die Berge hinrollte, ſtand plötzlich wie aus dem Felſen gewachſen eine dunkle Geſtalt neben der flüchtig erhellten Bergwand.

„Sind Sie es, Herr Baron?“ ſagte Klaus, ſich umwendend.

„Ich bin es,“ entgegnete Lutz v. Oſten. „Wir wollen raſch miteinander verhandeln, das iſt kein Wetter, bei dem man ſich gerne im Walde aufhält.“

Der Zuchthäusler ſchüttelte den Kopf. „Sie haben es gewollt, nicht ich. Mir wäre es recht geweſen, wenn unſere Wege ſich nicht wieder gekreuzt hätten, aber wenn es ſein muß, dann iſt mir dieſes Wetter juſt gut genug. Was wollen Sie von mir?“

Der Baron ſetzte ſich auf die Bank. „Hier iſt es geſchützter, Klaus, komm an meine Seite.“

Bode lachte. „Sie fürchten ſich wohl gar vor mir? Nun, meinetwegen können wir auch zuſammen ſitzen; es kommt zwar fünfundzwanzig Jahre zu ſpät, aber ich will Ihnen daraus keinen Vorwurf machen, denn ich hätte ja das Maul aufthun können.“

„Still!“ ſagte der Baron. „Ich will ganz offen mit Dir reden, Klaus, es iſt beſſer, wenn ich anfange, als wenn Du es thuſt. Du mußt fort von hier — nach Amerika —“

Bode ſtemmte die Hände auf ſeinen Stock und ſah vor ſich nieder. „Ganz ſchön, Herr Baron. Sie denken,

vielleicht thut das Meer Ihnen einen Gefallen und ſchluckt mich hinunter. Es wäre freilich Schade um das Reiſegeld, was Sie mir vermuthlich geben wollen, aber Sie denken weiter, daß die paar tauſend Mark doch gut angewandt ſind. Habe ich Recht?“

„Mit dem Gelde — ja. Es ſoll ſo reichlich ausfallen, Klaus, daß Du Dir das größte Dampfſchiff ausſuchen kannſt — die gehen nicht ſo leicht unter. Und drüben magſt Du Dir eine Farm kaufen, oder —“

„Oder einen Strick, Herr Baron. Wenn man ein dummer Teufel iſt, dann verdient man den Strick. Ihr Geld will ich ſchon nehmen, das kommt mir juſt zu paß, aber mit dem Hinübergehen iſt das eine andere Sache.“

„Aber das Eine iſt die Bedingung des Andern,“ ſagte Lutz finſter.

„Sie wiſſen recht gut, daß dem nicht ſo iſt, Herr Baron. Soll ich auch 'mal offen reden, wie Sie es nennen?“

Der Baron nickte, und der Alte fuhr fort:

„Sehen Sie, Herr Baron, Sie haben da eine große Dummheit begangen, und die Dummheit hat mich klug gemacht. Das geht unter Leuten unſeres Schlages — oder ſagen wir, meiner Art, oft ſo. Als ich in Waldberg ſaß, Herr Baron, und keine Ausſicht hatte auf ein anderes Ende meiner Strafe, als das, was wir 'mal Alle erleben müſſen, da war ich nicht viel beſſer, als ein Stück Holz. Meine Strafe hatte ich ja weg, und ſie war zum Mindeſten gerecht, oder noch zu milde, wie man das nehmen will. Wenn ich die ganze Wahrheit hätte berichten wollen, ſo würde es mir keinen Nutzen eingetragen haben, aber das Andere, warum ich es gethan und gelitten habe, das hätte an's Licht müſſen, und die ganze Arbeit wäre umſonſt geweſen, und die ganze Sünde. Darum ſchwieg ich ſtill, und Sie waren vor mir ſo ſicher, wie vor einem Todten, der das

Maul nicht mehr aufthun kann, und das haben Sie auch recht gut gewußt. — Dann kam meine Begnadigung, wo ich niemals mehr daran gedacht hatte. Herr, wenn der Blitz vor Einem niederfährt, dicht vor die Füße, wie er jetzt da drüben hinter dem Gockelberg eben niederflutſchte, dann ſtehen wir da, und können weder ſehen noch hören. So war's auch mit mir. Ich wußte ja recht gut, daß ich's nicht verdient hatte, und es ging plötzlich vor mir auf, wie ein großes, großes Licht. Ich glaube, Herr Baron, ich bin damals beinahe ein guter Menſch geweſen, was man denn ſo gut ſein nennt mit allerlei ſchönen Vorſätzen. — Wiſſen Sie, was gute Vorſätze ſind, Herr Baron? Dreck ſind ſie, und die Leute treten darauf herum, und ſchütteln ſie dann von den Stiefeln. Andere thun es, Herr Baron, wenn man ſelbſt es auch nicht möchte. — Ich bin nun ein paar Wochen heraus, aber Gott ſoll mich verdammen, wenn ſie nicht Alle miteinander Lumpen ſind. Einer vielleicht ausgenommen, und der iſt erſt recht ein Lump. Dabei ſoll man gut bleiben, Herr Baron, und brav? Wie ein Thier betrachteten mich die Leute, ich hätte ſchon können verhungern, wenn ich nicht ein paar Thaler Ueberverdienſt gehabt hätte, und da wird man ſelbſt wieder zum Thier. Man will nur leben — leben, und auf alles Uebrige dort pfeifen. Es iſt mir Alles einerlei geworden, Herr Baron, Alles — Alles! Und nun kommen Sie mit Ihrer Dummheit, und drücken mich gewiſſermaßen mit der Naſe auf die Spur. — Sie haben Angſt vor mir, Herr Baron, nun weiß ich es. Ich hätte es nimmer geglaubt, daß noch einmal in meinem Leben der Augenblick kommen könnte, wo man Angſt vor mir hat. Aber es thut gut, Herr Baron, glauben Sie mir. Wenn man fünfundzwanzig Jahre hindurch Angſt hatte — vor dem Wort eines Aufſehers, vor dem Blick des Direktors — ja vor dem Schlagen einer Uhr und dem Raſſeln eines Schlüſſels — Himmel und Hölle, Herr,

dann ist es Balsam, wenn man den Spieß 'mal umwenden kann.

Wenn ich nun hingehe auf's Gericht, Herr Baron? Mir können sie nichts mehr anhaben, mein Urtheil ist gesprochen, meine Strafe ist abgesessen. Und das Andere ist längst verjährt. Wir studiren auf dem Zuchthause das Strafgesetzbuch, glauben Sie mir, Herr Baron, für Sie ist noch nichts verjährt, oder wenigstens nicht Alles. Sie denken, ich werde es so wenig thun, wie ich es im Zuchthause gethan habe, weil dann Alles umsonst sein wird? Aber ich sagte Ihnen schon, daß mir die ganze Welt einerlei ist, bis auf den eigenen Hals. — Und nun heraus mit Ihren Goldrollen, Herr Baron. Ich bin kein Räuber, Herr, und ich nehme mir nichts, auch hier nicht, wo wir allein sind, Gott soll mich bewahren! Aber Sie werden es mir freiwillig geben. Ich mache es billig, jedes Jahr tausend Thaler, pünktlich und in guter Münze. Und hier will ich sie verzehren, nicht drüben. Ich will doch auch meine Freude haben an Ihrer Angst und an Ihrer Sorge. Denn daß Sie es nur wissen, Herr Baron, wenn ich einen Menschen auf der weiten Erde hasse, dann sind Sie dieser Mensch, und wenn ich noch einmal einen Mord begehen möchte, dann wären Sie es!"

Klaus Bode hatte sich seltsam unheimlich verändert. So müde und stumpf seine Rede begonnen hatte, so wild und grollend endigte sie. Mit jedem kurz herausgestoßenen Satze wuchs seine Erregung, wie die Fluth, wenn sie den Damm durchbrochen hat, und ihre eigene Kraft zu spüren beginnt. Vielleicht trug auch das Gewitter seinen Antheil an dem Ausbruch dieser thierischen Wildheit.

Die Luft war vollständig gesättigt von elektrischem Fluidum und prickelte die Nerven; unaufhörlich flogen mit unheimlichem Knattern die Blitze von Wolke zu Wolke und übergossen die scharfen Umrisse der Waldberge mit

blauem Licht — aber es ſtürmte noch nicht, und es regnete noch nicht.

Das Verhalten der Löſung macht den Menſchen wahnſinnig. —

Die beiden Männer waren aufgeſprungen und ſtanden einander gegenüber.

Da zuckte ein neuer Blitz, heller als die anderen, über den Wald.

Zehntes Kapitel.

In der Frühe des folgenden Tages gingen der Oberförſter und der Forſtwart die nach Hegenau führende Chauſſee entlang.

Sie hatten den Schaden beſichtigt, den das heftige Gewitter im Walde angerichtet, und gefunden, daß er weſentlich hinter ihren Befürchtungen zurückblieb.

Aber eine rechte Waidmannsfreude ſchien dennoch bei den beiden Männern nicht aufkommen zu können, es lag ihnen trotz der friſchen Morgenluft wie Blei auf den Nerven.

„Es iſt ſonderbar, Herr Oberförſter," ſagte der Forſtwart, „als das Gewitter geſtern am Himmel ſtand, und wir bei der großen Eiche auseinander gingen, da hatte ich eine Ahnung. Und Sie wiſſen, daß Ahnungen ſelten trügen. Nun iſt rein gar nichts paſſirt, es iſt nicht einmal ein Feuer irgendwo aufgegangen, aber die Ahnung ſteckt mir noch immer in den Knochen. Gott ſtraf' mich, ich wollte faſt, daß ein paar Bäume mehr umgeriſſen wären, dann wüßte man doch, was das Gefühl bedeutet hätte."

Der Oberförſter ſchüttelte den Kopf. „Sie ſind ein komiſcher Kauz, Roberts, das iſt doch Alles ganz natürlich zugegangen. Es hat ja gar nicht ſo arg geſtürmt, wo ſoll denn da der Bruch herkommen?"

„Gewitter ohne Sturm iſt ein Unding, Herr Oberförſter," beharrte Jener. „Mein Kauz hat heute früh auch

ſchon geſchrien, als ich fortmachte. Paſſen Sie auf, es iſt doch was paſſirt, und wir wiſſen es nur noch nicht."

Sie gingen ſchweigend eine Strecke weiter, dann deutete der Oberförſter nach dem Felshang, wo das grüne Dach von Bode's Hütte auftauchte.

„Das ſteht auch noch, Roberts. Wenn der Blitz die Mörder nicht findet, dann können die ehrlichen Leute ruhig ſein. Ich wollte, ich könnte das alte Gerümpel wegreißen, und das Geſindel fortjagen. Aber das iſt dem Baron ſeine Sache."

Der Forſtwart nickte. „Die alte verrückte Frau thut wohl Keinem was, und der Klaus wird vorläufig genug haben. Aber dem Joſeph traue ich nicht, Herr Oberförſter. Er treibt ſich wieder in der Gegend herum, ich hörte geſtern ſeine Hunde heulen. Um Griesheim hat er ſich auch herumgeſchlichen, vielleicht plant er was. — Was hat denn nur der ‚Nimrod' vor?"

Sie waren in die Nähe der „weißen Wand" gekommen, und der Jagdhund des Oberförſters war vorausgelaufen. Jetzt kam er heulend zurück und umſprang ängſtlich ſeinen Herrn.

„Kuſch' dich," ſagte dieſer, und dann nahm er ſein Gewehr von der Schulter. — „Sonderbar, der kann doch kein Wild aufgeſpürt haben, ſonſt würde er anders Laut geben. Sehen Sie 'was, Roberts?"

„Das Kruzifix, Herr Oberförſter, ſonſt nichts. Oder doch — da liegt 'was!"

Die beiden Männer eilten nach der Stelle hin, wo ſich ein dunkler Gegenſtand von der weißen Chauſſee abhob. Der Hund folgte ihnen mit eingeklemmtem Schwanz.

„Das iſt ein Menſch, Herr Oberförſter!"

Es war eine menſchliche Geſtalt, die lang ausgeſtreckt auf dem Rücken lag. Die Arme waren auseinander gebreitet und der Kopf ruhte im Staube der Chauſſee, während die Füße ſich im Chauſſeegraben befanden.

Der Forſtwart war vorausgeeilt und winkte nun haſtig mit der Hand; ein halbe Minute ſpäter ſtand auch der Oberförſter an ſeiner Seite, und beide Männer blickten dem Todten in das Geſicht.

Es war Lutz v. Oſten.

Kein Laut unterbrach die Stille des Morgens — nur der Hund winſelte leiſe. Dann ſagte der Oberförſter gedämpft: „Der iſt abgeſtürzt."

„Oder erſchlagen."

„Vom Blitz, meinen Sie?"

„Kann ſein, kann auch nicht ſein. Jedenfalls iſt er todt."

Der Oberförſter beugte ſich nieder.

„Ja, die Leichenſtarre iſt bereits eingetreten. Aber der Blitz hat es nicht gethan, Roberts, ich kenne das. Warum ſollte er nicht abgeſtürzt ſein? Da oben liegt der Krähenhorſt, und es führt ein Weg hinüber. Es ſollte ſchon längſt ein Geländе angebracht werden, aber der Baron wollte es ja nicht. Nun hat er ſelbſt daran glauben müſſen."

Der Forſtwart ſchüttelte den Kopf. „Das meinen Sie ſo, Herr Oberförſter, aber ich habe eine andere Meinung. Es iſt gar nicht beſonders dunkel geweſen in der verfloſſenen Nacht, und der Baron iſt ein alter Jäger, der ſein Revier kennt. Aber noch Eins, Herr Oberförſter, was ſollte er denn auf dem Krähenhorſt gemacht haben? Ein Anſtand iſt das nicht, und er hat ja gar kein Gewehr bei ſich."

„Und doch iſt es ſo," entgegnete der Oberförſter. „Sehen Sie dort hinauf — jene junge Fichte iſt geknickt, und hier befindet ſich in den zuſammengeballten Fingern der Leiche ein abgebrochenes Tannenreis."

Die beiden Männer unterhielten ſich leiſe, aber mit vollkommen ruhiger Stimme. Sie mochten ſchon mehr als einen Verunglückten oder von Wilddieben Ermordeten unter

den Händen gehabt haben und an einen solchen Anblick gewöhnt sein. Aber auch die Person des Betroffenen flößte keine besondere Theilnahme ein.

Der Baron hatte einsam und ohne Anhang gelebt; man kannte ihn nur als einen stolzen, verschlossenen Mann, über dessen Leben und Vergangenheit ein Schleier lag — wer mochte um ihn trauern?

Vielleicht ward die Neugier rege, und sie schien schon jetzt, unter den starren Augen des Todten ihr Haupt zu heben.

„Ich habe doch richtig geahnt, Herr Oberförster," sagte der Forstwart, und zündete seine erloschene Pfeife wieder an, „es lag so 'was in der Luft. Und ich bleibe dabei, das ist kein Unglück, sondern ein Verbrechen. Wenn ich nur gleich wüßte, auf wen ich spintisiren soll, es sind da so Viele, die dem Baron nicht grün waren. Aber am Ende wird es doch nur Einer gewesen sein — einer, der es schon gelernt hat."

Seine Augen glitten mit einem halb scheuen, halb listigen Ausdruck an dem Vorgesetzten vorbei zwischen die Berge, wo man einen schmalen Rauchstreifen aufsteigen sah, und der Oberförster entgegnete verweisend: „Man soll keinen Menschen leichtsinnig verdächtigen, Roberts, und wenn er auch schon im Zuchthause gesessen hat. Wie ist es doch, erwähnten Sie nicht vorhin, daß der Joseph Bode sich gestern in verdächtiger Weise bei Griesheim umhergetrieben hätte? Wenn Uhr und Börse bei der Leiche fehlen sollten —"

Da waren nun schon zwei Verdächtige, obwohl der biedere Forstmann in einem Athem vor leichtfertigen Anschuldigungen gewarnt hatte.

Und er bog sich auch schon nieder, um Nachforschungen anzustellen, als der Beamte plötzlich in ihm rege wurde.

„Wir müssen die Leiche doch wohl unberührt lassen, und

dem Gericht Anzeige erſtatten," ſagte er nachdenklich. „Der Baron liegt zwar auf der Chauſſee, und da ſteht nicht mir die polizeiliche Kompetenz zu, ſondern dem Landrath, aber das wird für den vorliegenden Fall wohl nicht in Betracht kommen. Alſo, Roberts, bleiben Sie hier bei der Leiche, ich werde indeſſen nach Hegenau gehen und das Amt benachrichtigen. Ich mache Sie dafür verantwortlich, daß inzwiſchen an dem Befund nichts geändert wird. — Komm, Nimrod!"

Der Forſtwart blickte ſeinem haſtig davonſchreitenden Vorgeſetzten eine Weile nach, dann ließ er ſich gemächlich auf einem Prellſtein nieder und blies den Rauch ſeiner Pfeife langſam vor ſich hin.

„Alſo verantwortlich hat er mich gemacht," murmelte er in den grauen Bart. „Na, die Verantwortung will ich ſchon auf mich nehmen. An dem da wird wohl Keiner mehr ſich vergreifen, es müßten denn die Krähen ſein. Aber eine andere Verantwortung möchte ich nicht auf dem Gewiſſen haben, nee, meiner Treu, nicht um die ganze Welt!"

Da flog ſchon eine Krähe über die Chauſſee.

„Kraah — kannſt Du nicht warten, verdammte Beſtie!" brummte der Alte. „Denkſt wohl, weil die Leute nicht mehr gehangen werden, biſt Du um Dein gutes Recht gekommen? Na, ſei man ſtill, alter Burſche, die Gerechtigkeit iſt noch nicht todt, wer vor fünfundzwanzig Jahren nicht gehangen wurde, obgleich er es verdiente, der kann nach fünfundzwanzig Jahren noch geköpft werden — dann kommt die Sache auf Eins hinaus."

— — — — — — — — — — — —

Der Aſſeſſor Rabe war ſchon auf ſeinem Bureau, als der Oberförſter eintrat und den Vorfall zur Anzeige brachte.

Er hörte den Bericht kaum bis zu Ende, riß heftig an der Schelle und beſtellte ſofort einen Wagen.

Das Zittern seiner Stimme verrieth, daß er einen lebhaften Antheil an dem Ereigniß nahm, und daß neben allen möglichen Kombinationen, die sofort in seinem erfindungsreichen Kopfe aufschossen, auch eine rein persönliche Empfindung rege ward.

Er dachte an Wanda!

Schon nach einer Viertelstunde fuhr er in Begleitung des Oberförsters und des benachrichtigten Kreisphysikus zur Stadt hinaus und passirte bei dieser Gelegenheit den Bahnhof.

Es war gerade ein Zug angekommen, und unter den wenigen aussteigenden Passagieren befand sich auch Felix Kern.

Als Rabe des Freundes ansichtig wurde, befahl er zu halten, verließ den Wagen und trat an den jungen Arzt heran.

„Du kommst schon von Deiner Erholungreise zurück?" frug er hastig.

Felix nickte mit einem auffallend ernsten Gesicht. „Ich bringe wichtige Nachrichten," entgegnete er geheimnißvoll; „hast Du im Laufe des Tages Zeit für mich übrig?"

„Nein. Hier ist Wichtigeres geschehen. Der Baron v. Osten ist diese Nacht erschlagen, ermordet, verunglückt — was weiß ich! Ich fahre soeben hinaus an den Thatort. Willst Du mich begleiten? Wir haben noch Platz im Wagen."

Kern packte den Freund am Arm. „Ermordet, sagst Du? Mein Gott, wie ist das möglich! Oder doch, es ist Alles möglich — Alles. Und Du fährst nach Griesheim?"

„Nein; die Leiche ist auf der Chaussee gefunden worden."

„Und Wanda ist schon benachrichtigt?"

„Wanda?"

Der Assessor betrachtete den jungen Arzt mit verwunderter Miene; er sah dessen erregte Züge und schüttelte mißtrauisch den Kopf.

„Ich weiß es nicht," entgegnete er dann kühl, „ob Fräulein v. Osten bereits eine Nachricht erhalten hat, allein ich vermuthe, daß es noch nicht der Fall ist. Es wird mir die schwere Pflicht zufallen, dem armen Mädchen die erste Kunde von dem schrecklichen Ereigniß beizubringen."

Felix wandte sich hastig ab. „Du irrst, Hugo, diese Pflicht gehört mir. Ich werde mich sofort nach Griesheim begeben; auf Wiedersehen — alles Weitere später."

Er war schon fort, bevor Jener noch ein Wort zu entgegnen vermochte, und dieses Wort wäre vielleicht auch dann ausgeblieben, wenn er darauf gewartet hätte.

Hugo Rabe war vollkommen starr; als er langsam an seinen Wagen zurückkehrte und dem Kutscher einen Wink zum Weiterfahren gab, waren seine Mienen so verstört, daß der Oberförster sagte: „Ja, ja, Herr Assessor, Sie sind noch jung, und das ist wohl der erste Kapitalfall in Ihrem Leben. Na, warten Sie nur, es wird auch für Sie die Zeit kommen, wo Sie zwischen Frühstück und Mittagsessen ein Todesurtheil aussprechen, und das Mittagsessen schmeckt Ihnen darum nicht schlechter." —

Die Gerichtskommission war bald an der einsamen Stelle der Chaussee angelangt, wo die Leiche noch immer lag.

Es ging schon gegen Mittag, und die Sonne schien warm in das Thal. Eine Schaar von Krähen strich kreischend um die Felswand, und ließ sich kaum durch die Gegenwart des Forstwarts abhalten, auf die ersehnte Beute niederzustoßen.

Der zurückgelassene Wächter saß noch immer unbeweglich auf dem Prellstein, aber er rauchte nicht mehr, und als der Wagen hielt, sagte er aufstehend: „Es ist gut, meine Herren, daß Sie da sind. Ich will lieber, Gewehr im Anschlag, vor einem Wilddieb stehen, als nochmals so 'ne Leichenwache halten. Wenn ich denke, daß ich 'mal selbst so daliegen könnte, und das Viehzeug striche über mir

durch die Luft, immer näher und immer dreiſter — Donnerwetter, Herr Oberförſter, und dann die offenſtehenden Augen —!“

„Hat ſich inzwiſchen nichts Verdächtiges begeben?“ frug der Aſſeſſor.

„Na, Herr Aſſeſſor, ich weiß ja nicht, was der hohe Gerichtshof für verdächtig hält. Ein Geſicht habe ich 'mal geſehen — da oben über der Felswand.“

„Ein Geſicht? Wer war das?“

„Nu, eben ein Geſicht. Oder ein Kopf, wenn Sie wollen. Wer's geweſen iſt, kann ich nicht ſagen, nicht bei meinem Eide. Es tauchte ſo auf und duckte wieder unter. Die Wand iſt ja hoch, und ich hatte mein Augenmerk auf das Viehzeug, daß ſie mir nicht an die Leiche gingen. Wer's geweſen ſein kann, Herr Aſſeſſor, darüber will ich mir nicht den Mund verbrennen.“

„Sprechen Sie, Roberts, das Gericht will es wiſſen.“

Der Forſtwart betrachtete aufmerkſam einen Roſtfleck an ſeiner Flinte.

„Es können Viele geweſen ſein, Herr Aſſeſſor. Ein Holzſchläger, ein Handwerksburſche, ein Wilderer. Es kann auch ein Bode'ſches Geſicht geweſen ſein. Ich will's nicht beſchwören.“

Rabe wandte ſich zu dem Arzte, der inzwiſchen die Leiche unterſucht hatte.

„Der Tod iſt durch Zerſchmetterung der Hirnſchale eingetreten,“ ſagte dieſer. „Die Lage der Leiche und einzelne Hautabſchürfungen laſſen vermuthen, daß der Baron abgeſtürzt iſt. Sonſtige Verletzungen, insbeſondere Knochenbrüche, die allerdings bei einem Sturz aus dieſer Höhe wahrſcheinlich wären, laſſen ſich vor der Hand nicht feſtſtellen, indeſſen wird erſt die Sektion darüber Klarheit geben.“

„Und die Zeit des Todes?“

Der Phyſikus zuckte die Achſel. „Die Leichenſtarre iſt mindeſtens ſeit zwölf Stunden vorhanden, es kann indeſſen ſchon etwas länger her ſein. Nach Art der Verletzung muß der Tod jedenfalls ſofort eingetreten ſein, alſo vielleicht geſtern Abend."

„Haben Sie ſchon die Taſchen unterſucht?"

„Nein, Herr Aſſeſſor, das iſt Ihr Amt. Die Uhr iſt vorhanden."

Der junge Juriſt nahm widerwillig die Arbeit vor; er berührte zum erſten Male in ſeinem Leben einen Todten.

„Das iſt ſeltſam," ſagte er. „Wenn ein Mord vorliegen ſollte, woran ich übrigens zweifle, dann iſt es jedenfalls kein Raubmord geweſen. Hier in der Bruſttaſche der Leiche ſtecken — ein — zwei — drei — Goldrollen, jede zu tauſend Mark."

„Ein hübſches Taſchengeld, meine Herren," meinte der Oberförſter kopfſchüttelnd. „Der Baron wird ſchon die Goldrollen im Schubfach gehabt haben, daran zweifle ich keinen Augenblick, aber man führt ſie doch nicht ohne Grund bei jedem Spaziergang mit ſich herum. Können Sie ſich darauf einen Vers machen, Herr Aſſeſſor?"

„Vorläufig nicht, Herr Oberförſter, aber ich bin mit meiner Unterſuchung noch nicht zu Ende. Da kommt die Brieftaſche, und da — was iſt das?"

Er hatte einen ſchmutzigen, zerknitterten Zettel zwiſchen die Finger bekommen, und hielt ihn jetzt an das Licht.

„Ein Wiſch," ſagte der Oberförſter, „ein Fidibus."

Aber Hugo Rabe hatte ſchon den Inhalt des Zettels geleſen, und ſein Geſicht nahm einen tiefernſten Ausdruck an.

„Nein, meine Herren," entgegnete er dann leiſe, „das iſt ein Indizium. Es iſt demnach ein Verbrechen geſchehen, und wir ſind dem Thäter auf der Spur. Kennt Einer von Ihnen dieſe Handſchrift? Sie, Herr Oberförſter, haben ja mit den Leuten aus der Umgegend viel in Holzangele-

genheiten zu thun, und da gibt es doch dieſe und jene Unterſchrift. Freilich, die fehlt juſt hier.“

Der Gefragte betrachtete aufmerkſam das zerknitterte Papier. Es ſtand nichts weiter darauf, als die Worte: „Kommen Sie heute Abend um acht Uhr nach dem Krähenhorſt; ich werde dort ſein. Aber allein.“

„Ich weiß nicht,“ ſagte der Oberförſter endlich zögernd, „es iſt mir, als ob ich die Handſchrift ſchon 'mal geſehen hätte, ſie iſt gar nicht ſo uneben und verräth eine ganz gute Bildung. Aber ich kann mich auch irren, ich weiß jedenfalls augenblicklich nicht zu ſagen, wo und wann es geweſen ſein ſollte. Und Sie glauben, daß das mit einem Morde zuſammenhängt?“

„Ganz unzweifelhaft, lieber Herr! Es gibt gar nichts Natürlicheres! Was hat der Baron geſtern Abend bei dem heraufziehenden Gewitter auf dem Krähenhorſt machen wollen, wenn er nicht beſtellt war? Der Schreiber dieſes Zettels hat ihn beſtellt, und dieſelbe Hand, welche dieſe Schrift ſchrieb, hat den Unglücklichen auch in die Tiefe geſtoßen. Begreifen Sie das denn nicht?“

Hugo Rabe war förmlich in Eifer gerathen, und der alte Forſtbeamte ſah ihm kopfſchüttelnd in das Geſicht.

„Offen geſagt, Herr Aſſeſſor, nicht ſo ganz. Der Menſch muß doch ein Motiv haben zu ſolcher That. War es Habſucht? Dann hätte er den alten Herrn erſt beraubt, bevor er ihn hinunterſtieß, zumal er von dieſen dreitauſend Mark wohl Kenntniß gehabt haben muß, denn der Baron hat die große Summe offenbar zum Zweck jener Zuſammenkunft zu ſich geſteckt. Und wenn das Geld für den Beſteller beſtimmt war, dann brauchte dieſer es ſich doch nicht erſt mit Gewalt zu nehmen. — War es Rache? Welcher Thor läßt ſich von ſeinem Feinde zur Nachtzeit in den Wald beſtellen? Ich halte es für wahrſcheinlicher, daß Herr v. Oſten zuerſt gekommen und durch einen un-

glücklichen Zufall — vielleicht infolge der Dunkelheit hinabgestürzt ist. Aber unerklärlich bleibt dennoch Vieles."

Man hatte den Wagen geschlossen, und die Leiche hineingelegt. Der Assessor wandte sich an den Oberförster mit der Frage, ob man nur von der Chaussee nach dem Krähenhorst gelangen könne.

„In einer Stunde," entgegnete dieser. „Wir müssen über die Waldhütte, ich meine das Nest der Familie Bode."

„Dann bitte ich, mich zu führen. Roberts kann die Leiche einstweilen nach Hegenau führen, es muß ja eine Sektion vorgenommen werden. Und Sie, Herr Kreisphysikus, begleiten uns vielleicht auch? Ich habe so das Gefühl, als wenn Sie uns vielleicht nützen könnten." —

Die drei Männer stiegen den bezeichneten Weg hinan, während der Wagen nach der Stadt zu fuhr. Sie kamen in einer Entfernung von etwa hundert Schritten an der Hütte des Klaus Bode vorüber, und sahen die beiden Hunde Joseph's vor der Thür liegen. Es regte sich im Innern kein Laut.

„Er ist daheim," sagte der Oberförster halblaut, und Rabe entgegnete ebenso:

„Was denken Sie sich, Herr Oberförster?"

„Nichts, was ich vor Gericht verantworten möchte, Herr. Gott soll mich bewahren."

Es wurde nichts weiter geredet, und nach einer weiteren halben Stunde waren sie auf dem Krähenhorst angelangt.

Der Platz lag still und einsam im Sonnenschein, nicht einmal die Spur von Fußtritten war auf dem harten Gestein zu erkennen.

Der Assessor trat an den Rand des Abhangs und blickte hinunter. Dann nickte er mit dem Kopf. „Es ist, wie ich vermuthet habe, meine Herren. Dort an den jungen Tannen, die aus der Felswand emporwachsen, ist ein Zweig ge-

knickt, und dort wieder einer. Der Baron ist von hier aus hinabgestürzt, oder vielmehr hinabgestürzt worden. Davon bin ich fest überzeugt. Sonst verräth der Platz nichts von seinem Geheimniß."

„Und doch etwas!" sagte der Kreisphysikus plötzlich. „Aber die Entdeckung, welche ich soeben gemacht habe, wirft alle unsere Kombinationen über den Haufen, denn ich weiß ganz bestimmt, daß sich an der Leiche des Barons außer dem Schädelbruch eine erhebliche Verletzung nicht vorgefunden hat, und ebenso wenig haben Sie, Herr Assessor, eine Waffe bei ihm zu entdecken vermocht."

Die drei Männer hatten sich auf einen Platz zusammengedrängt, und der Kreisphysikus deutete auf das Gestein, wo ein mäßig großer dunkler Fleck sichtbar war.

„Was ist das?" frug Hugo Rabe mit verhaltener Stimme, und der Arzt wie der Forstmann entgegneten zu gleicher Zeit: „Blut, Herr Assessor!"

— — — — — — — — — — — —

Felix Kern hatte sich keine Zeit gegönnt, die Abspannung der langen Reise durch einige Stunden Schlaf zu beseitigen; wie er ging und stand machte er sich auf den Weg nach Griesheim, und erreichte das Schloß ungefähr um dieselbe Zeit, zu welcher das Gericht auf dem Krähenhorst jene unheimliche Entdeckung machte.

Die plötzliche und unerwartete Nachricht von dem Tode des Barons und die Andeutung eines verübten Verbrechens hatten den jungen Arzt so verwirrt, daß die übrigen Ereignisse der letzten Zeit vor diesem neuen Eindruck in den Hintergrund treten mußten.

Felix hatte keine Veranlassung, das Ende dieses Mannes zu betrauern, oder daraus Befürchtungen für Wanda's Zukunft herzuleiten, aber er sah plötzlich neue Fäden hin und her schießen, er sah, wie sich ein neues Netz spann, und wie der unheimlichen Wirkung eine unheimlichere Ur-

ſache zu Grunde liegen mußte. Wo er hintaſtete, traf er auf Vermuthungen, die ſich halb beſtätigten und halb widerſprachen — er hatte jede Richtſchnur verloren, und fühlte dennoch, daß durch ſeine Hand eine Löſung kommen müſſe, wenn ſie überhaupt möglich war.

Auch ſein Verhältniß zu Wanda ſtand nicht mehr mit der alten Klarheit vor ſeinem Geiſte, auch auf dieſes war ein Schatten gefallen von jener Stunde an, wo Pater Anſelmo ihm eine ſeltſame Andeutung in das Ohr geflüſtert hatte. Felix ſchrak förmlich zuſammen, als er, durch den verwilderten Park ſchreitend, plötzlich bei einer Biegung des Weges dem Mädchen gegenüberſtand.

Es war ein Moment athemloſer Spannung, wie die beiden vom Schickſal für einander beſtimmten Menſchen ſich unvorbereitet in die Augen blickten, aber der nächſte Augenblick löste wenigſtens nach dieſer Richtung hin jeden Zweifel und jede Unklarheit in der natürlichſten und beſten Weiſe. Wanda warf ſich dem Geliebten mit einer jähen Bewegung an die Bruſt, und er küßte ſie innig auf den Mund. —

Das war ſo plötzlich und ſchnell gekommen, daß Keines von Beiden wußte, wie es eigentlich geſchehen ſei, und als es einmal geſchehen war, redeten ſie auch nicht mehr darüber, ſondern Wanda ſagte mit einer ſonderbaren Haſt: „Wie gut, Felix, daß Du gerade jetzt zurückgekehrt biſt. Ich glaube, es kommt die Zeit, wo ich der Hilfe eines treuen Mannes bedarf.“

Wußte ſie ſchon etwas von den Ereigniſſen der letzten Nacht? Felix fühlte, daß ihm ein Stein von der Bruſt fiel, ſo brauchte er doch nicht mehr Bote der Trauerkunde zu ſein.

Aber da fuhr das Mädchen fort: „Mein Vater iſt ſeit geſtern Abend verſchwunden. Wir haben dieſe Nacht ein furchtbares Gewitter gehabt — es muß ein Unglück geſchehen ſein —“

Auf ihren blaſſen Lippen und in ihren unſtäten Augen war deutlich genug zu leſen, daß ſie an ein Unglück im eigentlichen Sinne des Wortes nicht glaubte, und ſie beſtätigte das mit dem eigenen Munde, als ſie, den Kopf hinter ſich wendend, fortfuhr: „Ich fürchte mich, Felix. Ich fürchte mich in meinem eigenen Zimmer. Es geht etwas um mich vor, was ich nicht verſtehen kann, es ſteht etwas hinter mir, was ich nicht faſſen kann. Was iſt das, Felix?“

„Eine Ahnung, mein Liebling,“ entgegnete er, ſich mühſam faſſend. „Das überkommt bisweilen den Menſchen mit zwingender Gewalt, und dann können wir darauf rechnen, daß die Ahnung ſich beſtätigt. Ich bringe Dir Nachricht über — Deinen Vater.“

Er hatte es eigentlich mit dieſen Worten ſchon halb geſagt, und Wanda ſtützte ſich einen Moment feſt auf ſeinen Arm. Dann entgegnete ſie raſch, als werde ſie mehr von der Ungewißheit gepeinigt, als von der Furcht: „Sag' es nur gerade ſchnell heraus — ſchnell — er iſt todt, nicht wahr?“

Dieſes „er“ war das Seltſamſte von Allem.

Und als Felix ſtumm den Kopf neigte, da geſchah etwas noch Seltſameres. Wanda v. Oſten ſtieß keinen Ruf des Schreckens aus, ſie brach auch nicht zuſammen, ſie weinte nicht. Regungslos blieb ſie mitten im Wege ſtehen, das Auge ſtarr auf die Erde geheftet und gleichſam in ſich hineinlauſchend. Und dann ſagte ſie wie aus einem tiefen Traum aufſchreckend: „Alſo todt — wirklich todt — aber mein Gott, Felix, bin ich denn wahnſinnig geworden? Iſt es nicht natürlich, daß ein Weib, daß ein Kind in Klagen ausbricht über ſolche Nachricht, und ich fühle nichts in mir als Dunkelheit und Furcht. Iſt das natürlich?

Er betrachtete das junge Mädchen mit einem eigen-

thümlich düsteren Blick und nickte fast unmerklich vor sich hin.

Dann legte er den Arm um ihre Schulter, und führte sie behutsam zu einer Bank.

„Du bist nervös überreizt, Wanda, da bewirkt der Schreck oft das Gegentheil. Willst Du wissen, wie Dein Vater um's Leben gekommen ist?"

Das Mädchen nickte mit einem furchtsamen Seitenblick. „Er ist ermordet worden — nicht wahr?"

„Wie kommst Du darauf, Kind? Man hat ihn auf der Chaussee an der ‚weißen Wand' gefunden. Er ist vermuthlich bei einem Pürschgang von Gewitter und Nacht überrascht worden und dann über den Krähenhorst abgestürzt."

„Er ist erschlagen worden, Felix, glaube es mir. Wird seine Leiche hierhergebracht?"

„Nein, Wanda, das Gericht hat sich der Sache angenommen."

„Siehst Du wohl, das Gericht denkt wie ich."

Sie legte die Hände in den Schoß und blickte mit starren Augen vor sich hin.

Der junge Arzt machte noch einmal den Versuch, ihre Gedanken von dem schrecklichen Glauben abzulenken, aber da zuckte es fast wie Ungeduld über ihr Gesicht.

„Was weißt Du davon?" sagte sie hastig. „Du bist ja kaum um ihn gewesen. Er wurde von einer beständigen Angst geplagt und er hatte ein Geheimniß. Mehr kann ich auch nicht sagen. Aber es ist gewiß, daß ein Fluch auf dieser Familie ruht, und daß es nicht anders kommen konnte — denn Alles auf Erden hat seine Zeit, und zuletzt kommt die Vergeltung."

Es war wohl das seltsamste Gespräch, welches Liebende jemals miteinander geführt haben, unmittelbar nachdem sich ihre Lippen zum ersten Male berührt hatten, und den-

noch lag in den Worten des Mädchens ein tiefer Laut jener Liebe, die auf Vertrauen gegründet iſt.

„Du mußt mir helfen, Alles aufzuklären," ſagte ſie. „Und wenn meine Ahnung zur Wahrheit wird, dann ſtehen wir um ſo feſter zu einander. Sieh, Liebſter —"

Sie wurden unterbrochen. Zwiſchen den Bäumen des Parkes zeigten ſich einige Männer, und Wanda ſagte: „Da kommt ſchon das Gericht, Felix. Laß uns den Herren entgegengehen, ich habe nichts dawider, wenn Du mich als Deine Braut vorſtellſt; das wird uns Beiden mehr Sicherheit geben, und Dir das Recht, an den erforderlichen Nachforſchungen theilzunehmen."

Ihre Stimme klang jetzt vollkommen ruhig, und als ſie ihre Hand in ſeinen Arm legte, ſpürte er kein Zittern, ſondern nur einen leiſen Druck.

Aſſeſſor Rabe hatte an dieſem Tage mehr als einmal Gelegenheit gefunden, ſeine Geiſtesgegenwart an den Tag zu legen, aber ungeachtet der vorausgegangenen Uebung war er dennoch nahezu im Begriff, ſie zu verlieren, als Felix den Herren ſeine Braut mit der Erklärung vorſtellte, daß das Verlöbniß bereits vorher beſtanden habe, daß die junge Schloßherrin aber bei der jetzigen Lage der Dinge auch nach außenhin der Vertretung bedürfe, und daher beſchloſſen worden ſei, das Verhältniß zu veröffentlichen.

Nach dieſen Bemerkungen ſagte Wanda zu Hugo gewendet: „Sie werden begreifen, Herr Aſſeſſor, daß außergewöhnliche Verhältniſſe auch ungewöhnliche Formen bedingen. Ich werde mich noch in dieſer Stunde von Griesheim fort und unter den Schutz einer verwandten Familie begeben, ich ermächtige jedoch ausdrücklich meinen Verlobten, mich in allen gerichtlichen und außergerichtlichen Angelegenheiten zu vertreten, und bitte Sie, eine dahinlautende Vollmacht aufzuſetzen. Die Unterſchrift kann noch vor meiner

Abreiſe erfolgen. Im Uebrigen darf ich wohl annehmen, daß Sie meiner nicht bedürfen, da ich gänzlich außer Stande bin, irgend eine Auskunft über das erſchütternde Ende meines Vaters zu ertheilen. Ich bitte daher um die Erlaubniß, mich zurückziehen zu dürfen."

Wanda v. Oſten wartete dieſe Erlaubniß nicht ab, ſondern entfernte ſich mit einer Verbeugung und einem Abſchiedsblick auf Felix. Ihre Faſſung war offenbar zu Ende, und der alte Sanitätsrath mochte wohl auch einen phyſiſchen Zuſammenbruch ihrer Kräfte befürchten, denn er eilte ihr nach und bot ihr den Arm.

Auch der Oberförſter hatte ſich einige Schritte entfernt, und die beiden Freunde ſtanden allein nebeneinander.

„Ich gratulire Dir, Schloßherr von Griesheim," ſagte der Aſſeſſor endlich nach einer Pauſe in ſarkaſtiſchem Ton, „Du haſt es vortrefflich verſtanden, Deine Zeit und meine Andeutungen zu benutzen. Im Uebrigen —"

Felix unterbrach ihn mit einer unmuthigen Bewegung. „Laß das, Hugo, Jeder ſtehe für ſich ſelbſt. Mit der Zeit wirſt Du gelaſſener über die Sache urtheilen, und vielleicht —" er zögerte einen Moment und fügte leiſe hinzu: „vielleicht wird auch für mich die Erfahrung reifen, daß man nicht ungeſtraft ſeine Hand nach dem Glück ausſtreckt."

Der Juriſt ſtreifte ihn mit einem verſtändnißloſen Blick. „Ich habe hier nur noch meine Pflicht zu thun," entgegnete er dann kühl. „Darf ich Dich wenigſtens bitten, mir bei ihrer Erfüllung behilflich zu ſein?" — —

Die Vernehmung der wenig zahlreichen Dienerſchaft des Schloſſes war bald beendet; Keiner von den Leuten wußte etwas zu berichten, was auf ein Verbrechen hätte ſchließen laſſen.

Aber ſie erwähnten Alle dennoch eine Thatſache, die bei ihrer ſonſtigen Unkenntniß der Verhältniſſe ziemlich belanglos zu ſein ſchien. Sie ſagten übereinſtimmend aus,

daß Joseph Bode — „der Landstreicher", wie sie sich ausdrückten — am gestrigen Nachmittage im Schlosse gewesen sei.

Was er dort gewollt hatte, das wußte Keiner, und bei näherer Nachfrage stellte sich die sonderbare Thatsache heraus, daß auch Keiner ihn mit eigenen Augen gesehen hatte.

Der Assessor frug, wie es denn komme, daß sie es dennoch wüßten, und nach einigem Zögern kam es heraus, daß der Kammerdiener Schwartz jedem Einzelnen, und zwar im Laufe des Vormittags, die Mittheilung gemacht habe.

Schwartz war noch nicht vernommen, der Assessor hatte sich Denjenigen, der am meisten um die Person des Barons gewesen war, bis zuletzt aufgespart.

Der Assessor frug möglichst unbefangen die Leute, ob sie denn auf den Umstand, daß Joseph Bode im Schlosse gewesen sei, ein besonderes Gewicht legten, und sie schwiegen verlegen.

Nur der Kutscher entgegnete: „Man hat ihn noch niemals hier gesehen, Herr Assessor. Er war sonst überall, aber in Griesheim noch niemals."

Das war Alles, und es war wenig genug.

Rabe ließ den Kammerdiener herbeirufen und entfernte alle Uebrigen.

Der Mann trat vollkommen gelassen vor den Tisch des Richters und erwartete in ehrerbietiger Haltung dessen Anrede.

Der Assessor begann: „Sie wissen, daß Ihr Herr todt ist?"

„Ich weiß es, Herr Assessor."

„Woher haben Sie diese Kenntniß?"

„Aus der Anwesenheit des Gerichts. Eine solche Schreckenskunde verbreitet sich sehr schnell, Herr Assessor."

„Also die näheren Umstände sind Ihnen unbekannt?"

„Vollkommen. Ich habe nur gehört, daß der gnädige Herr auf der Chauſſee an der ‚weißen Wand' aufgefunden worden iſt."

„Wann haben Sie Ihren Herrn zuletzt geſehen?"

„Geſtern Abend zwiſchen ſieben und acht Uhr. Er verließ zu dieſer Zeit das Schloß."

„Allein?"

„Jawohl, Herr Aſſeſſor."

„Hat er mit Ihnen geſprochen?"

Der Kammerdiener zögerte einen Moment, dann entgegnete er ruhig: „Nein."

„Fiel es Ihnen nicht auf, daß der Herr Baron bei dem drohenden Unwetter das Schloß verließ?"

„Das geſchah häufig — ich habe mir nichts dabei gedacht."

„Was haben Sie gethan, nachdem Herr v. Oſten fortgegangen war?"

„Ich habe mich zu Bett gelegt, mir war nicht recht wohl. Und dann bin ich eingeſchlafen und erſt heute früh aufgewacht."

„Und als dann Ihr Herr vermißt wurde —?"

„Wir dachten Alle, er ſei nach Hegenau gegangen und wegen des Unwetters dort geblieben. Der Herr Baron pflegte niemals mitzutheilen, wohin er gehe."

„War im Laufe des geſtrigen Nachmittags eine fremde Perſon im Schloſſe?"

Wiederum zögerte Schwartz einen Augenblick, bevor er entgegnete: „Allerdings, Herr Aſſeſſor — der Scherenſchleifer Joſeph Bode."

„Was wollte er?"

„Er gab einen Zettel ab."

„Kennen Sie ſeinen Inhalt?"

„Nein, Herr Aſſeſſor, ich habe ihn allerdings in Händen gehabt, aber er war verſchloſſen."

Hugo Rabe griff in seine Tasche. „Sie würden ihn dennoch vielleicht an seiner äußeren Gestalt wiedererkennen; sehen Sie sich einmal dieses Papier an."

Der Kammerdiener bog sich über den Tisch und betrachtete lange und aufmerksam den Zettel, welchen man in der Brusttasche des Barons gefunden hatte. Es schien offenbar zweifelhaft zu sein, welche Antwort er ertheilen sollte, oder stellte sich wenigstens so. Endlich entgegnete er zögernd: „Ein Papier sieht wie das andere aus, Herr Assessor, und vor Gericht muß man vorsichtig sein mit seinen Aeußerungen. Aber ich meine fast, eine Aehnlichkeit zu entdecken — wenn man ihn zusammenlegt — etwa so —"

„Es ist gut," sagte der Assessor, „und nun noch eine Frage. Die Anwesenheit Joseph Bode's in Griesheim ist gestern von Keinem, außer von Ihnen bemerkt worden. Sie haben heute Vormittag dem gesammten Hausperſonal, Jedem einzeln, davon Mittheilung gemacht — aus welchem Grunde geschah das?"

Die Haltung des Dieners veränderte sich plötzlich bei dieser Frage. Der vorsichtige lauernde Zug verschwand aus seinen Mienen und machte einer gewissen treuherzigen Vertraulichkeit Platz.

Er trat einen Schritt näher heran und sagte mit gedämpfter Stimme: „Ich sehe ein, Herr Assessor, daß man nicht zu vorsichtig sein soll. Sie wollen offenbar von mir die Aeußerung irgend eines bestimmten Verdachts, und ich habe mich gescheut, einen solchen laut werden zu lassen. Aber ich habe in der That einen Verdacht. Gott möge mir verzeihen, wenn er einen Unschuldigen trifft. Aus dem Inhalte dieses Zettels ersehe ich deutlich genug, daß das Fortgehen des Herrn Baron mit ihm zusammenhängt, aber schon gestern hatte ich diesen Verdacht. Denn der Herr Baron war nach dem Empfang der Nachricht so unruhig. Und als der gnädige Herr heute früh nicht wieder zurück war,

da dachte ich mir ſo irgend einen Zuſammenhang, und daher iſt es gekommen, daß ich den Leuten gegenüber mit meiner Beobachtung herausrückte. Ob gerade bei jedem Einzelnen, das weiß ich nicht mehr, aber es kann ſchon ſein. Wenn man in der Angſt iſt, dann kommt das Herz auf die Zunge. Aber ſehen Sie, Herr Aſſeſſor, an den Joſeph habe ich eigentlich dabei weniger gedacht; der mag ſo 'ne Art Bote geweſen ſein, aber wenn wirklich Einer dahinter ſteckt, dann iſt es der Alte. Sie wiſſen ja, der Klaus, den Sie neulich aus dem Zuchthauſe entlaſſen haben. — Es iſt mir ſchon immer aufgefallen, daß der Herr Baron ſo ſeltſam unruhig von dem Augenblick an geweſen iſt, als er erfuhr, daß der Klaus wieder in der Gegend ſei, ſo unruhig, als ob er irgend etwas auf dem Gewiſſen hätte. Es ſind alte vergeſſene Dinge, Herr Aſſeſſor, und ich weiß von nichts, aber es wäre doch möglich, daß die Beiden — der Klaus Bode und der Herr Baron — irgend ein Geheimniß zuſammen hatten. Nun denke ich mir, daß ſie ſich noch ausſprechen wollten, und darum hat der Klaus den Herrn Baron beſtellt. Du lieber Gott, Herr Aſſeſſor, vielleicht war es dem Herrn Baron auch nur unangenehm, den Mörder ſeines Schwiegervaters in der Nähe zu wiſſen, und er hat ihn bereden wollen, außer Land zu gehen. Das ſind natürlich nur ſo Gedanken von mir. Und bei der Gelegenheit gibt es dann leicht einen Streit. Da oben auf dem Krähenhorſt iſt eine gefährliche Stelle, es braucht Einer nur die Hand auszuſtrecken — vielleicht finden ſich noch Spuren eines Kampfes vor — man ſollte einmal nachforſchen —"

Der Redende brach ab und blickte vor ſich nieder. Seine Phantaſie arbeitete offenbar ſehr angeſtrengt, denn ſeine Augen nahmen einen ſtarren Ausdruck an, und auf der Stirn zeigten ſich leichte Schweißperlen.

Auch der Aſſeſſor ſchwieg einen Moment. Dann ententgegnete er langſam: „Sie könnten Recht haben, und

es ſtimmt Alles mit unſeren Beobachtungen; wir ſind bereits oben auf dem Krähenhorſt geweſen und haben dort eine Blutlache gefunden —“

Er brach ab und ſchaute verwundert auf. Jakob Schwartz hatte plötzlich nach der Tiſchkante gegriffen, als müſſe er ſich daran feſthalten. Dann ſagte er mit völlig klangloſer Stimme: „Sie ſind ſchon oben geweſen, Herr Aſſeſſor? Und Sie haben Blut vorgefunden, nichts als — ich meine, wirklich und wahrhaftig Blut?“

(Fortſetzung folgt.)

Nur zum Schein.

Novelle

von

A. Oskar Klaußmann.

Mit Illustrationen von R. Gutschmidt.

(Nachdruck verboten.)

1.

Doktor Theodor Jahn saß in seinem Empfangszimmer und las vielleicht zum zehnten Male einen Brief, den eine zierliche Frauenhand geschrieben hatte. Die Sprechstunde war vorüber, die wenigen Patienten, welche die Hilfe des erst seit kurzer Zeit praktizirenden jungen Arztes in Anspruch nahmen, waren fortgegangen; Schwerkranke, die er noch jetzt bei Beginn der Abendstunden hätte besuchen müssen, hatte er nicht, und so fehlte es ihm denn nicht an Zeit, immer wieder die Lektüre des Briefes vorzunehmen, der allerdings einen ziemlich originellen Inhalt hatte. Derselbe lautete:

„Mein geliebter Tolpatsch!

Wenn Dich Dein dreistes kleines Schwesterchen wieder bei dem Namen nennt, den es Dir so oft gegeben hat, so geschieht es nur, um Dich darauf aufmerksam zu machen, daß Dein Schwesterchen, wenn es auch zehn Jahre jünger ist, als Du, Dir leider immer in Bezug auf Lebensklugheit überlegen war. Es gab Zeiten, wo Du diese weibliche Ueberlegenheit anerkanntest und mir selbst zugabst,

daß ich zwar an Jahren jünger, aber an Verschlagenheit und List, wie Du es zu nennen beliebtest, viel älter sei als Du. Seit jenem Tage bin ich mir meiner Pflichten als klügere und listigere Schwester bewußt gewesen und habe schon damals beschlossen, Dich zu verheirathen. Endlich bin ich so weit, um mit positiven Vorschlägen vor Dich zu treten, und ich habe Dir nur noch einzuschärfen, daß Du in allen Punkten meine Vorschläge anzunehmen und meinen Anweisungen Folge zu leisten hast. Sollte Dir die ganze Sache etwas ungeheuerlich vorkommen, so lies nur den Brief wiederholt, Du wirst Dich dann schon an den Gedanken gewöhnen.

Nachdem ich das klassische Alter von neunzehn Jahren erreicht und nach Angabe der Pensionsvorsteherin mir Alles an Wissenschaften angeeignet habe, was es überhaupt für die weibliche Welt gibt, so gedenke ich in den nächsten Tagen die Pension zu verlassen, in der ich seit dem Tode der Eltern gelebt, und zu unserer Tante Minna zurückzukehren, um dort das Weitere abzuwarten. Kurz vor mir, das heißt vorgestern, hat meine beste Freundin Paula die Pension verlassen und ist zu ihren Eltern zurück, die mit Dir zusammen in derselben Stadt wohnen. Um es kurz zu machen — Paula ist die Frau, die ich Dir ausgewählt habe. Selbstverständlich weiß sie noch nichts von dieser Ehre, denn sie ist eben so schüchtern, wie Du, und während Du Frauen gegenüber verlegen bist, weiß sie Männern gegenüber kaum etwas zu sagen, während sie sonst ein ebenso kluges, als witziges und heiteres Mädchen ist. Sieh Dir sie an, und Du wirst unter allen Umständen zugeben müssen, daß sie zwar nicht blendend schön, aber in Wirklichkeit hübsch, um nicht zu sagen reizend in ihrer Natürlichkeit und der Blüthe ihrer achtzehn Jahre ist. Du wirst also meine Freundin Paula Duventier aufsuchen, Dich ihr vorstellen und ihr Grüße von mir überbringen. Aehnlich wie Cäsar wirst Du kommen, sehen

und beſiegt werden. Ich weiß es genau! Ich kenne Dich und weiß, daß Du viel Geſchmack haſt, und ich hoffe, daß meine Freundin keine große Mühe haben wird, den Sieg über Dich davon zu tragen. Ich habe mich in die größten Lügen geſtürzt, indem ich ihr allerlei Gutes von Dir erzählte und Dich über alle Maßen herausſtrich und lobte.

Da ich nun aber weiß, daß Du Dich nicht ſo leicht zum Beſuch bei Paula und deren Eltern aufmachen wirſt, ſo lege ich hier dieſen goldenen Armreif bei, den Paula in der Penſion beim Abſchied vergeſſen hat, und den ihr in meinem Namen zu überreichen ich Dich bitte. Zu meiner Entſchuldigung kannſt Du anführen, ich hätte die nähere Adreſſe Paula's nicht gekannt und deshalb Dich mit der Uebergabe beauftragt. Auf dieſe Weiſe biſt Du glatt und ohne Schwierigkeit in dem Hauſe eingeführt, und das Weitere bleibt Dir überlaſſen. Sollteſt Du Dich weigern, den Armreif unmittelbar nach Empfang des Briefes zu überreichen, ſo machſt Du Dich einer Fundunterſchlagung ſchuldig, und ich werde nicht verfehlen, Dich ſelbſt beim Staatsanwalt zu denunziren. Gehorche alſo lieber Deiner klugen Schweſter, welche Dich herzlich grüßt und vor Neugier ſterben wird, wenn ſie nicht bald einen Brief von Dir bekommt, in dem Du ihr mittheilſt, wie Dir Paula gefällt und was Du denkſt, fühlſt, glaubſt, meinſt, ſinnſt, trachteſt und planſt.

Bis dahin küßt Dich Deine kluge Schweſter

Bertha."

Dieſer ausgelaſſene Brief ſchien auf den ernſten jungen Arzt keinen heiteren Eindruck zu machen. Er hatte nur wiederholt den Kopf bei der Lektüre geſchüttelt und hin und wieder geſagt: „Das übermüthige Ding! Welch' thörichte Streiche ſie im Kopfe hat."

Dann legte er den Brief auf den Tiſch und dachte über das eigenthümliche Zuſammentreffen nach, welches durch allerlei Umſtände für ihn entſtanden war.

Vor vier Tagen war er zum erſten Male nächtlicherweile in ſeiner jungen Praxis herausgeklingelt worden. Als er zum Fenſter ſeiner im erſten Stockwerk belegenen Wohnung hinausblickte, ſah er unten ein Dienſtmädchen ſtehen, welches ihn bat, ſchleunigſt zu dem in der Nähe wohnenden Rentier Duventier zu kommen. Jahn kleidete ſich eilig an, fand vor der Thür das Mädchen, das ſeiner

harrte, ihn in eine benachbarte Straße führte und mit ihm eine Treppe emporſtieg.

Als auf das Klopfen geöffnet wurde, erſchrak der junge Arzt faſt über die Erſcheinung, die ihm entgegentrat. Es war eine Dame im eleganteſten Negligé, mit einem der ſchönſten Geſichter, die er jemals geſehen hatte. Wohl lag etwas Starres, um nicht zu ſagen Eiſiges in den marmorweißen, wunderbar regelmäßigen Zügen, dafür aber leuchteten in dieſem Geſichte ein Paar dunkle Augen wie Feuerflammen. In dem hellen Morgenrock, den die Dame trug,

glich ſie mit der königlichen Haltung ihres Kopfes und ihrer ſchlanken, großen Figur einer Fee, der es vergönnt iſt, zur Nachtzeit auf Erden zu wandeln. Die Dame ſchien aber ſehr erſchreckt, denn ſie wartete nicht die Frage des Arztes ab.

„Verzeihung," rief ſie, „daß ich Sie in nächtlicher Stunde holen ließ, aber unſer Hausarzt iſt verreist und kommt erſt in den nächſten Tagen wieder; mit meinem Gatten aber ſteht es ſehr ſchlimm, er leidet augenſcheinlich an Wahnvorſtellungen, und es iſt mir ſo ängſtlich geworden, daß ich um jeden Preis ärztlichen Beiſtand haben wollte. Ich habe mich des Gedankens nicht entſchlagen können, mein Mann könne irrſinnig werden. Wollen Sie die Freundlichkeit haben, mir in das Krankenzimmer zu folgen!"

In dem mit größtem Luxus ausgeſtatteten, von einer rothen Ampel matt erleuchteten Schlafzimmer fand der Arzt im Bett einen weißhaarigen Mann, welcher eher der Vater der ſchönen Frau, als deren Gatte hätte ſein können.

„Wie fühlſt Du Dich, Maurice?" fragte die Dame, indem ſie an das Krankenbett herantrat und ihre ſchmale Hand auf die Stirn des Mannes legte.

„Ich danke Dir, mein Engel," ſagte der Kranke in gutem Deutſch, dem man indeß den fremdländiſchen, anſcheinend franzöſiſchen Anklang deutlich anhörte. „Ich danke Dir, es geht beſſer. Ich höre dieſe Schreckenstöne nicht mehr. Wer iſt der Herr?"

„Dieſer Herr," ſagte die Dame mit verbindlicher Handbewegung gegen Jahn, „iſt ein Arzt, der ſo freundlich geweſen iſt, ſich in der Nacht hierher zu bemühen, um Dir Linderung und mir Beruhigung zu verſchaffen."

Bevor der Kranke noch etwas ſagen konnte, wendete ſich die Sprecherin an den Arzt: „Mein Mann leidet inſofern an Wahnvorſtellungen, als er überall im Zimmer Töne zu hören glaubt, welche wie Aechzen, Stöhnen und

Jammern klingen. Trotzdem ich mir die denkbar größte Mühe gegeben habe, auch irgend etwas zu vernehmen, habe ich doch nichts gehört; die Töne, die mein Gatte zu hören glaubt, existiren also in Wirklichkeit nicht, sondern nur in seiner Wahnvorstellung."

Der Kranke machte eine abwehrende Handbewegung und sagte: „Du irrst Dich, Du irrst Dich, meine Liebe. Hättest Du nur Emil gerufen, Emil hätte mir gewiß Recht gegeben."

„Emil — mein Bruder nämlich," sagte die Dame erklärend zu dem Arzte, „schläft schon längst, und ich habe ihn absichtlich nicht gerufen, weil er glaubt, Dir eine Freude zu machen, wenn er Dir Recht gibt, da er weiß, daß Dich Widerspruch aufregt. Er bekräftigt dadurch nur Deine fixen Ideen, und ich glaube, Herr Doktor, das ist gefährlicher als alles Andere."

Der Arzt zuckte die Achseln und wendete sich dem Kranken zu. Derselbe schien ein Mann im Anfange der sechziger Jahre zu sein, ein weißgrauer, wenig gepflegter Bart gab dem scharf geschnittenen Gesicht mit dem südländischen Typus etwas Imponirendes; leichenblaß aber hob sich der Kopf von dem blauen Atlaß des Kissens ab, auf dem der Kranke lag; die Augen Duventier's zeigten den ängstlichen Ausdruck, der nervösen, von Wahnvorstellungen gequälten Menschen eigenthümlich ist.

Theodor Jahn prüfte den Puls des Kranken und konstatirte ein leichtes Fieber. Er fühlte sich verpflichtet, nach der Verordnung des Hausarztes zu fragen, um keine Störung durch andere Medikamente hervorzurufen, prüfte das Rezept, erklärte, ebenfalls nichts Anderes verschreiben zu können, und empfahl dem Kranken nur, eine Dosis mehr als bisher zu nehmen, und sich zur Beruhigung kalte Kompressen auf den Kopf legen zu lassen.

Er wartete noch einen Augenblick, bis der Kranke er-

klärte, es ſei ihm ſchon bedeutend beſſer; er höre die fürchterlichen, beängſtigenden Töne nicht mehr, und Jahn empfahl ſich.

Frau Duventier begleitete ihn bis auf den Korridor hinaus und dankte ihm hier in ebenſo herzlichen als liebenswürdigen Worten für ſeine Bemühung. Dem jungen Arzte wurde es ganz warm bei der Liebenswürdigkeit der bildſchönen Frau. Das Dienſtmädchen leuchtete ihm die Treppe hinunter, und er war Morgens gegen zwei Uhr wieder in ſeiner Wohnung.

Jetzt, drei Tage nach dieſem Vorfalle, erhielt er den Brief ſeiner Schweſter und erfuhr aus demſelben, daß ihre Freundin Paula die Tochter des Rentiers Duventier ſei, zu dem er in jener Nacht berufen worden war.

Wäre dieſer Zufall nicht geweſen, ſo hätte er wahrſcheinlich den übermüthigen Brief der Schweſter ignorirt. Er war Zeit ſeines Lebens zu ernſt geweſen, um auf ſolche Tollheiten einzugehen. Jetzt aber ſchien ihm der Vorſchlag der Schweſter gar nicht ſo übel, denn es lockte ihn irgend ein ihm noch unerklärliches Etwas, die nähere Bekanntſchaft dieſer Familie zu machen. Daß die achtzehnjährige Paula eine Mutter hatte, welche anſcheinend nicht älter als dreißig bis zweiunddreißig Jahre war, konnte nur zu der Annahme führen, daß die jetzige Frau die zweite Gattin des Rentiers Duventier, und Paula das Kind der erſten Ehe ſei.

Theodor Jahn beſchloß, am nächſten Tage gegen Mittag den Armreif Fräulein Paula Duventier im Namen ſeiner Schweſter zu überreichen, und er war ſich wirklich nicht klar darüber, ob er neugieriger war, die junge Dame zum erſten Male oder ihre bildſchöne Stiefmutter zum zweiten Male zu ſehen.

2.

Paula Duventier war nicht leichten Herzens in's Vaterhaus zurückgekehrt, aber sie konnte nicht anders, als dem Wunsche ihres Vaters Folge leisten, nachdem dieser ihr in so eigenthümlicher Weise ausgedrückt worden war.

Paula hatte bis zu ihrem zwölften Lebensjahre sorglos und glücklich gelebt, liebenswürdig behandelt von einer Mutter, welche eine Deutsche war, während der Vater aus der französischen Kolonie Pondichéry in Indien stammte. Er war als Kaufmann durch Handelsbeziehungen nach Deutschland gekommen, hatte eine Deutsche geheirathet und sich endlich als sehr reicher Mann zur Ruhe gesetzt, nachdem es ihm gelungen war, seine Besitzungen zu verkaufen. Da starb ganz plötzlich die Mutter Paula's, und letztere wurde in ein Pensionat gebracht, da es dem Vater unmöglich schien, allein ihre Erziehung zu überwachen. Sie kam nur selten nach Hause, und wenn sie auch die Ferien in der Nähe des Vaters verbrachte, so befanden sie sich doch während dieser Zeit zumeist auf Reisen. Sie schwärmte für das Andenken der Mutter und freute sich stets sehr, mit ihrem Vater über die Verstorbene plaudern zu können. Um so mehr war sie überrascht, als sie vor ungefähr Jahresfrist die Nachricht erhalten hatte, daß ihr Vater sich auf's Neue verheirathet habe. Der Vater hatte ihr dies in einem kurzen, ziemlich kühl gehaltenen Briefe mitgetheilt, ihr auch versprochen, daß die neue Stiefmutter ihr eine liebevolle Freundin sein wolle, und am Ende des Briefes befanden sich von Frauenhand die Worte: „Ich freue mich auf die Bekanntschaft meiner lieben Tochter und werde ihr mit schwesterlicher Liebe zugethan sein. Irma Duventier."

Die neue Frau mußte indeß ebenso wenig wie Duventier selbst große Sehnsucht nach Paula gehabt haben, denn diese

blieb das ganze Jahr über in der Penſion, ohne nach Hauſe zu kommen, weil Duventier ſich mit ſeiner Frau auf Reiſen befand. Indeß erfuhr Paula manches Eigenthümliche über die Heirath des Vaters durch die Verwandten ihrer verſtorbenen Mutter. Dieſe theilten ihr mit, ihr Vater habe eine Schauſpielerin geheirathet, eine Schönheit zwar, aber eine berechnende, herzloſe Kokette. Sie ſolle auch höchſt leidenſchaftlich und rückſichtlos ſein und den alten reichen Mann, der ganz ihrem Willen folge, ausbeuten. Beſonders viel Geld ſolle die zahlreiche Familie der neuen Frau den Vater koſten. Dieſe letzte Andeutung mißfiel Paula und flößte ihr Mißtrauen gegen die Verwandten ein. Sie ſelbſt kannte den Werth des Geldes wenig und wußte, daß ihr Vater ein außerordentlich reicher Mann war, dem es auf einige Tauſende nicht ankommen konnte.

Sie hatte ihrem Vater gezürnt, wie dies alle erwachſenen Töchter thun, deren Vater zu einer zweiten Ehe ſchreitet, doch hatte ſie mit ihm ſtets in lebhaftem Briefwechſel geſtanden. Der Vater ſendete ihr regelmäßig Antwort und überhäufte ſie in der erſten Zeit der Ehe mit Geſchenken. Dann hörten dieſelben auf, die Briefe des Vaters wurden immer ſeltener, bis auf einmal ein Schreiben kam, bei deſſen Durchleſung Paula ſich von heftigem Schreck gepackt fühlte. Der Brief war ſo eigenthümlich verworren, ſo beängſtigend. Ihr Vater ſchrieb, er ſei durch einen glücklichen Zufall in der Lage, ihr heimlich einen Brief zu ſchreiben. Er bitte ſie dringend, er beſchwöre ſie bei ihrer kindlichen Liebe, ſofort nach Hauſe zu kommen und dort zu bleiben; ſollten andere Briefe ankommen, ſo ſolle ſie auf dieſe nicht achten, nur auf den Brief, den ſie jetzt in den Händen halte. Je eher ſie nach Hauſe komme, deſto beſſer ſei es, ſie ſolle ſich auch durch nichts aus dem Hauſe weiſen laſſen, ſie ſolle Niemand etwas von dem Briefe mittheilen.

Es war so viel Heimlichkeit, so viel Unverständliches in dem Briefe, daß Paula zuerst nicht wußte, was sie thun sollte. Schließlich überlegte sie, daß es das Beste sei, dem Wunsche des Vaters Folge zu leisten. Zu ihrer Pensionsvorsteherin hatte sie volles Vertrauen, wie früher zu ihrer Mutter; dieser übergab sie den Brief des Vaters, und auch diese Dame war der Ansicht, daß Paula sofort nach Hause müsse. Nach einem thränenreichen Abschied von ihren Genossinnen reiste das junge Mädchen ab.

Sie hatte sich auf manche Ueberraschung gefaßt gemacht, war aber doch erstaunt über den Zustand, in dem sie ihren Vater fand. Der sonst kräftige Mann, dem selbst das indische Klima nichts anhaben konnte, war jetzt ganz gebrochen, lag im Bett, war nervös und ängstlich und schien Irma, die ihn mit einer auffallenden Zärtlichkeit pflegte, zu fürchten, wie ein wildes Thier seinen Bändiger. Er wagte es in ihrer Gegenwart kaum, die Tochter zu bewillkommnen, und nur als Irma auf einen Augenblick das Zimmer verlassen hatte, schloß Duventier weinend seine Tochter in die Arme und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen; unmittelbar darauf trocknete er aber seine Thränen wie ein Kind, das nicht zeigen will, daß es geweint hat, und suchte ein gleichgiltiges Gespräch anzuknüpfen.

Irma schien überrascht durch die plötzliche Ankunft Paula's, sie erging sich in bitteren Vorwürfen gegen die Pensionsvorsteherin, die es nicht für nothwendig gehalten habe, den Eltern ihre Ankunft vorher anzuzeigen, damit man wenigstens einige Vorbereitungen hätte treffen können; im Uebrigen aber war sie außerordentlich liebenswürdig, ja zärtlich gegen Paula, so daß diese ganz überrascht von der außerordentlichen Güte und Herzlichkeit ihrer Stiefmutter war. Und doch empfand sie vor dieser Frau eine eigenartige Scheu, über die sie sich selbst ärgerte. Es kam ihr undankbar vor, die Güte, welche ihr die Stiefmutter erwies,

mit dieſem eigenthümlichen Gefühl der Zurückhaltung, ja der Abneigung, das in ihr aufſtieg, zu vergelten.

Eine wirkliche Abneigung aber empfand Paula gegen einen anderen Hausgenoſſen, den ſie hier am allerwenigſten erwartet hatte. Es war dies Emil, der Bruder der Frau Duventier, ein etwas verlebt ausſehender Mann am Ende der dreißiger Jahre. Er war, wie es ſchien, ein Allerweltstalent. Er war beim Theater geweſen, hatte ſich auch als Kunſtreiter verſucht, hatte ſich dann wieder eine Zeitlang zum Taſchenſpieler ausgebildet, und jetzt war er daran, Maler zu werden. Er malte nicht ohne Geſchick Landſchaften, und hatte ſich in dem Hauſe ſeines Schwagers ein vollſtändiges Atelier eingerichtet. In dem Augenblicke, in dem ihr Emil vorgeſtellt wurde, als ſeine grauen, zudringlichen Augen ihre Geſtalt muſterten, empfand Paula bereits gegen ihn einen Widerwillen, der ſich indeß noch ſteigerte, als ſie die ſüßliche Liebenswürdigkeit dieſes ihr durchaus fremden Mannes ſah, dem daran gelegen ſchien, ſich ihr in irgend einer Weiſe zu nähern, als wäre er einer ihrer nächſten Verwandten. Die achtzehnjährige Paula war zu gut erzogen und geſellſchaftlich zu geſchickt, um ihre Abneigung merken zu laſſen, ſie verſtand es aber, den Zudringlichen zurückzuweiſen. Sie wollte ſich ihm fernerhin dadurch entziehen, daß ſie ſich ganz und gar der Pflege ihres Vaters widmete.

Damit hatte es jedoch eine eigenthümliche Bewandtniß. Irma erklärte ihrer Stieftochter, ſie ſei die berufenſte Pflegerin ihres Mannes und werde ſich durch Niemand in der Erfüllung dieſer heiligen Pflicht behindern laſſen, und ſei dies ſelbſt die eigene Tochter des Gatten. Auch ſei Paula noch zu jung und unerfahren, um einen ſolchen Kranken zu pflegen, dazu gehöre die Umſicht und Uebung, die Irma ſich ſchon angeeignet hätte. Sie erklärte überdies, daß die Anweſenheit Paula's den Kranken aufrege,

und nach drei Tagen hatte es Irma wirklich durchgesetzt, daß Paula nur noch am Morgen und Abend das Zimmer ihres Vaters auf einen Augenblick betreten durfte, um ihm guten Morgen und gute Nacht zu sagen. Bei diesen kurzen Begegnungen zwischen Vater und Tochter war jedoch Irma stets zugegen, und der Vater zeigte sich eigenthümlich zurückhaltend; aber er drückte die Hand der Tochter so energisch, er blickte sie stumm und doch mit so flehendem Ausdruck in den Augen an, daß Paula manchmal das Herz vor Schreck und Angst stillstand, und daß sie dann die ganze Nacht nicht schlafen konnte, weil sie nicht wußte, was sie aus allen den eigenthümlichen Dingen machen sollte, die sie umgaben, was die Verhältnisse bedeuteten, in die sie hineingekommen war.

Die Stiefmutter hatte ihr ein Zimmer am äußersten Ende der Wohnung angewiesen, während am anderen Ende das Schlafzimmer der Ehegatten und in dem Stock über diesem in einem Erker das Atelier Emil's lag. Zu ihrer Bedienung hatte Paula ein Dienstmädchen gesetzten Alters, welche alle Arbeiten im Hause verrichtete, während sie für die gröbsten Verrichtungen die Unterstützung einer Aufwartefrau hatte. Dieses Dienstmädchen war Paula unbekannt, denn Frau Duventier hatte bei ihrem Eintritt in das Haus den alten Diener, der schon zwanzig Jahre bei Duventier war, entlassen.

Paula war zu Hause und hatte doch das Gefühl, daß sie sich unter fremden Menschen befinde, ja als sei sie in Feindesland, als sei sie eine Gefangene. Und nicht sie allein, sondern auch ihr Vater. Wenn es ihr nur ein einziges Mal gelungen wäre, ihn allein zu sprechen. Aber Irma wich Tag und Nacht nicht von dem Bette des Kranken; sie schien weder zu schlafen, noch zu essen, und verhinderte jede Annäherung der Tochter an den Vater.

Wenn Paula nur irgend Jemand gehabt hätte, mit

dem sie sich hätte berathen, mit dem sie sich hätte über die eigenthümlichen Verhältnisse im väterlichen Hause aussprechen können! Aber Niemand war ihr in der Stadt bekannt, Niemand konnte sie sich anvertrauen, und sie hatte noch gar nicht den Versuch gemacht, ob sie auch Herrin ihrer freien Bewegung insofern sei, als sie Besuche machen konnte, wo sie wollte. Sie hatte bisher noch gar nicht daran gedacht, auszugehen.

Es überraschte sie daher nicht wenig, als ihr eines Vormittags das Dienstmädchen eine Karte brachte, auf der ein Doktor Theodor Jahn um die Ehre bat, ihr gegenüber sich eines Auftrages entledigen zu dürfen. Paula schwankte einen Augenblick, und überlegte, ob sie die Stiefmutter um Erlaubniß zum Empfange dieses Besuches fragen sollte, sie verwarf diesen Gedanken aber augenblicklich und befahl dem Mädchen, den Herrn in das Empfangszimmer zu führen.

Ihr Erstaunen verwandelte sich in helle Freude, als Theodor Jahn sich als der Bruder ihrer besten Pensionsfreundin vorstellte, ihr den Goldreif überreichte und den Gruß seiner Schwester überbrachte. Sie hätte laut aufjubeln mögen, als sich hier plötzlich ein Freund fand, denn der Bruder ihrer Freundin mußte auch ihr Freund sein. Sie plauderten so lustig und lachten so laut, daß plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, Irma im Zimmer stand und den Doktor erstaunt anblickte, den sie sofort erkannte.

Der junge Arzt erklärte den Zweck seines Besuches und war ganz entzückt von der Liebenswürdigkeit, mit der ihn die Frau des Hauses aufnahm.

Da es sich um den ersten Besuch handelte, so konnte er leider nicht so lange bleiben, wie er gern wollte; und er wäre gar zu gern länger geblieben. Seine Schwester hatte doch wohl einen guten Gedanken gehabt. Paula

Duventier war ein allerliebstes Geschöpf, so voll Herzlichkeit und Natürlichkeit, so voll bezaubernder jungfräulicher Schönheit, daß Theodor Jahn den günstigsten Eindruck von ihr bekam. Unwillkürlich mußte er sie mit Frau Duventier vergleichen; aber während diese eine Art dämonischer, stolzer Schönheit war, lag über der Erscheinung Paula's der ganze Duft und Zauber der Natürlichkeit, Jugend und Seelenreinheit.

Theodor empfahl sich und versprach, der Einladung der Frau Duventier Folge leistend, bald wieder vorzusprechen.

Er ließ denn auch kaum die nöthige Anstandsfrist verstreichen, um seinen nächsten Besuch zu machen.

Sorgfältiger als je gekleidet, begab er sich nach der Wohnung Duventier's. Er klingelte und überreichte dem Dienstmädchen, das die Thür öffnete, seine Karte. Es fiel ihm auf, daß es sehr lange dauerte, bevor das Mädchen mit der Antwort zurückkam, und er fühlte sich wie in's Gesicht geschlagen, als das Mädchen ihm mittheilte, die Damen bedauerten sehr, den Herrn Doktor nicht empfangen zu können.

Er konnte sich gar nicht fassen über diese unerwartete Abweisung, die noch dazu in so schroffer Form erfolgt war. Natürlich blieb ihm nichts weiter übrig, als das Haus zu verlassen. Noch eine stille Hoffnung hegte er, nämlich daß irgend eine Erklärung, ein Brief von Frau Duventier oder deren Tochter kommen könne, in dem man sich entschuldigte und die Gründe angab, durch die seine Abweisung vielleicht zufällig bedingt war. Aber es vergingen mehre Tage, ohne daß ein solcher Brief eingetroffen wäre, und klarer und klarer wurde es dem jungen Arzte, daß man ihn absichtlich fortgewiesen, ja beleidigt hatte, um ihn für immer los zu sein.

Die Abendstunde war schon ziemlich weit vorgerückt, die Wirthschafterin klopfte, brachte die brennende Lampe

herein, und ihr folgte auf dem Fuße der Briefträger, der einen eingeschriebenen Brief brachte.

Theodor erkannte die Schriftzüge seiner Schwester; was hatte ihm diese in einem eingeschriebenen Briefe zu melden? Er unterzeichnete den Schein und riß den Brief hastig auf. Es fiel ihm ein zweiter Brief entgegen mit einer ihm unbekannten Handschrift; von der Hand der Schwester fand er nur wenige Zeilen. Dieselben lauteten:

„Ich sende Dir beifolgend einen Brief von Paula Duventier. Es muß sich um etwas Ernsthaftes handeln, denn sie ist sonst nicht leicht erregbar, sondern klug und überlegend. Thu', was Du kannst. Ich bin ganz erschreckt über Paula's Klagen und Andeutungen. Du wirst Mittel und Wege finden, um ihr zu helfen."

Mit einer gewissen Hast griff Theodor nach dem Briefe, der die Unterschrift „Paula Duventier" trug. Er betrachtete den Brief eine Weile, ohne ihn zu lesen. Es war ihm, als sei er durch diese Schriftzüge plötzlich in die Nähe der Schreiberin gerückt, als sehe er sie wieder vor sich stehen, als empfinde er noch einmal dieses unbeschreiblich angenehme Gefühl, das ihn bei dem ersten Zusammensein mit Paula vollständig umstrickt hatte. Dann aber setzte er sich nieder, um den Brief zu lesen, welcher wie folgt lautete:

„Meine geliebte Bertha!

Ich wende mich um Hilfe an Dich, weil ich Niemand sonst habe, dem ich mich anvertrauen könnte, dann aber, weil ich hoffe, daß Dein Bruder, der uns neulich seinen Besuch gemacht hat, vielleicht geneigt wäre, mir zu helfen. Es handelt sich um eine Sache, die mich fast um den Verstand bringt.

Seit meiner Rückkehr in das Elternhaus habe ich Tag für Tag Entdeckungen gemacht, die mich schaudern machen. Meine Stiefmutter ist mir mit äußerster Liebenswürdig-

keit entgegengetreten, hat aber vom ersten Tage an mich in einer Art und Weise unter Bewachung genommen, daß ich eine Gefangene im Hause bin. Mein Vater fügt sich allen Wünschen und Anordnungen meiner Stiefmutter, er steht ganz und gar unter ihrem Bann, ich möchte sagen, sie übt eine magische Gewalt über ihn aus. Ich kann mich über die Art und Weise, wie meine Stiefmutter jeden meiner Schritte, jedes meiner Worte überwacht, nicht bei ihm beklagen, denn er wird selber wie ein Gefangener von ihr behandelt. Mein Vater ist nervenkrank, und meine Stiefmutter pflegt ihn auf das Sorgfältigste. Mir kommt es aber vor, als wäre es viel besser für meinen Vater, meine Stiefmutter pflegte ihn nicht. Mein Vater wird von Tag zu Tag willensschwächer, ängstlicher und unselbstständiger. Ich selbst kann mit ihm kaum fünf Worte täglich wechseln, bei denen stets meine Stiefmutter zugegen ist. Ich habe ein Gefühl der Angst, der Unsicherheit, der Furcht und Bangigkeit, die mich fast um den Verstand bringen. Ich habe das instinktive Bewußtsein, meinem Vater und mir drohe eine Gefahr. Ich fürchte mich vor meiner Stiefmutter. Wenn meine Stiefmutter mich mit ihren kalten, blitzenden Augen betrachtet, so bin ich wie gelähmt, wie betäubt. Sie hat mit mir nichts Gutes vor, ich ahne es. Ihr Bruder ist bei uns im Hause, ein, wie es scheint, verbummeltes Genie, ein Mensch mit einer mir entsetzlich widerwärtigen Süßigkeit und Höflichkeit. Ich habe das Gefühl, daß dieser Mann sich um mich bewerben will, und daß meine Stiefmutter seine Bewerbung begünstigt. Eher aber den Tod, als diesem Mann auch nur um Haaresbreite entgegenkommen!

Ich habe Dir anvertraut, daß mein Vater mir einen dringenden Brief nach der Pension schrieb, einen geheimnißvollen Brief, auf den hin ich plötzlich nach Hause zurückkehrte. Ueber diesen Brief habe ich noch nicht mit ihm

ſprechen können. Ich ſehe an ſeinen flehentlichen Blicken, daß er Hilfe von mir erwartet, und doch weiß ich nicht, was ich thun ſoll. Dieſen Zuſtand halte ich nicht länger aus. Ich kann mich Niemand anvertrauen, ſelbſt nicht dem Dienſtmädchen, denn ſie iſt mir unbekannt und ſteht, wie ich glaube, auf Seite der Stiefmutter. In der Nacht, bei einem kleinen Lichtſtümpfchen, ſchreibe ich Dir dieſen Brief, und ich hoffe, es wird mir gelingen, ihn abzuſenden, indem ich die Zeit abwarte, wenn der Briefträger die Poſtſachen bringt; habe ich das Glück, allein zu ſein, wenn ich ihm öffne, ſo kann ich ihm den Brief zur Weiterbeförderung anvertrauen, und er kommt hoffentlich in Deine Hände. Iſt dies der Fall, ſo bitte, ſo beſchwöre ich Dich, ſuche Deinen Bruder zu veranlaſſen, daß er ſich meiner annimmt. Du glaubſt nicht, wie ich mich gefreut habe, als er uns ſeinen Beſuch machte. Meine Stiefmutter war gegen ihn außerordentlich liebenswürdig und forderte ihn auch auf, bald wieder zu kommen, ſie muß aber ihre Anſichten geändert haben, denn wie ich zufällig von dem Mädchen erfahre, iſt Dein Bruder, als er vor einigen Tagen ſeinen Beſuch wiederholte, von meiner Stiefmutter abgewieſen worden.

Ich bitte und beſchwöre Dich noch einmal, ſuche ihn zu veranlaſſen, daß er ſich meiner annimmt! Er hat vom erſten Augenblick an einen ſtarken Eindruck auf mich gemacht, ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß er ebenſo wohlwollend als thatkräftig und klug iſt. Theile ihm mit, was ich Dir geſchrieben habe, und Du wirſt zu lebenslänglichem Danke verpflichten

Deine verzweifelte

Paula Duventier."

Theodor las dieſen Brief viermal, fünfmal durch; jedesmal, wenn er an die Stelle kam, in welcher Paula darüber klagte, daß der Bruder ihrer Stiefmutter, Emil,

ſich um ihre Hand zu bewerben ſcheine, packte den jungen Arzt ein förmlicher Grimm, und er beſchloß, Paula um jeden Preis zu helfen.

Nachdem er aber an ſeiner Hilfsbereitſchaft ſich eine halbe Stunde lang begeiſtert hatte, kam er ſich recht lächerlich vor. In welcher Weiſe wollte er denn mit Paula in Verbindung treten? Das Nothwendigſte für ihn war eine Unterredung mit ihr; aus dieſer erſt konnte er erfahren, was in dem Hauſe Duventier's vorging. Die Andeutungen Paula's genügten nicht, dieſelben konnten ebenſo gut Wahrheit enthalten, als der Ausdruck nervöſer Aufregung, hervorgerufen durch die ungewohnten Verhältniſſe, durch kindliche Angſt und Furcht, ſein. Vielleicht ſah Paula Geſpenſter, vielleicht ſah ſie die Dinge in ganz falſchem Lichte, und Theodor hatte als Fernſtehender nicht das geringſte Recht, ſich in die Verhältniſſe der Familie Duventier einzudrängen, irgend welche Schritte zu thun, von denen jeder einzelne höchſt gefährlich und dazu geeignet war, Paula zu kompromittiren oder ihn, den jungen Arzt, geſellſchaftlich und geſchäftlich in der Stadt unmöglich zu machen, ja vielleicht in einen unangenehmen Prozeß zu verwickeln.

Er konnte es auch nicht wagen, an Paula zu ſchreiben, denn es war ihm klar, daß Frau Duventier, wenn Paula Recht hatte und in der That von der Stiefmutter ſtreng überwacht wurde, dieſen Brief nicht an die Stieftochter gelangen ließ.

Bis gegen Mitternacht quälte er ſich mit dem Gedanken, wie Paula zu helfen ſei; er kam aber zu keinem Reſultat.

3.

Am Krankenbette Duventier's wachte ſeine Frau gewöhnlich von elf Uhr Abends bis in die frühen Morgenſtunden, dann wurde ſie von ihrem Bruder Emil abgelöst

und ging ſelbſt zu Bett. Die Mahlzeiten nahm ſie neben dem Bett des Gatten ein, und es war bewundernswerth, wie mäßig im Eſſen und Trinken, wie anſpruchslos in ihren Bedürfniſſen Frau Irma war.

Paula aß in den erſten Tagen zuſammen mit Emil; als ihr aber die Stiefmutter anheimſtellte, ob ſie lieber in ihrem Zimmer eſſen wollte, zog ſie das Letztere vor. Die Gegenwart und die Unterhaltung dieſes Menſchen war ihr gar zu unangenehm. Die Stiefmutter hatte ihr auch den Vorſchlag gemacht, ſie ſolle Spaziergänge mit Emil unternehmen, dies hatte aber Paula abgelehnt und die Abſicht ausgeſprochen, allein auszugehen. Sie hatte ſich, ohne daß ſie es ahnte, dadurch zur Gefangenen gemacht.

Die Stiefmutter war immer von gleicher Liebenswürdigkeit, aber in ihren Augen leuchtete manchmal etwas wie Haß, wie Feindſeligkeit, wie mühſam verhaltener Groll und Zorn. Dieſe jäh aufleuchtenden Blicke hatten Paula zuerſt erſchreckt und ihre Furcht vor der Stiefmutter noch geſteigert, allmälig aber machte ſich in der Bruſt des jungen Mädchens ein anderes Gefühl geltend. Dieſe Furcht verwandelte ſich in Abneigung und gleichzeitig in Widerſtandsluſt, und Paula fühlte es, daß ſie eines Tages ihre Stiefmutter mit aller Leidenſchaft haſſen würde.

In dem Augenblick aber, in dem ſie dieſe Entdeckung machte, fühlte ſie auch, daß die Furcht vor Irma ſchwand, daß ihr Muth wiederkehrte, und ſie brauchte nur daran zu denken, daß es ſich um ihren Vater handelte, um ſich ſtark genug zu fühlen, mit ihrer Stiefmutter jeden Kampf aufzunehmen, der nothwendig ſein würde. Allerdings, wenn ſie wieder in ihre Nähe kam, wenn ſie ſah, wie auch ihr Vater ſich willenlos den Wünſchen Irma's fügte, verlor ſie wieder allen Muth und glaubte ſelbſt, daß die Zeit für ſie, um Widerſtand zu leiſten, noch nicht gekommen ſei.

Wenn Paula nur aus dem Hausarzt klug geworden wäre! Der Hausarzt war ein alter Herr, einer von jenen liebenswürdigen Aerzten aus der alten Schule, die mehr darauf ausgehen, ihre Patienten durch freundschaftliche Scherze, durch liebenswürdige Behandlung, als durch thatsächliche ärztliche Eingriffe zu heilen; und dieser alte Herr schien vollständig bezaubert zu sein, wenn er in den Bannkreis von Frau Irma trat. Diese war dafür, dem Kranken irgend welche Beruhigungsmittel zu geben, und der Hausarzt war ganz derselben Ansicht; der Kranke wünschte an die frische Luft gebracht zu werden, Frau Irma war, wie sie sagte, aus höchst gewichtigen Gründen dagegen, und der Hausarzt war ganz ihrer Ansicht.

Wenn Paula Abends in das Zimmer des Vaters kam, um ihm in Gegenwart der Stiefmutter gute Nacht zu wünschen, sah sie immer, wie dem Kranken sein Schlaftrunk gemischt wurde, bestehend aus einem Glase Wein, in welches ein Opiumpräparat geschüttet wurde. Der Kranke schlief nach diesem Gewaltmittel immer nur einige Stunden, erwachte darnach wieder, und dann kamen nach Angabe Irma's die fürchterlichen Stunden, wo der Kranke Stimmen, Stöhnen, Weinen und Aechzen zu hören glaubte, ohne daß es ihr jemals gelungen war, etwas Aehnliches zu vernehmen. Paula hatte Irma wiederholt gebeten, sie eine Nacht lang am Bette des Vaters wachen zu lassen; ein spöttisches Lächeln hatte bei dieser Forderung um die Lippen der schönen Frau gespielt, dann hatte sie in liebenswürdigster Weise diese Beihilfe in der Pflege des Gatten abgelehnt. —

Fünf Tage waren verflossen, seitdem Paula den Brief an die Freundin abgeschickt und um die Hilfe des jungen Arztes gebeten hatte. Es war ihr gelungen, dem Briefboten diesen Brief zuzustecken, ohne daß es Jemand bemerkt hatte, und sie nahm an, daß der Brief richtig an

ſeine Adreſſe gelangt ſei. Sie hoffte auf irgend ein Lebenszeichen von Theodor Jahn und war von Stunde zu Stunde mehr enttäuſcht, als nichts dergleichen ſich einſtellte. Sie hatte in der That ein Zutrauen zu dieſem jungen Mann, wie ſie es noch kaum für irgend einen anderen Menſchen empfunden hatte. Sie hatte ihn nur kurze Zeit geſehen, aber ſein freundliches Geſicht, ſein offener Blick, die gemeſſene und doch liebenswürdige Art und Weiſe, in der er ſprach, hatte ſie für ihn außerordentlich eingenommen.

Paula hatte nicht viel Gelegenheit gehabt, mit Männern zuſammenzukommen, aber wie jedes junge Mädchen hatte ſie ſich gewiſſermaſſen ein Ideal davon gemacht, wie der Mann ausſehen müſſe, der ſie eines Tages intereſſiren, vielleicht ihr Herz feſſeln könne. Wenn ſie jetzt daran dachte, erſtaunte ſie, wie ſehr eigentlich Theodor Jahn dieſem ihrem Ideale glich. So hatte ſie ſich den Mann gedacht, für den ſie glaubte irgend etwas empfinden zu können, freundlich und doch gemeſſen, ein angenehmes Auge, ein angemeſſenes Organ, eine jugendkräftige, ſchlanke Geſtalt — das ſtimmte Alles bei Theodor Jahn, und Paula ſchämte ſich faſt, daß ſie ſo häufig an ihn dachte und ſich in Gedanken mit ihm beſchäftigte. Aber erwartete ſie nicht von ihm Hilfe? Erwartete ſie nicht von ihm eine Aenderung in der unerträglichen Lage, in der ſie ſich befand?

— — — — — — — — — — — —

Es war Abends gegen elf Uhr. Wie üblich, hatte ſich Paula gegen neun Uhr von ihrem Vater verabſchiedet und ſich in ihr Zimmer zurückgezogen. Bis zehn Uhr hatte ſie Licht gebrannt, dann es ausgelöſcht. Das Dienſtmädchen weigerte ſich ſtets auf die Forderung Paula's, ihr mehr Licht zu beſorgen, dies zu thun, ſie erklärte, die gnädige Frau habe angeordnet, daß Paula nur ſo viel Licht erhalte, daß ſie damit ungefähr bis zehn Uhr reiche;

Digitized by Google

sie wolle dadurch verhindern, daß das junge Mädchen im Bett Nachts etwa noch leſe, weil dies geſundheitsſchädlich und auch feuergefährlich ſei.

Paula hatte aber nicht die mindeſte Luſt, zu ſchlafen. Sie ſaß im Finſtern in der Nähe des Fenſters und hörte auf jedes Geräuſch im Hauſe. Die Wohnung Duventier's lag in einer Seitenſtraße, wo faſt gar kein Wagenverkehr herrſchte; ſie lag in dem erſten Stockwerk eines villenartigen Gebäudes, deſſen unterſter Stock von dem Eigenthümer, deſſen oberſter von zwei alten Damen und einer Dienerin bewohnt war. Es herrſchte bei Tag und bei Nacht in dieſem Hauſe eine wohlthuende Stille.

Einen Wunſch hatte Paula in letzter Zeit ſo genährt, daß er faſt zu einer fixen Idee bei ihr geworden war, nämlich den, einmal bei Nacht, wenn ſie Niemand ſtören könne, den Vater zu ſprechen. Aber wie ſollte ſie dies, ſo fragte ſie ſich hundert- und tauſendmal, ermöglichen? Die Stiefmutter ſaß neben dem Bett des Vaters in einem mächtigen Lehnſtuhl und wachte oder, wenn ſie einmal einſchlief, erwachte ſie ſicher ſofort, wenn Jemand das Zimmer betrat.

Vom nahen Thurm ſchlug es Mitternacht. Paula hatte ſich noch nicht ausgekleidet; ſie entledigte ſich jetzt der Schuhe, die ſie den Tag über getragen, und zog leichte Schlafſchuhe mit Filzſohlen an. Sie öffnete leiſe ihre Thür und horchte, ob in der Küche und in dem daneben befindlichen Mädchengelaß ſich noch etwas bewege, und ob Marie, das ältere Dienſtmädchen, noch wach ſei. Sie ſah weder Licht ſchimmern, noch vernahm ſie irgend einen Laut.

Sie ließ die Thür ihres Zimmers geöffnet und ging auf den Korridor hinaus, der ſich durch die ganze Wohnung zog, und von dem aus rechts und links Thüren nach den verſchiedenen Zimmern führten. An einer Stelle bildete der Korridor einen rechten Winkel. Langſam, die Hände

vor ſich geſtreckt, um nirgends anzuſtoßen, ging Paula vorwärts.

Sie hatte die Stelle erreicht, wo der Korridor rechtwinkelig abbog, als ſie plötzlich wie gebannt ſtehen blieb. Ein eigenthümlicher Laut drang zu ihr, ein lang ausgehaltener klagender Ton, der aus weiter, weiter Ferne zu kommen ſchien, und den ſie doch ganz deutlich vernahm. Es war, als ſtöhne und jammere Jemand in fürchterlicher Herzensangſt oder in ſchweren körperlichen Schmerzen.

Dieſes Stöhnen kam in unregelmäßigen Zwiſchenpauſen, und hatte in der Finſterniß und in der Stille der Nacht etwas Grauenhaftes, etwas, was das Herz des jungen Mädchens ſchneller ſchlagen ließ vor Furcht. Mit einem Ruck aber gewann ſie alle ihre Geiſteskräfte wieder, als ſie jetzt die Stimme ihres Vaters erkannte, welcher zitternd fragte:

„Hörſt Du nichts, Irma? Ich bitte, ich beſchwöre Dich, hörſt Du nichts?“

„Ich höre nichts, Maurice,“ vernahm Paula deutlich die ruhige Stimme ihrer Stiefmutter; „nicht das Geringſte! Dieſe Stimme exiſtirt nur in Deiner Einbildung; ſuche die Gedanken daran zu überwinden. Ich höre nicht das Geringſte.“

Wiederum ließ ſich das Stöhnen und Aechzen vernehmen.

„Jetzt, jetzt!“ ſchrie, wie es ſchien, auf's Aeußerſte erregt der Kranke. „Irma, jetzt! Du mußt es gehört haben!“

Wie ſtill und ruhig die Stimme Irma's klang, als ſie jetzt ſagte: „Ich höre nichts; und es kann Niemand außer Dir etwas hören! Nimm noch eine Doſis Morphium, um Dich zu beruhigen, es gibt kein anderes Mittel.“

Jetzt ſtöhnte der Kranke, und ſein Ausbruch des Schmerzes zerriß Paula faſt das Herz. Sie machte, einem unbewußten Impulſe folgend, noch einige Schritte vorwärts, und hörte das unheimliche Stöhnen und Aechzen in ihrer unmittel-

baren Nähe. Vorsichtig tasteten ihre Hände weiter und entdeckten einen Schrank, einen jener großen Garderobenschränke, wie man sie auf den Korridoren stehen hat, wenn nicht besondere Spindenzimmer vorhanden sind. Kam aus diesem Schranke das Stöhnen, und war dort Jemand verborgen?

Vorsichtig tasteten die Finger Paula's auf dem Holze herum. Auf's Neue erscholl das Stöhnen, wiederum klang die Stimme des Kranken: „O, es ist fürchterlich, es ist entsetzlich! Ich höre es schon wieder!"

Erschreckt und von Mitleid ergriffen, riß Paula plötzlich die Thür auf, welche dicht neben dem Schranke vom Korridor aus in das Krankenzimmer führte. Diese Thür war nicht eingeklinkt, sondern nur angelehnt gewesen.

Mit einem Schrei sprang Irma auf und näherte sich der Thür. In diesem Augenblicke fühlte Paula den Zorn und die Wuth einer Löwin in sich. Mit zwei Schritten trat sie in das Zimmer, stellte sich an das Bett des Vaters, als wolle sie ihn schützen, und sagte: „Ich höre diese entsetzlichen Töne genau so wie Du, Vater. Laß Dich durch nichts von dem Glauben daran abhalten, daß diese Töne wirklich laut werden. Und ich kann Dir auch sagen, woher sie kommen: aus dem Schranke, der hier draußen steht!"

Mit flammenden Augen, hochaufgerichtet war Irma der Stieftochter entgegengetreten. Sie hatte drohend und zornig die Hand erhoben, als wolle sie die Freche niederschlagen.*) Aber nur ein Blick traf sie aus den ebenfalls funkelnden Augen Paula's. Sie sah das aschbleiche Gesicht des jungen Mädchens, dessen Züge sich vor Zorn und, wie es schien, vor Haß fast verzerrten, und im nächsten Augenblicke hatte die geübte Schauspielerin vollständig ihre äußere Ruhe zurückgewonnen.

*) Siehe das Titelbild.

Digitized by Google

Mit einem Schrei, der vorzüglich gemacht war, ſprang ſie auf Paula zu und nahm ſie in ihre Arme.

„Kind," ſagte ſie, wie es ſchien zitternd vor Schreck und Ueberraſchung; „Kind, was iſt mit Dir geſchehen? Iſt der Wahnſinn denn erblich in dieſer Familie? Was willſt Du gehört haben? Was haſt Du gethan? Wo kommſt Du her?"

Wohl durchſchaute Paula die Heuchelei und das ſchauſpieleriſche Gebahren ihrer Stiefmutter, aber ehe ſie noch antworten konnte, rief Irma: „Solcher Unſinn muß auf der Stelle durch die Thatſachen widerlegt werden! Komm mit mir!"

Sie ergriff die Lampe, die hinter einem Lichtſchirm im Krankenzimmer ſtand, und eilte hinaus auf den Korridor.

„Dieſer Schrank?" fragte ſie. „Er iſt verſchloſſen. Hier iſt das Bund mit meinen Schlüſſeln. Ich will den Schrank öffnen."

Mit fieberhafter Haſt ſchloß Irma den Schrank auf, welcher voll Kleidungsſtücke war. Sie leuchtete in das Innere hinein und riß die Kleidungsſtücke auseinander.

„Ueberzeuge Dich, mein Kind," ſagte ſie, „daß irgend eine Viſion Dich geneckt, daß Deine überreizte Phantaſie Dir einen Streich geſpielt hat. Um des Himmels willen, warum kommſt Du und regſt den Vater noch mehr auf? Er kann den Tod davon haben!"

Paula war ſo verwirrt durch dieſen Beweis, der ihr geliefert war, ſo erſchreckt darüber, daß ſie ſich geirrt und eine falſche Vermuthung ausgeſprochen hatte, daß ſie willenlos der Stiefmutter folgte, als dieſe ſie nach ihrem Zimmer zurückführte. Sie fühlte noch den Kuß, den ihre Stiefmutter ihr anſcheinend voll Zärtlichkeit auf die Stirn drückte, als ſie ihr zum Abſchied ſagte: „Behüt Dich Gott, mein Kind! Sprich ein Gebet, ſuche Dich zu beruhigen und geh' ſchlafen!"

Dann fiel die Thür in's Schloß, und Paula hörte, wie der Schlüssel von außen umgedreht und abgezogen wurde. Die Stiefmutter hatte sich des unliebsamen Störenfrieds in sicherster Weise entledigt.

4.

Drei Tage waren vergangen, seitdem Doktor Jahn den Brief Paula's durch seine Schwester erhalten hatte. Noch immer war ihm kein Mittel eingefallen, sich mit der jungen Dame in Verbindung zu setzen. Er hatte, so oft es seine Zeit erlaubte, sich in der Nähe der Duventier'schen Wohnung aufgehalten, insbesondere in den Abendstunden, in der Hoffnung, Paula am Fenster zu erblicken; er besaß aber zum Späher nicht die geringste Anlage und kehrte stets unverrichteter Sache wieder heim.

Das Gefühl, das ihn beherrschte, war unbeschreiblich; er wurde selbst von einer nervösen Angst befallen. In Träumen sah er Paula in den fürchterlichsten Gefahren, aus denen er sie nicht retten konnte, weil er versteinert und unbeweglich zusehen mußte. Zugleich aber mit dieser nervösen Angst kam noch ein zweites Gefühl in seine Brust, das des denkbar größten Interesses an dem jungen Mädchen, und eine Art schwärmerischen Erinnerns an die wenigen Augenblicke, die er mit ihr verbracht hatte.

Seine Wirthschafterin brachte ihm am dritten Tage eine Karte, auf der die Worte standen: „F. Nolten, Rechtsanwalt," und gleich darauf trat ein elegant gekleideter, verhältnißmäßig junger Mann in das Zimmer, warf einen prüfenden Blick auf Jahn und begann sofort: „Ich komme in einer diskreten Angelegenheit, Herr Doktor. Ich bin gewissermaßen Ihr Nachbar, denn ich wohne nur fünf Häuser von Ihnen entfernt. Ich bin ein junger Rechtsanwalt; Sie sind, so viel ich weiß, ein junger Arzt; ich komme in einer Sache, in der wir Beide eine Rolle spielen sollen und sehr viel

verlieren können, wenn wir nicht vorsichtig sind. Darf ich mich aber, bevor ich Ihnen irgend eine Eröffnung mache, versichert halten, daß nicht ein Wort von dem, was ich Ihnen erzähle, über Ihre Lippen kommt? Ich würde mich sonst gegen meine Pflichten als Anwalt vergehen."

„Ich bin allerdings überrascht," erklärte Jahn, „durch Ihren Besuch, Herr Rechtsanwalt, und noch mehr durch Ihr Ansinnen. Da Sie mir aber sagen, es handle sich um eine wichtige Sache für uns Beide, so will ich Ihnen mein Wort darauf geben, über das zu schweigen, was Sie mir mittheilen. Bitte, nehmen Sie Platz!"

Der junge Rechtsanwalt setzte sich und fuhr fort: „Vorgestern kam eine Frau Duventier zu mir, die Gattin des Rentiers Duventier, der hier ebenfalls in der Nähe wohnt. Die Dame bat mich, ein Schriftstück aufzusetzen, durch welches die Verhängung der Kuratel über ihren Gatten bei dem Obervormundschaftsgericht beantragt wird. Sie erzählte mir, ihr Gatte sei vor einiger Zeit von einem leichten Schlaganfall getroffen worden, der ihn noch heute an das Bett fessele, es hätten sich aber seit jener Zeit Wahnvorstellungen bei ihm eingestellt, es sei eine hochgradige Nervosität eingetreten, die sich fortwährend vermehre, zu Zeiten den Kranken am klaren Denken verhindere und ihn vollständig unzurechnungsfähig mache. Ihr Gatte sei selbst mit der Verhängung der Kuratel über sein Vermögen, das sehr bedeutend sei, einverstanden, er habe ein darauf bezügliches Schriftstück in einem lichten Moment unterschrieben und ausdrücklich erklärt, daß sein Schwager, der Bruder der Frau Duventier, der Verwalter des Vermögens werden sollte. Als Zeugniß für den Geisteszustand ihres Gatten überreichte sie mir ein Gutachten des Hausarztes, außerdem aber theilte mir die Dame mit, daß sie bei verschiedenen Gelegenheiten auch andere Aerzte, insbesondere des Nachts, an das Krankenbett gerufen habe,

welche ebenfalls bescheinigen würden, daß ihr Mann an Wahnvorstellungen und an hochgradiger Nervosität leide, die von Wahnsinn kaum mehr zu unterscheiden sei. Unter den sechs Aerzten, die bei Nachtzeit zu dem Kranken berufen wurden, sind auch Sie, Herr Doktor, genannt. Das ist das Thatsächliche; nun komme ich zu der Sache, die uns Beide angeht. Zufälligerweise habe ich während meiner Referendarzeit, als ich bei einem unserer ersten Rechtsanwälte meine vorschriftsmäßige Zeit abarbeitete, mit einer ähnlichen Kuratelsache zu thun gehabt und dort erfahren, wie vorsichtig man mit der Annahme solcher Dinge sein muß. Es handelt sich um ein kolossales Vermögen, und merkwürdigerweise soll der Bruder der Frau der Kurator des unzurechnungsfähigen Kranken werden. Das macht mich stutzig, noch mehr aber die Bemerkung der Frau, daß sie zu verschiedenen Zeiten sechs verschiedene Aerzte in ihr Haus gerufen habe. Könnte das nicht eine schlaue Intrigue sein? Diese sechs Aerzte geben ein vortreffliches Beweismaterial für die Unzurechnungsfähigkeit Duventier's ab, wenn ihre Gutachten nur einigermaßen übereinstimmen. Der Gedanke verließ mich nicht mehr und wurde Veranlassung, daß ich mir Bedenkzeit oder vielmehr Aufschub für zwei Tage ausbat. Ich habe Frau Duventier ausdrücklich gesagt, daß ich in der Zwischenzeit mir Auskunft bei einzelnen der Herren Aerzte holen würde, und nun komme ich zu Ihnen, um Sie zu fragen: Was denken Sie von der Angelegenheit? Ich habe Sie gewählt, weil Sie der jüngste von den mir angeführten Aerzten sind und als solcher ebenso, wie ich als junger Rechtsanwalt, sehr viel bei dem Prozeß zu verlieren haben. Ist nämlich die Kuratel, wie ich jetzt schon vermuthe, unbegründet, handelt es sich hier lediglich um einen Streich, um das Vermögen des Kranken dem Bruder dieser Frau in die Hände zu spielen, so gibt es einen Skandalprozeß, bei dem

wir möglichenfalls ſchweren Abbruch an unſerer Reputation erleiden können. Sie ſehen, ich habe mit einer Offenheit zu Ihnen geſprochen, die wohl nichts zu wünſchen übrig läßt. Ich ſpreche einen ſchweren Verdacht gegen eine geachtete Dame aus, die meine Klientin werden will, ich habe aber ebenſo die Verpflichtung, mich zu decken und andere Leute vor Unglück zu bewahren. Wollen Sie mir nun ſagen, was Sie von der Angelegenheit denken?"

Im erſten Augenblick war Jahn ſprachlos und beſtürzt geweſen, als der Anwalt ihm mit ſo ruhigen, klaren Worten auseinanderſetzte, was er vermuthete; dann löste es ſich aber wie ein Alp von ſeiner Bruſt, und als der Rechtsanwalt geendet hatte, athmete er tief auf.

„Das Schickſal hat Sie in einer wunderbaren Weiſe an die richtige Stelle geführt," ſagte er, „und mir haben Sie eine Laſt von der Bruſt genommen. Ich weiß jetzt, um was es ſich handelt. Das alſo iſt die Abſicht des elenden Weibes! Es handelt ſich um ein Bubenſtück ſchlimmſter Art, zu welchem ſich die Gattin Duventier's mit ihrem Bruder verbunden hat. Sie haben mir Vertrauen geſchenkt, ich kann daſſelbe vergelten, indem ich Ihnen rückhaltlos Alles erzähle."

In weniger als einer halben Stunde war der junge Rechtsanwalt über Alles unterrichtet, was Theodor Jahn wußte, der ihm die Briefe, auch den von Paula Duventier, vorlegte, ihm erzählte, wie er zuerſt liebenswürdig empfangen und dann abgewieſen worden ſei.

„Ohne Zweifel handelt es ſich," ſagte der Rechtsanwalt am Schluß, „um einen teufliſchen Plan. Ich werde Frau Duventier mittheilen, daß ich mich entſchloſſen habe, die Vertretung der Angelegenheit nicht zu übernehmen."

„Und," ſagte der Doktor lebhaft, „Sie werden ſich dazu entſchließen, dem Gatten der Frau Duventier, vor

Allem aber deſſen Tochter beizuſtehen. Sie werden ein Bubenſtück verhindern, das Sie klar durchſchauen."

„Zu meinem großen Bedauern," erklärte indeß der Anwalt, „kann ich dieſem Wunſche nicht Folge leiſten, trotzdem ich es aufrichtig gern möchte. Aber es iſt uns Anwälten ſtreng unterſagt, eine Partei zu vertreten, nachdem wir mit der Gegenpartei verhandelt oder von ihr Informationen bekommen haben. Ich würde mich als Anwalt unmöglich machen, wollte ich jetzt gegen Frau Duventier vorgehen. Ich hätte auch gar kein Recht dazu; ein ſolches könnte mir nur ein Mitglied der Familie, d. h. in erſter Linie Herr Duventier ſelbſt, ertheilen, und dieſer hat ja wiſſend oder unwiſſend ein Schriftſtück unterſchrieben, in dem er die Kuratel ſelber wünſcht. Nicht einmal die Tochter, Fräulein Paula, könnte einen Proteſt gegen die beantragte Kuratel erheben; es könnte dies höchſtens ein Mann, der zur Familie ſchon gehört oder nächſtens gehören wird, vielleicht ein Verlobter der jungen Dame. Wiſſen Sie vielleicht, ob dieſelbe bereits verlobt iſt?"

„Nein — nein! Unmöglich, das kann auf keinen Fall ſein!" rief Theodor.

Der Rechtsanwalt lächelte. „Halten Sie mich nicht für indiskret," fuhr er fort, „aber wenn Sie vielleicht ſelbſt in irgend welchen Beziehungen zu der jungen Damen ſtehen, ſo iſt es natürlich Ihre Pflicht, ſich ihrer anzunehmen. Wenn Sie zum Beiſpiel als Verlobter der jungen Dame auftreten könnten, Sie, der Sie Arzt ſind, ſo würden Sie wahrſcheinlich am allerbeſten im Stande ſein, die Intrigue zu durchkreuzen."

Theodor ſchüttelte den Kopf. „Leider kann ich nicht für die junge Dame auftreten. Ich habe ſie erſt ein einziges Mal geſprochen."

„Aber verzeihen Sie, Sie haben mir vorhin die junge Dame in ſo lebhaften Farben geſchildert, daß ich unwill-

kürlich daran denken mußte, Sie hätten irgend ein tieferes Intereſſe an derſelben."

Theodor antwortete nicht direkt auf dieſe richtige Bemerkung. Er ſchien ſich zu beſinnen und meinte endlich: „Und Sie glauben, daß Frau Duventier es wagen wird, dieſe Intrigue fortzuführen, nachdem Sie Ihre Beihilfe abgeſagt haben?"

„Warum nicht?" ſagte der junge Anwalt. „Sie wird unter den zahlreichen Anwälten der Stadt mehr als einen finden, der die Sache ohne Weiteres in die Hand nimmt, zumal es ſich um ein ſo hohes Objekt handelt, das eine gute Geldeinnahme verſpricht. Es gibt Anwälte, die noch viel ſchlimmere Sachen übernehmen, als dieſe. Man kann ihnen ja amtlich nichts anhaben, ſie können den guten Glauben vorſchützen, und ſo, wie die Sachen liegen, wird ohne Zweifel die Kuratel über Duventier verhängt werden. Erſtens, weil er es ſelbſt beantragt hat, zweitens, weil die Frau an der Gerichtsſtelle vollkommen unverdächtig iſt, und drittens, weil das Gutachten der Aerzte den Antrag unterſtützen wird. Sie glauben doch ſelbſt, daß dieſes Gutachten zu Gunſten der Frau Duventier ausfällt?"

„Ich weiß nur ſoviel," ſagte Jahn, „daß ich den Kranken in hochgradiger Erregung mit einem Geſichtsausdruck gefunden habe, der wirklich auf Wahnvorſtellungen und die Angſt davor ſchließen läßt. Ich habe den Kranken indeß nur einmal geſehen."

„Macht nichts!" ſagte der Anwalt. „Dieſes Gutachten genügt vollſtändig. Denken Sie ſich, daß daſſelbe gleichlautend von ſechs verſchiedenen Aerzten abgegeben wird, dazu noch das Gutachten des Hausarztes — kein Zweifel daher, daß man Herrn Duventier für unzurechnungsfähig erklären und unter Kuratel ſtellen wird. Die Frau und deren Bruder bekommen das Vermögen in die Hände, und ich verſichere Sie, die Tochter des Herrn Duventier ſieht

nicht einen Heller davon wieder; ehe sie großjährig ist, vergehen noch drei Jahre; in dieser Zeit läßt sich ein noch größeres Vermögen verwirthschaften und bei Seite bringen, als das des reichen Rentiers Duventier. Das Mädchen und der alte Mann thun mir leid, aber ich kann ihnen nicht helfen."

5.

War es ein Traum, den Paula durchlebt hatte? Als sie nach einer Nacht mit wenig Schlaf mit dumpfem Kopf erwachte, wollte es ihr fast scheinen, als hätte sie geträumt. Sie brauchte indeß nur nach der Thür zu sehen, um zu finden, daß sie in Wirklichkeit eine Gefangene und eingeschlossen sei. Erst gegen acht Uhr Morgens hörte sie, wie der Schlüssel im Schloß wieder umgedreht wurde, ohne daß Jemand die Thür öffnete.

Mit einem Sprunge war Paula an der Thür, öffnete dieselbe, zog den Schlüssel heraus und verbarg ihn in ihrer Tasche. In der nächsten Nacht sollte man sie nicht wieder einschließen. Sie mußte jetzt der immer unheimlicher werdenden Sache auf den Grund kommen; sie konnte ihren Ohren trauen, jene Töne, die sie gehört hatte, waren in Wirklichkeit vorhanden. Ihre Stiefmutter wollte nichts hören, sie täuschte absichtlich den Kranken!

Woher kamen diese Töne aber? In dem Schranke, aus dem die Töne herauszudringen schienen, war Niemand versteckt gewesen. Und was beabsichtigte man eigentlich? Wollte man ihren armen Vater zum Wahnsinn treiben? Paula schauderte, aber zugleich kam ihr auch der feste Muth, der ränkesüchtigen Stiefmutter entgegenzutreten, ihr verbrecherisches Spiel zu verderben.

Paula wartete darauf, was ihre Stiefmutter zunächst beginnen würde. Sie glaubte, von dieser wegen des plötzlichen nächtlichen Eindringens in das Krankenzimmer zur Rede gestellt zu werden, aber nichts dergleichen geschah,

als Irma Abends gegen sieben Uhr zu Paula in das Zimmer trat, um ihr, wie üblich, einen Besuch zu machen. Vormittags und in den ersten Nachmittagsstunden schlief Irma, während ihr Bruder bei Duventier wachte.

Irma sah sich in dem Zimmer Paula's, in dem bereits Licht brannte, um und fragte: „Wo ist der Schlüssel von der Thür?"

„Ich habe ihn in der Tasche," sagte Paula fest. „Ich möchte heute Nacht nicht wieder eingeschlossen werden, das ist mir ängstlich."

Wieder kreuzten sich die Blicke des Mädchens und der Frau. Das Bewußtsein, einen Gegner vor sich zu haben, von dem man tödtlich gehaßt wurde, hatten wohl beide Frauen.

Trotzdem lächelte Irma und sagte so liebenswürdig wie möglich: „Wie Du willst, mein Herzchen! Du mußt aber nicht so ängstlich sein; es gibt hier weder Gespenster, noch böse Geister im Hause."

Dann verließ sie das Zimmer, und Paula blieb wieder allein. Sie weinte vor Aufregung, die Lage, in der sie sich befand, wurde ihr immer fürchterlicher. Sie sah nirgends einen Ausweg; Doktor Jahn half ihr auch nicht. Was sollte sie thun? Die Zaghaftigkeit und Schwäche ihrer achtzehn Jahre gewann wieder die Oberhand.

Kurz vor neun Uhr begab sie sich nach dem Krankenzimmer, um ihrem Vater gute Nacht zu sagen. Als sie sich auf dem hell erleuchteten Korridor befand, sah sie, wie das Dienstmädchen aus der Küche mit einer Platte kam, auf der ein Glas mit Wein und mehrere Biscuits sich befanden. Das Mädchen stellte diese Platte auf einen Tisch im Korridor, dicht neben der Thür, die zum Krankenzimmer führte.

Plötzlich blieb Paula wie gebannt stehen. Ihre Blicke konnten sich nicht von der Platte mit dem Glase Wein und den wenigen Biscuits trennen. Das war der Imbiß,

mit dem Frau Irma ſich für die Nachtwache zu ſtärken pflegte. Paula drückte plötzlich die Hände auf ihre Bruſt, denn ſie fühlte, daß ihr das Herz ſo ſtark klopfte, daß ſie faſt den Athem verlor. Ein Gedanke war ihr blitzartig durch den Kopf gegangen.

Sie betrat faſt wankend das Krankenzimmer. Wie immer in ihrer Gegenwart, ließ mit ihrer ſicheren Hand Irma aus einem kleinen Glasfläſchen die Tropfen der Opiumlöſung in das Glas Wein fallen, das der Kranke jeden Abend zu ſich nahm.

„Bitte, liebe Paula," ſagte Irma plötzlich, „ſtelle das Fläſchchen dort auf das Wandbrett."

Paula nahm das feſtverkorkte Fläſchchen und ging nach dem Wandbrett hinüber, das an der äußerſten Ecke des Zimmers halb im Dunkeln angebracht war. Jetzt mußte geſchehen, woran ſie gedacht hatte. Einen ſcheuen Blick warf ſie nach rückwärts, als ſie vor dem Wandbrette ſtand, und ſah, wie die Stiefmutter über den Kranken gebeugt war, dem ſie das Glas Wein an die Lippen hielt. Im nächſten Augenblick ließ Paula das Fläſchchen in ihre Kleidertaſche gleiten und kehrte zurück.

„Ich danke Dir," ſagte der Kranke, der das Glas geleert hatte, und küßte die Hand Irma's, die ihm ſchmeichelnd mit der Hand über die Stirn fuhr.

„Gute Nacht, lieber Vater!" flüſterte Paula und hielt ihrem Vater die Stirn hin, auf die er ſie mit zitternden Lippen küßte.

„Gute Nacht!" wendete ſie ſich dann auch zu ihrer Stiefmutter.

Wieder zuckte der jähe Blitz in den Augen Irma's auf; ſie nahm aber die Hand Paula's lächelnd, ſtreichelte ſie mit der anderen und ſagte: „Gute Nacht, mein Herzchen. Schlafe wohl und jage uns heute nicht wieder ſolchen Schreck ein, kleine Nachtwandlerin!"

Digitized by Google

Paula zog ihre Hand zurück, als hätte ein giftiges Gewürm sie berührt, und wandte sich stumm zum Gehen.

Ein höhnisches Lächeln schwebte einen Augenblick um die vollen Lippen Irma's, im nächsten Augenblick war Paula auf den Korridor hinausgetreten, hinter sich die Thür des Krankenzimmers schließend. Blitzschnell zog sie das Fläschchen aus der Tasche und schüttete den ganzen Inhalt desselben in das Weinglas, das auf dem Tisch im Korridor stand. Die Stiefmutter und der Vater hatten ihr am Abend vorher gesagt, daß man die Morphiumlösung gar nicht schmecke, da der kräftige spanische Wein den Geschmack der Arznei vollständig verdecke.

Paula eilte schnell nach ihrem Zimmer und verlöschte das Licht, weil sie das Stümpchen, das noch eine Stunde vorhalten konnte, in der Nacht vielleicht gebrauchen würde. Dann warf sie sich auf ihr Bett und harrte mit zagenden Pulsen und fieberhaft erregten Sinnen auf den Erfolg ihres Anschlags. Sie wollte ihrer Stiefmutter nicht schaden, sie wollte sie nur betäuben, und hoffte, daß, wenn sie von dem Wein getrunken, sie in einen tiefen Schlaf fallen würde. Paula wollte sich dann nach dem Krankenzimmer schleichen und endlich die erste unbeachtete und unbelauschte Unterredung mit ihrem Vater haben.

Sie zitterte bei dem Gedanken, daß ihre Stiefmutter etwas von dem Geschmack des Morphiums merken oder daß sie das Fläschchen vermissen könnte. Leise öffnete Paula das Fenster ihres Zimmers, das nach dem Garten hinausging, und schleuderte das Fläschchen, soweit es ihre Kräfte erlaubten, hinaus. Ebenso leise schloß sie das Fenster wieder und wartete dann, unbeweglich auf ihrem Bettrande sitzend, bis Mitternacht. Jede Viertelstunde hörte sie von dem nahen Kirchthurm schlagen.

Als die Thurmuhr die zwölfte Stunde verkündet hatte, erhob sie sich. Sie steckte das Licht und Streichhölzer zu

ſich, ſchloß vorſichtig die Thür auf, öffnete dieſelbe leiſe und ging auf den Korridor hinaus.

Wieder empfing ſie dieſelbe Ruhe, wie in der Nacht vorher. Nur zollweiſe bewegte ſie ſich vorwärts. Jetzt ſtand ſie neben dem Schrank, aus dem in der vorigen Nacht die Töne gekommen waren, und vorſichtig taſtend, fühlte ſie auch jetzt die Thür des Krankenzimmers. Dieſelbe war, wie immer, nur angelehnt.

Wenn Paula nur hätte unterſcheiden können, wem die Athemzüge angehörten, die ſie vernahm! Waren es die Athemzüge des ſchlafenden Vaters oder die der betäubten Stiefmutter?

Sie erſchrak ſo heftig, daß ſie faſt laut aufſchrie. Der grauenhafte Ton erklang eben wieder dicht neben ihr. Im nächſten Augenblicke hörte ſie die ängſtliche Stimme ihres Vaters, welcher „Irma! Irma!“ rief.

Keine Antwort im Krankenzimmer erfolgte.

„Irma! Irma!“ rief auf's Neue mit zitternder Stimme der Kranke.

Im nächſten Augenblicke ſtand Paula im Zimmer. Das laute Rufen des Vaters, die Stille, die darauf folgte, bewieſen ihr, daß ihre Stiefmutter ſchlief.

Dort, im Lehnſtuhl neben dem Bette ſaß ſie; der Kopf war zurückgeſunken, und nur leiſe, kaum bemerkbare Athemzüge hoben die Bruſt der Betäubten.

Nur einen Blick warf Paula auf das blaſſe Geſicht, dann war ſie plötzlich neben ihrem Vater. Dieſer wollte laut etwas ſagen, aber Paula verſchloß ihm den Mund und deutete auf die Schlafende.

„Leiſe!“ ſagte ſie. „Sie ſchläft; ich habe ſie betäubt. Wir müſſen vorſichtig ſein und haben vielleicht nur kurze Zeit.“

6.

Es war gegen drei Uhr Morgens, als Doktor Jahn durch die Klingel über ſeinem Bett aufgeſchreckt wurde. Er kleidete ſich nothdürftig an und ging an das Fenſter, um zu fragen, wer ſeiner ärztlichen Hilfe bedürfe. Unten ſtand eine Frauensperſon, welche ihn bat, ſofort zu Herrn Duventier zu kommen. Jahn erkannte das Dienſtmädchen, das ihn ſchon früher einmal geholt hatte. Haſtig griff er nach ſeiner Kleidung, um ſich ſo raſch als möglich anzuziehen. Er fühlte, daß er vor einem wichtigen Moment ſtand.

Wenn nur nicht Paula erkrankt war! Er eilte die Treppe hinunter und fragte das Dienſtmädchen, wer erkrankt ſei.

„Herr Duventier," ſagte das Mädchen. „Das Fräulein hat mich gebeten, zu Ihnen zu gehen und Sie zu rufen."

Wenige Minuten ſpäter ſtand Jahn im Krankenzimmer. Er konnte nur einen flüchtigen Blick auf Paula werfen, welche unter dieſem Blick erröthete. Der Kranke war ſehr aufgeregt und wies auf die bewußtlos im Seſſel liegende Frau.

„Sehen Sie nach," ſagte er, „ob meine Frau ſich in Gefahr befindet. Sie hat aus Verſehen Morphium genommen."

Der Arzt prüfte Puls- und Herzſchlag Irma's. „Es iſt keine Lebensgefahr vorhanden, nur eine ſehr tiefe Betäubung, welche noch ſtundenlang anhalten kann. Es wäre aber beſſer, wenn die Kranke in ein Zimmer käme, in welchem die Fenſter geöffnet würden. Kann mir das Dienſtmädchen beim Forttransportiren helfen?"

„Nein, nein!" ſagte Duventier lebhaft. „Das Dienſtmädchen darf nichts wiſſen. Ich werde Ihnen ſofort volle Aufklärung geben. Meine Tochter wird Ihnen behilflich ſein."

Jahn und Paula hoben den Körper der bewußtlosen Frau auf und trugen ihn nach dem Nebenzimmer, wo Irma auf eine Chaiselongne gebettet wurde. Dann öffnete der Arzt die Fenster, um die kühle Nachtluft hereinzulassen, bedeckte mit einer wollenen Decke, die sich vorfand, vorsichtig den Körper Irma's, damit diese sich nicht erkälte, und ließ nur den Kopf frei. Als er nach dem Krankenlager Duventier's zurückkehrte, war dieser allein; Paula hatte das Zimmer verlassen.

„Sie sind," sagte Duventier zu dem Arzte, „der Bruder der besten Freundin meiner Tochter. Meine Tochter erwartete von Ihnen Hilfe und auch ich. Es ist meiner Tochter endlich heute Nacht gelungen, mich zu sprechen, und ich will Ihnen kurz sagen, was hier vorgeht. Meine Frau und ihr Bruder haben mich seit dem leichten Schlaganfall, der mich an der Bewegungsfähigkeit hindert, körperlich und geistig systematisch heruntergebracht. Ich sehe dies heute klar ein. Sie haben alle meine Willenskraft und Energie gelähmt, und ich habe meiner Frau nicht zu widersprechen gewagt, weil sie ein Teufel von Leidenschaft und Zorn ist, wenn man sie reizt. Ich wäre meines Lebens nicht sicher, wenn diese Frau, die ich dereinst zu lieben glaubte und die ich aus Neigung geheirathet habe, nicht noch durch mein Testament daran verhindert worden wäre, sich meiner zu entledigen. Trotzdem traue ich ihr jetzt Alles zu, selbst das Schlimmste. Um mich aber habe ich weniger gefürchtet, als für meine Tochter. Ich habe, bevor ich heirathete, ein Testament gemacht, durch welches meine Tochter zur Universalerbin eingesetzt ist, und meiner Wittwe nur eine jährliche, allerdings hohe Rente bleibt. Mit diesem Testament ist meine Frau nie einverstanden gewesen. Sie hat mich oft gebeten, es zu ändern und ihr die Verwaltung des Vermögens anzuvertrauen. Ich habe mich stets dagegen gesträubt, denn mit der Aenderung des

Teſtaments gebe ich meine letzte Waffe aus der Hand. Meine Frau hat ſchließlich ihren Bruder zur Hilfe gegen mich aufgerufen, und mit teufliſchem Geſchick haben ſie mich willenlos in ihren Händen gemacht, ohne daß ich es zuerſt merkte. Als ich mich gegen den Zwang, den ſie mir auferlegten, erheben wollte, war es zu ſpät. Der Hausarzt iſt ein alter Narr, der in meine Frau verliebt iſt, und den ſie zu gängeln weiß, wie ſie will. Einen einzigen Gefallen hat er mir gethan, nämlich einen Brief an meine Tochter befördert, den ich mit Bleiſtift heimlich ſchrieb, als mein Schwager bei mir wachte und dabei eingeſchlafen war. Ich fühle, meine Frau hat irgend etwas gegen mich vor, ich weiß nicht was, aber es iſt jedenfalls etwas Gefährliches. Ich habe keinen Menſchen, dem ich vertrauen kann. Syſtematiſch bin ich von meiner Frau und meinem Schwager wie ein Gefangener gehalten worden, nicht einmal meine Tochter konnte ich ſprechen, bis dieſe heute zu einem Gewaltmittel gegriffen hat."

Der Kranke ſchwieg erſchöpft, und Jahn überlegte, ob er ihm die Wahrheit anvertrauen ſollte. Vorſichtig unternahm er dies, und nach ungefähr einer Stunde wußte der Kranke, was ſeine Frau und ſein Schwager gegen ihn planten. Da es unmöglich war, Duventier zu einer Teſtamentsänderung zu bewegen, wollten ſie ihn für unzurechnungsfähig erklären laſſen, um die Vermögensverwaltung ſchon bei ſeinen Lebzeiten in die Hände zu bekommen und ſich auf dieſe Weiſe das Vermögen anzueignen.

Als der Kranke erfuhr, daß er angeblich ſelbſt ſeine Entmündigung beantragt habe, erklärte er dem Arzt, davon wiſſe er nichts. Allerdings hätten ihm die Frau und der Schwager immer, wenn er kaum aus der Morphiumnarkoſe erwacht ſei, Geſchäftsbriefe zur Unterſchrift gegeben, die man ihm vorher vorgeleſen hatte; wahrſcheinlich wurde ihm dabei ein anderes Schriftſtück untergeſchoben.

„Ich fühle mich erleichtert," ſagte Duventier aufathmend, „daß ich ſeit langer Zeit wieder mit einem ehrlichen Menſchen ſprechen kann. Es iſt mir faſt eine Beruhigung, zu wiſſen, was man gegen mich plant. Aber was ſoll mit mir geſchehen, wenn meine Frau erwacht?"

„Sie müſſen," erklärte Jahn, „ſich ſofort in eine unſerer Krankenanſtalten aufnehmen laſſen, um dort von den viel zu ſtarken Doſen Morphium, die man ihnen beigebracht, geheilt zu werden und endlich Ruhe zu finden. In dieſer Anſtalt kann, wenn der Antrag auf Entmündigung geſtellt werden ſollte, eine ſcharfe Kontrole über Sie ausgeübt werden, ohne daß es Ihrer Frau möglich iſt, die ärztlichen Beobachtungen zu durchkreuzen, und Ihre vollſtändige geiſtige Klarheit wird ſich feſtſtellen laſſen, wenn Sie ſich erſt beruhigt haben und ſich in verſtändiger ärztlicher Behandlung befinden. Was Ihre Frau und Ihr Schwager dann auch gegen Sie unternehmen, wird vergeblich ſein."

„Ich will in eine Anſtalt," ſagte Duventier. „Aber wie ſoll ich es machen? Meine Frau duldet es nicht, und ich bin ein armer gelähmter Menſch, ich habe keine Gewalt, ich muß zittern vor meiner Frau. Sie kennen ſie nicht, ich weiß es, welcher teufliſchen Grauſamkeit, welcher Rohheit ſie fähig iſt. Bleiben Sie bei mir, Herr Doktor, helfen Sie mir, daß ich in eine Anſtalt gebracht werde, ſeien Sie mein Beſchützer, haben Sie Erbarmen mit mir und meiner Tochter!"

„Ich kann nichts thun," ſagte Jahn. „Wenn mir Ihre Frau die Thür weist, habe ich kein Recht, hier zu bleiben. Und wenn ich Sie jetzt in aller Frühe, bevor Ihre Frau erwacht, in eine Anſtalt bringen laſſen wollte, ſo würde mir Ihr Schwager gegenübertreten, und dieſer hat mir gegenüber Hausrechte, während ich nicht das geringſte Recht beſitze und auf ſeine Aufforderung ſofort die Wohnung verlaſſen müßte."

Der Kranke faßte verzweifelt den Arm des jungen Arztes und ſagte: „Ich beſchwöre Sie, Herr Doktor, helfen Sie mir! Gibt es denn kein Mittel? Ich will Ihnen eine Generalvollmacht geben, ſchriftlich hier ſofort aufgeſetzt.“

„Auch dies hätte keinen dauernden Zweck,“ ſagte Jahn, „es wäre nur ein Aufenthalt, und für Sie und für mich entſtände der größte Schaden. Der Rechtsanwalt, dem ich die Kenntniß des Planes verdanke, hat mir auch dies auseinandergeſetzt.“

Plötzlich ſchwieg Jahn und zauderte. „Es gibt allerdings ein Mittel,“ fuhr er dann fort, „aber es iſt nicht anzuwenden. Der Anwalt hat es mir vorgeſchlagen. Ich müßte eine Scheinverlobung mit Ihrer Tochter eingehen und von Ihnen ſchriftlich als deren Bräutigam legitimirt werden; dann hätte ich hier ein Recht, aufzutreten, dann wäre ich befugt, das Recht meines Schwiegervaters und meiner Braut wahrzunehmen. Aber dazu müßten Sie mir vertrauen, daß ich von dem ſchriftlichen Heirathsverſprechen für meine Perſon keinen Gebrauch mache; Sie müßten mir das Vertrauen ſchenken, daß ich ein Ehrenmann bin und nicht den geringſten Mißbrauch mit den Rechten treiben werde, die dieſes Schreiben mir Ihnen und Ihrer Tochter gegenüber einräumt. Das wäre das einzige Mittel, aber ein ſo gewagtes und für Sie und Ihre Fräulein Tochter ſo gefährliches, daß ich es nicht vermag, Ihnen zur Anwendung deſſelben zuzureden.“

— — — — — — — — — — — —

Paula ſaß in ihrem Zimmer, verſtört und ihrer Sinne kaum mächtig. Die Aufregung, die ſie in dieſer Nacht durchlebt hatte, war faſt zu viel für ſie. In dem Geſpräch mit ihrem Vater hatte ſie erfahren, in welcher nichtswürdigen Weiſe die Stiefmutter im Verein mit dem Bruder den Kranken zu einem gefügigen Werkzeug in ihren Händen gemacht hatte. Ihr Herz blutete jetzt noch, wenn

sie daran dachte, wie ihr der Vater, immer mit scheuen Seitenblicken auf die schlafende Gattin, im Flüstertone erzählt hatte, was er fürchtete, wie er es kaum wage, noch gegen irgend etwas, was seine Frau gegen ihn plante, Widerspruch zu erheben, wie er die Tochter mit Liebkosungen überhäufte und sie seine Retterin nannte. Dann war Paula der glückliche Gedanke gekommen, das Mädchen zu wecken und dasselbe zu Doktor Jahn zu senden. Das Mädchen hatte erst gefragt, ob die gnädige Frau mit der Sendung einverstanden wäre, und Paula hatte ihr erwiedert, daß dies selbstverständlich sei. Es wurde dem Mädchen vorläufig verheimlicht, daß Irma in dem tiefen Schlafe der Betäubung lag, damit sie, die entschieden in Irma's Solde stand, nicht Emil benachrichtigte.

Es klopfte plötzlich an ihrem Zimmer, und sie hörte die leise Stimme Theodor's, der sie bat, nach dem Krankenzimmer zu kommen.

Als Paula eintrat, sah sie ein Schriftstück in der Hand des Vaters.

„Meine Tochter," sagte Duventier, „Dir und mir droht eine Gefahr, welche um jeden Preis abgewendet werden muß. Dieser Herr da ist der Bruder Deiner besten Freundin; er ist ein Ehrenmann, und wir können ihm vertrauen. Er kann uns helfen, aber nur unter der Bedingung, daß er eine Zeitlang als Dein Verlobter gilt. Ich habe hier ein Schriftstück unterzeichnet, mit Rückdatirung um acht Tage, wonach ich in das Verlöbniß mit Dir willige. Herr Doktor Jahn verpfändet uns sein Ehrenwort, daß, wenn uns geholfen ist, er dieses Schriftstück zurückgibt und auf alle Rechte, die aus demselben hervorgehen, verzichtet. Es gibt kein anderes Mittel, Paula, so sonderbar es Dir auch erscheinen mag. Aber ich will Dich zu nichts zwingen. Hast Du Vertrauen genug zu diesem Manne?"

Theodor, der bis jetzt abgewendet gestanden hatte, drehte

ſein Geſicht Paula zu. Daſſelbe war blaß und ernſt, aber es lag ein Leuchten in ſeinen Augen, als er Paula die Hand reichte und ſagte: „Ich ſchwöre Ihnen als ein ehrlicher Mann, daß Sie es nicht bereuen ſollen, mir Vertrauen geſchenkt zu haben, und daß nicht eine Minute länger als nöthig Ihnen ein Verhältniß aufgezwungen werden ſoll, das Sie unter ſo ſonderbaren Umſtänden eingehen mußten.“

Paula reichte wortlos dem jungen Arzte die Hand, und

dieſer fühlte, wie die Finger des jungen Mädchens zitterten, als er einen Augenblick dieſe Hand mit der ſeinen umſchloß.

Jahn übernahm das Schriftſtück aus der Hand Duventier's und ſagte: „Es gilt jetzt zu handeln. Sie werden, Herr Duventier, ſofort nach unſerem ſtädtiſchen Krankenhauſe gebracht, natürlich als Penſionär und in ein beſonderes Zimmer. Ich ſchlage vor, daß Ihre Fräulein Tochter als Pflegerin mit Ihnen geht und ebenfalls Wohnung und Aufenthalt in demſelben Zimmer des Kranken-

hauſes nimmt, um gegen alle Fährlichkeiten gedeckt zu ſein. Ich werde mich im Krankenhaus legitimiren und dafür ſorgen, daß kein Menſch zu Ihnen Zutritt erhält, der nicht von mir beauftragt iſt. Ich bin mit dem Direktor des Krankenhauſes bekannt und werde ihn mit Ihrer Erlaubniß in Kenntniß von dem ſetzen, was ihm zu wiſſen noth thut, um Sie vor jedem Ueberfall und vor jedem läſtigen Beſuch zu ſchützen. Ich werde hier, wenn es ſein muß, mit Hilfe der Polizei Nachforſchungen anſtellen, woher dieſe eigenthümlichen Töne kommen, die heute wieder von jener Gegend her erſchollen ſind; ich werde nicht verfehlen, dieſes wichtigen Beweismittels mich zu bemächtigen, und zwar auf Grund der mir zuſtehenden Vollmacht. Ihre Frau Gemahlin wird vor Mittag nicht aus ihrer Betäubung erwachen; bevor ſie erwacht, werde ich noch den ſauberen Herrn Bruder aus dem Hauſe bringen, dann werde ich ein rückſichtsloſes Wort mit Ihrer Gattin ſprechen, und vielleicht wird ſie einſehen, daß ſie thöricht iſt, irgend welche Schritte gegen Sie zu unternehmen, nachdem ihr Plan durchſchaut und durchkreuzt iſt. Sind außer den Schlüſſeln, die das Mädchen beſitzt, noch andere Schlüſſel vorhanden, um die Hausthür und die Korridorthür zu öffnen?"

„Gewiß," ſagte Duventier, „meine Frau hat ſie im Beſitz."

Theodor ging nach dem Nebenzimmer und kehrte nach einiger Zeit mit einem Bund Schlüſſel zurück, das er aus der Taſche der Bewußtloſen genommen hatte. Er übergab die Schlüſſel Duventier, bat ihn, ſie zu behalten und ihm die Schlüſſel von der Hausthür und Korridorthür auszuliefern. Vater und Tochter ſollten ſich unterdeß im Krankenzimmer einſchließen, bis er zurückkehrte, und um keinen Preis Jemand hereinlaſſen. Es war dies eine Vorſichtsmaßregel gegen einen überraſchenden Beſuch Emil's. —

Zwei Stunden ſpäter ſtand der Krankentransportwagen

vor der Thür, vier ſtarke Männer hoben Duventier auf eine Bahre, ſeine Tochter nahm bei ihm im Wagen Platz, und Duventier wurde nach dem Krankenhauſe gebracht.

Das Dienſtmädchen hatte erſtaunt der Fortſchaffung zugeſehen, aber es nicht gewagt, Proteſt zu erheben; ſie ſah wohl ein, daß ein ſolcher doch nichts genutzt hätte. Die Fortſchaffung war auch ſo ohne alles Geräuſch erfolgt, daß der Bundesgenoſſe Irma's nichts von dem wichtigen Vorgange gemerkt hatte.

Das Dienſtmädchen war dann von Jahn in einer Droſchke nach dem Krankenhauſe geſendet worden mit dem Auftrage, dort zu warten, bis Duventier ihrer Dienſte bedürfen würde. Sie mußte beſeitigt werden, um keinen Verrath üben zu können.

Eine Stunde ſpäter, beim Morgengrauen, betrat der junge Arzt, begleitet von zwei Kriminalbeamten in Civil, nochmals die Wohnung, um eine genaue Unterſuchung derſelben vorzunehmen.

In dem unteren Stockwerke lag allein in tiefem Schlafe Irma. Vom Ende des Korridors ging eine Thür auf einen zweiten Hausflur, auf den die Hintertreppe ausmündete. Von dieſer aus ging es nach der Hinterwohnung des zweiten Stockwerks, welche der Bruder Irma's innehatte, während die Vorderwohnung, wie bereits erwähnt, an zwei alte Damen vermiethet war.

Der Garderobenſchrank im Korridor der Duventier'ſchen Wohnung dicht neben der Thür des Krankenzimmers wurde bei Seite gerückt und nichts gefunden, als ein ziemlich ſtarkes Gasrohr, deſſen Einſchraubeſtöpſel unten herausgezogen war. Dieſes Gasrohr konnte man unter der Tapete verfolgen und es führte durch die Decke hindurch nach dem Oberſtock.

Die Kriminalbeamten verlangten Einlaß bei Emil, der ihnen erſtaunt öffnete. Sie brauchten nicht lange zu ſuchen,

um hinter das Geheimniß der ſonderbaren Töne in der Wand zu kommen. Dieſes Gasrohr zog ſich auch durch die Wohnung, welche Emil inne hatte, wurde aber nicht benutzt, da man Gas überhaupt bei Duventier nicht brannte. Dieſes Rohr hatte der ſchlaue Burſche angebohrt, hatte in die Oeffnung einen einfachen Trichter aus Zinkblech geſteckt und durch dieſes, von deſſen Wirkung ſich die Kriminalbeamten ebenſo wie der Arzt leicht überzeugen konnten, die entſetzlichen Töne erzeugt. Wenn man einen jammernden, klagenden Ton in das Rohr hineinrief, ſo klang er im unteren Stockwerke, wo das Gasrohr ausmündete, gedämpft und ſchauerlich wieder, ſo daß man nicht ſagen konnte, woher der Ton kam, wenn man den Apparat nicht kannte.

7.

Es war ein Vierteljahr ſpäter. In ſeiner Wohnung befand ſich Duventier, allerdings gegen früher bedeutend verändert. Noch immer hatte er zwar nicht die volle Bewegungsfähigkeit ſeines Körpers wiedererlangt, aber er war längſt nicht mehr bettlägerig. Er ſaß im Rollſtuhl, wurde von dem wieder engagirten alten Diener, der ſeinen Herrn mit außerordentlicher Anhänglichkeit pflegte, viel im Freien herumgefahren, und wer ihn noch auf dem Krankenbett geſehen hatte, würde ihn jetzt kaum wiedererkennen. Die ſchlaffen, abgeſpannten Geſichtszüge, der Ausdruck der Angſt und Aufregung in den Augen war verſchwunden. Es war gelungen, den durch übermäßige Morphiumgaben körperlich und geiſtig heruntergebrachten Mann zu heilen. Nur die Folgen des Schlaganfalls ließen ſich bei ſeinem Alter nicht mehr gänzlich beſeitigen. —

Als am Abend des Tages, an dem Duventier nach der Krankenanſtalt gebracht worden war, Frau Irma aus ihrer Betäubung erwachte und erfuhr, was geſchehen war, verfiel ſie vor Wuth faſt in Raſerei. Bevor ſie indeß noch irgend

einen Schritt thun konnte, erſchien Jahn, der ſich ihr gegenüber durch das Schriftſtück des Gatten legitimirte, ihr erklärte, daß man um alle ihre Machenſchaften wiſſe, und ihr rieth, die Stadt auf einige Zeit zu verlaſſen, zumal Duventier die Scheidungsklage gegen ſie einzureichen gedenke. Als Gehilfe Irma's erſchien Emil, der ſich gewaltig aufſpielte und eine drohende Haltung gegen Jahn einnahm, bei dieſem aber ein ſo energiſches Auftreten fand, daß er kleinlaut wurde und nichts mehr zu erwiedern wagte, als Jahn ihm mit der Staatsanwaltſchaft und der Polizei drohte.

Am Tage darauf waren Irma und Emil verſchwunden. Sie hatten ein Bankdepot von gegen dreißigtauſend Mark mitgenommen, über welches ſie Verfügungsrecht durch eine Unterſchrift Duventier's bekommen hatten, die ſie ihm unter falſchem Vorwande abgelockt hatten.

Der nichtswürdige, boshafte Charakter des dämoniſchen Weibes äußerte ſich aber wohl am beſten dadurch, daß ſie einige Wochen ſpäter aus dem Innern Rußlands an ihren Gatten einen Brief richtete, in dem ſie ſich zwar ſelbſt beſchuldigte, durch den ſie aber den kranken Mann auf das Tödtlichſte zu verwunden hoffte. Sie theilte ihm mit, daß Emil nicht ihr Bruder, ſondern ihr Geliebter geweſen ſei, und daß ſie jetzt in Sicherheit des Narren lache, der ſich eingebildet habe, ein Weib wie ſie durch ſein Geld an ſich feſſeln zu können.

Der Brief hatte jedoch nicht die beabſichtigte Wirkung. Duventier legte ihn voller Verachtung zu den Beweisdokumenten der Schuld ſeiner Frau, auf Grund deren die Scheidung ohne weitere Schwierigkeiten erfolgte. Daß Duventier's Geſchäfte hinfort durch den jungen Rechtsanwalt Nolten geführt wurden, iſt wohl ſelbſtverſtändlich. Seinem Beſuche bei Theodor war es ja allein zu verdanken geweſen, daß Klarheit in die Intrigue, die gegen den kranken Duventier geſponnen wurde, kam, und daß es

möglich wurde, das niederträchtige Werk zu zerstören, bevor es den beabsichtigten Erfolg hatte.

Bertha, die Schwester Jahn's, war auf den Wunsch Duventier's und seiner Tochter aus der Pension nicht zu ihrer Tante zurückgekehrt, sondern gekommen, um der Gast Paula's und ihres Vaters zu sein. Sie war glücklich und stolz zugleich über die Idee, Theodor und Paula zusammengeführt zu haben, durch welche großes Unheil verhütet worden war, stolz auf ihren Bruder, der der Familie Duventier so hervorragende Dienste geleistet hatte.

Dieser Stolz aber schwand bald, als Paula bemerkte, daß ihr Bruder nicht den Kopf hoch trug, wie ein Mann, der einen Sieg erfochten hat, sondern auffallend schweigsam und nachdenklich war. Vergebens versuchte Bertha, den Grund dieser auffälligen Mißstimmung zu erfahren, Im Hause Duventier's ließ sich Theodor gar nicht blicken, und wenn ihn Bertha in seiner Wohnung besuchte, so war er angeblich stets mit Geschäften so überhäuft, daß er jedem Gespräch auswich und schließlich gewöhnlich die Schwester aus dem Hause hinauskomplimentirte, indem er erklärte, er müsse Krankenbesuche machen.

Wieder einmal war die nachmittägliche Sprechstunde herangekommen; im Wartezimmer befand sich Niemand, weil die Patienten Jahn's, soweit er solche besaß, nur in den Vormittagsstunden zu ihm kamen. Seine Wirthin meldete ihm indeß, es sei eine tiefverschleierte Dame draußen, die den Herrn Doktor zu sprechen wünsche. Theodor Jahn begrüßte mit einer stummen Verbeugung die Dame, welche den Schleier abnahm und ihm das lachende Gesicht seiner Schwester zeigte.

Darauf nahm Bertha Platz und erklärte: „Ich habe mit Dir zu sprechen. Du hast es bisher ziemlich geschickt verstanden, dieser Unterredung aus dem Wege zu gehen, Du wirst mir jetzt nicht sagen können, Du hättest

keine Zeit, denn es iſt Deine Sprechſtunde; im Vorzimmer iſt Niemand, und ſollte Jemand kommen, ſo kann ich mich auf einen Augenblick entfernen. Bitte, unterbrich mich nicht, wir müſſen zu einem Ende kommen! Was iſt eigentlich los mit Dir und Paula? Warum nimmſt Du gegen meine Freundin ein ſo eigenthümliches Benehmen an? Warum meideſt Du das Haus Duventier's? Was ſoll daraus werden?"

Theodor Jahn ſchwieg eine Zeitlang. Anſcheinend kämpfte in ihm der Aerger über den Ueberfall Bertha's mit dem Bedürfniß, ſich auszuſprechen.

„Was mit mir und Paula Duventier wird, iſt ziemlich einfach," erklärte Theodor, „wir haben uns zum Schein verlobt, und dieſe Verlobung wird natürlich in dem Augenblicke wieder rückgängig gemacht werden, in dem mein Mandat als Beauftragter Duventier's zu Ende iſt. Ich habe mich bei Nolten erkundigt und von ihm erfahren, daß man in ungefähr acht Tagen meiner nicht mehr bedarf; dann gebe ich das Dokument, das mir Herr Duventier in jener Nacht ausgeſtellt hat, zurück, verabſchiede mich von ihm und ſeiner Tochter und gehe als Schiffsarzt zum Norddeutſchen Lloyd, wo ich mich um eine Stellung für eine ſüdamerikaniſche Linie beworben habe. Thu' mir die Liebe, Bertha, und ſuche nicht mich durch weibliches Geſchwätz und ſogenannte Vernunftgründe zu etwas Anderem zu bringen. Ich will Dir offen und ehrlich geſtehen, ich empfinde eine wirkliche Neigung für Paula Duventier, kann aber damit jetzt unmöglich hervortreten. Die Umſtände haben mich in eine eigenthümliche Lage gebracht. Wie ausdrücklich ausgemacht war, habe ich mich nur zum Schein mit Paula verlobt und mein Ehrenwort verpfändet, meinen Vortheil nicht auszunutzen. Wenn ich aus dieſem Schein jetzt Wirklichkeit machen würde, müßte Jedermann und wahrſcheinlich Paula ſelbſt meine Handlungsweiſe für eine

unehrenhafte halten, denn ich würde eine Nothlage, in der sich Herr Duventier und seine Tochter befinden, ausbeuten, da sie gewissermaßen gezwungen wären, um einen Skandal zu vermeiden, die scheinbare Verlobung zu einer wirklichen zu machen, wenn ich dies forderte. Auf der anderen Seite muß mein Anblick dem alten Herrn und Paula peinlich sein; deshalb habe ich ihr Haus so wenig als möglich betreten, deshalb will ich ihnen aus den Augen gehen; vielleicht auch um zu vergessen, wenn das möglich ist."

„Und wenn Dich nun Paula Duventier liebte!" sagte Bertha.

„Mich?"

„Ja, Dich! Thu' doch nicht, als ahntest Du das nicht. Ich muß offen gestehen, ich finde Dein Vorhaben närrisch, und es ist mir unbegreiflich, daß Du Dich zu derartigen verschrobenen Ansichten bekennst. Sieh doch einmal die Sache ruhig an! Auf der einen Seite stehst Du, der ein junges Mädchen liebt, auf der anderen Seite ein junges Mädchen, das Dich liebt. Du hast ihr einen großen Dienst geleistet, und willst nun aus Angst, man könnte Deine Absichten mißdeuten, sie und Dich unglücklich machen. Wo da die Vernunft bleibt, weiß ich nicht."

„Wer sagt Dir denn," fragte ausweichend Theodor, „daß Paula mich liebt?"

„Ei, wer kann es mir denn gesagt haben, als sie selbst. Sie hat es mir, ihrer Freundin und der Schwester des Mannes, den sie liebt, gestanden."

„Und Duventier?"

„Weiß noch nichts von dieser Liebe, ahnt sie aber sicherlich. Also gehe hin und halte um Paula's Hand an; denn Duventier kann sie Dir doch nicht an den Hals werfen."

Darauf fuhr sich Theodor mit beiden Händen in die Haare, als wollte er sich dieselben ausraufen, und rief end-

lich verzweifelt: „Was Du ſagſt, mag ja ganz richtig ſein; aber noch weniger kann ich mit dem Schein in der Hand vor Duventier hintreten und verlangen, daß die ſcheinbaren Rechte des Dokuments zu wirklichen werden. Was würde der Mann von mir denken, was würde er mir antworten?“

„Wenn ich dieſes unglückliche Dokument,“ ſagte Bertha, „doch nur einmal ſehen könnte! Wie es mir ſcheint, tritt hier der ſonderbare Fall ein, daß das Glück zweier Menſchen nicht zu Stande kommen kann, weil eine Wand von Papier dazwiſchenſteckt.“

Theodor zog ſein Taſchenbuch heraus, ſuchte einen Augenblick in demſelben herum und übergab Paula ein zuſammengefaltetes Blatt. Letztere ſchlug daſſelbe auseinander, durchflog den Inhalt und im nächſten Augenblicke hatte ſie das verhängnißvolle Dokument in Stücke zerriſſen.

„So,“ rief ſie triumphirend, „das Hinderniß wäre beſeitigt! Jetzt bleibt mir nichts übrig, als zu Herrn Duventier zu gehen und ihm zu ſagen, daß ich es vernichtet habe und warum ich das gethan! Oder glaubſt Du vielleicht, wenn ſich ein junges Mädchen in den Kopf ſetzt, ihren Bruder mit ihrer beſten Freundin zu verheirathen, es gäbe ein Hinderniß, dieſen Plan aufzuhalten? Lächerlich! Wir Frauen ſetzen immer durch, was wir wollen, da hilft kein Vernünfteln oder Sträuben!“

Im nächſten Augenblicke war ſie zur Thür hinaus. Theodor ſtand noch immer ganz verblüfft da. Jetzt machte er ſich daran, ſorgfältig die einzelnen Stücke des zerriſſenen Dokuments zu ſammeln, damit ſie nicht in unberufene Hände fielen. Dann ging er nach dem Ofen, warf ſie hinein, zündete ſie an und that einen tiefen befreienden Athemzug. Und durch ſein Sinn gingen ein paar Verſe aus Körner's „Nachtwächter“:

„O Weiber, o Weiber,
O, über euch und eure Liſt!
In einem Schaltjahre beſchreiben zehn Schreiber
Die Kniffe und die Pfiffe nicht, die ihr wißt!"

* * *

Am Jahrestage des Ereigniſſes, welches für Duventier und ſeine Tochter ſo wichtig geworden war, nämlich der Scheinverlobung Theodor's mit Paula, fand eine intereſſante Doppelhochzeit ſtatt. Theodor Jahn und ſeine Schweſter ſtanden gleichzeitig vor dem Altar. Er als Bräutigam Paula's, Bertha als Braut des Rechtsanwalts Nolten.

Brian's Geheimniß.

Erzählung

von

Felix Tilla.

Mit Abbildung.

(Nachdruck verboten.)

Brian O'Donovan war ein herzensguter, luſtiger junger Irländer; nur wollte ihm nichts ſo recht gelingen drüben in Amerika, wohin er mit ſeinem Weibchen Suſanna und zwei kleinen Kindern — einem Knaben und einem Mädchen — ausgewandert war.

Er hatte ſich in einem aufblühenden Städtchen am Muskingumfluſſe im Staate Ohio niedergelaſſen und dort allerlei Geſchäfte betrieben, ohne dabei auf einen grünen Zweig zu kommen. Deſto beſſer verſtand es zum Glück ſeine anſtellige Frau, die eine geſchickte Putzmacherin war. Sie eröffnete einen kleinen Laden und ernährte ſchließlich durch den Fleiß ihrer Hände die ganze Familie. Das war natürlich für Brian im höchſten Grade beſchämend.

Zu den abgehärteten, arbeitsgewohnten Irländern, die in Amerika bei Kanal- und Eiſenbahnbauten ſtets lohnende Beſchäftigung finden, gehörte er nicht. Dazu war er zu ſchwächlich; für eine höhere Beſchäftigung beſaß er aber nicht die nöthigen Geiſtesgaben. Er war wohl aufgeweckt und lebhaft, aber nicht gebildet; mit ſeinem Schreiben,

Leſen und Rechnen — von ſchwierigeren Künſten zu geſchweigen — war es ſchwach beſtellt. Als Hauſirer hatte er es längere Zeit verſucht. Da er aber nicht genug Schlauheit, Zähigkeit und Geſchäftsgewandtheit beſaß, ſo vermochte er weder mit den Yankees noch mit den umherziehenden jüdiſchen Händlern zu konkurriren und hatte deshalb das Hauſiren aufgeben müſſen.

Brian O'Donovan ſtammte aus einer jener uralten Dudelſackpfeifer-Familien, die ehedem zu den irländiſchen Eigenthümlichkeiten gehörten, in neuerer Zeit aber allmälig verſchwunden ſind, da der nationale Dudelſack es nicht mehr mit der modernen Blechmuſik aufzunehmen vermag.

Auch die königliche Harfe von Grün-Erin iſt ja faſt verſtummt. In den alten romantiſchen Zeiten aber hatte jeder iriſche Häuptling und ſpäter jeder große iriſche Edelmann ſeinen Dudelſackpfeifer, der bei feſtlichen Gelegenheiten muſizirend vor ihm her ſchritt, und deſſen Kunſt ſich in der Familie forterbte, ſtets vom Vater auf den Sohn überging.

Bis in die graueſte Vorzeit zurück waren Brian's Vorväter wohlbeſtallte Pfeifer bei den Häuptlingen von Donecraile geweſen, auch Brian war durch Erbſchaft und natürliche Begabung ein Künſtler auf dem Dudelſack, und mit Vergnügen hörten ſeine Landsleute in dem Ohioſtädtchen ihm zu, wenn er ihnen einen echten iriſchen Jig oder ſonſt irgend eine alte heimiſche Weiſe vorſpielte. Aber Geld war damit leider nicht zu verdienen, und ſo ging es ihm denn recht ſchlecht im materiellen Amerika.

An einem ſchönen Frühlingstage des Jahres 1851 ſaß er bei ſeiner fleißigen Frau und ſah zu, wie ihr die Putzarbeit ſo flink und gewandt von der Hand ging.

„Es iſt doch eigentlich recht ſonderbar, Brian," ſagte ſie, „daß Du gar keine Dir zuſagende Arbeit zu finden vermagſt."

In der Art, wie sie sprach, lag ein leiser Vorwurf, den der junge Mann in seinem Herzen tief empfand.

„Ich weiß nicht, wie es zugeht, Susanna," versetzte er betrübt; „es scheint aber wirklich in dem großen Amerika gar kein passendes Geschäft für mich zu geben. Verstände ich nur mehr von Musik, könnte ich Trompete blasen, oder Klarinette, oder Flöte, könnte ich geschriebene Noten lesen, dann würde ich gleich Musiker bei irgend einer umherziehenden Menagerie- oder Kunstreiterkapelle. Aber ich kann leider nur Dudelsack spielen und den kann man in keinem Orchester gebrauchen. Es ist zum Verzweifeln."

„Nun, verzweifle nicht, Brian!" sprach sie freundlich. „So lange ich noch die Hände zu rühren vermag, wird es uns am Nöthigsten gewiß nicht fehlen."

Brian O'Donovan schämte sich. Er verließ das Zimmer und begab sich in's Wirthshaus „Zum großen O'Connel", welches sein Freund und Landsmann Murphy O'Kelly hielt. Dort saß er eine Weile ganz still in der Gaststube, rauchte seine kurze Pfeife, trank einen Krug Bier und griff endlich nach einer Zeitung, in welcher er herumbuchstabirte unter den Inseraten, die Beschäftigungsangebote enthielten. Ein Inserat der aus Buffalo stammenden Zeitung interessirte ihn besonders — ja, versetzte ihn in eine gewisse Aufregung. Er las es wieder und wieder. Dann dachte er lange, lange darüber nach. Endlich stand er auf, bezahlte die kleine Zeche und ging nach Hause.

„Susanna," sagte er zu seiner Frau, „ich reise morgen ab, denn hier blüht mein Weizen ja doch nicht. Du aber magst mit den Kindern hier vorläufig bleiben und Dein Geschäft in gewohnter Weise weiter betreiben. Ich las in einer Zeitung ein Inserat, wonach ein reicher Unternehmer eine ganz aparte Art von Künstler sucht, und habe Lust, mich ihm anzutragen."

„Als Dudelsackpfeifer?"

Digitized by Google

„Ja — ja — es ist wohl so etwas Aehnliches. Ich glaube, ich kann eine hübsche Anzahl Dollars bei dem Geschäft verdienen, und werde Dir, wenn es gelingt, regelmäßig Geldsendungen machen, auch von Zeit zu Zeit selbst nach Hause kommen."

„Es ist doch hoffentlich ein anständiges und ehrliches Geschäft?"

„Ja, durchaus anständig und ehrlich!"

„Aber von welcher Art ist es denn eigentlich?"

„Liebe Susanna, ich vermag's Dir nicht genau zu beschreiben! Doch verlasse Dich auf mein Wort: es ist anständig und ehrenhaft und vielleicht wird es zu meinem Glücke ausschlagen."

„Nun denn, Glück zu, lieber Brian! Ich vertraue Dir ja herzlich gern. Wohin reisest Du? Das kannst Du mir doch sagen."

„Nach dem Staate New-York."

„So mußt Du Reisegeld haben. Ich werde Dir aus meiner Kasse zehn Dollars geben."

„Vielen Dank, liebe Susanna! In Zukunft, das hoffe ich zuversichtlich, wirst Du Dich über Deinen Brian recht freuen und über die vielen Dollars, welche ich Dir schicken werde."

Frau Susanna glaubte freilich nach so vielen Täuschungen, die sie mit ihrem Manne erlebt hatte, nicht so recht an die vielen Dollars. Doch sagte sie ihm das nicht. Denn sie liebte ja doch von ganzem Herzen ihren wackeren Brian und mochte ihn nicht kränken.

Am andern Tage, in der Frühe, reiste O'Donovan ab. Einige Wochen vergingen, ohne daß er etwas von sich hören ließ. Allgemach wurde Susanna seinetwegen von unerklärlicher Angst gepeinigt. Zuweilen träumte sie Nachts davon, daß Brian sich in unbekannter, schrecklicher Gefahr befinde.

Endlich kam zu ihrer großen Beruhigung ein Brief von ihm an aus Buffalo am Eriesee, zugleich eine Geldsendung von 25 Dollars. Der Brief war nur kurz, denn Brian war eben kein Genie im Briefschreiben, meldete aber doch, daß es ihm sehr wohl ergehe. Sein Unternehmer sei mit ihm äußerst zufrieden. Er würde mit ihm reisen und voraussichtlich viel Geld verdienen. Einstweilen sende er 25 Dollars. Jeden Monat würde er bis auf Weiteres eine gleiche Summe senden können.

Das war recht erfreulich. So schien also Brian doch endlich eine ihm zusagende einträgliche Beschäftigung gefunden zu haben. Aber welcher Art mochte dieselbe eigentlich sein? Darüber gab er in seinem Briefe nicht die leiseste Andeutung.

In der That langten fortan aus verschiedenen Städten und Staaten der Union Briefe von ihm an, immer mit der gleichen Geldsumme. Antwortbriefe ließ er sich postlagernd bald nach dieser, bald nach jener Stadt senden. Immer athmeten seine Briefe Zärtlichkeit und aufrichtige Liebe für die Seinigen. Nur über das, was er eigentlich betrieb, vermied er stets, irgend welche Auskunft zu geben.

Es verging der Sommer, herbstlich wurde es, rauh und stürmisch. Da kam Brian eines Tages sehr vergnügt, äußerst nobel gekleidet und mit voller Börse nach Hause. Er würde den ganzen Winter über daheim bleiben, zum Frühjahr aber sich wieder zu seinem Unternehmer begeben, sagte er. Nun war natürlich des Fragens und Erzählens kein Ende. Viele große und schöne Städte hatte er besucht und wußte davon allerlei Interessantes mitzutheilen.

„Was hast Du aber dort eigentlich für Geschäfte betrieben?“ fragte seine Frau. „Nun, sag's doch endlich!“

„Meine liebe Susanna, es ist das ein Geheimniß, worüber ich unverbrüchliches Schweigen zu bewahren gelobt

habe," verſetzte er und ſchnitt durch dieſe, ſehr beſtimmt abgegebene Erklärung weitere Fragen ab.

Suſanna war begreiflicher Weiſe mit ſolcher Geheimthuerei nicht recht zufrieden. Es beunruhigte ſie faſt, als ſie entdeckte, daß Brian noch viel mehr Geld haben müſſe, als er ſehen ließ. Er ſagte ihr, ſie ſolle doch ihr Putzgeſchäft vergrößern und eine oder zwei Gehilfinnen annehmen, ſowie eine Magd zur Beſorgung der häuslichen Geſchäfte. Auch meinte er, ſie müſſe mehr Seidenband und ſonſtige Artikel, die zu ihrem Geſchäft gehörten, anſchaffen. Um das zu bewerkſtelligen, gab er ihr 500 Dollars und ſagte zu der Staunenden, ſie könne nach Bedarf noch mehr erhalten.

Mitte April nahm Brian Abſchied von den Seinen und reiste wieder zu ſeinem Unternehmer. Es verlief dann Alles ähnlich wie im Jahre vorher, nur daß er jetzt monatlich 40 Dollars nach Hauſe ſchickte. Im Spätherbſt kam er zurück und verlebte friedlich den zweiten Winter bei ſeiner Familie. Er mußte abermals gute Geſchäfte gemacht haben, denn er beſaß Geld in Hülle und Fülle.

Und dann, als es wieder Frühling wurde, reiste er zum dritten Male ab. Monatlich ſandte er jetzt 50 Dollars nach Hauſe. Zum Winter kam er wieder heim.

Da ſagte er zu ſeiner Frau: „Wir wollen dies Haus kaufen, in welchem Du nun ſchon ſo lange zur Miethe wohnſt und Deinen Putzladen haſt."

„Das wird aber nicht ſo billig ſein," meinte ſie erſtaunt. „Es iſt ja ein recht ſchönes, geräumiges Haus."

„Pah, ich habe ſchon im vorigen Jahre mit dem Eigenthümer darüber geſprochen. Er verlangt 4500 Dollars für Haus und Garten."

„So viel Geld haſt Du?"

„Viel mehr noch."

„Aber, lieber Brian —"

„Sei ganz ruhig, Suſanna! Es iſt bis auf den letzten Cent ehrlich erworben."

„Mir wird doch beinahe unheimlich zu Muthe dabei!"

„Unſinn! Ich kaufe alſo dies Haus. Dann ſoll Dein Putzladen umgebaut, vergrößert, verſchönert, und der ſchönſte Laden in der Stadt werden."

So geſchah es wirklich. Das Haus wurde gekauft. Bei Gelegenheit der Zahlungsleiſtung erfuhr Suſanna zufällig, daß ihr Mann in einer auswärtigen Bank ein bedeutendes Guthaben beſitze. Nun ließ es ihr aber keine Ruhe mehr. Wie mochte wohl Brian das viele Geld erworben haben, er, der früher doch nichts weniger als das Geldverdienen verſtanden hatte.

„Wie viel Vermögen beſitzeſt Du denn eigentlich?" ſagte ſie ängſtlich. „Sprich, Brian! Ich muß es wiſſen!"

„21,000 Dollars," verſetzte er heiter. „Ich habe drei Mal hintereinander jährlich ungefähr 8000 Dollars verdient, zuſammen alſo 24,000 Dollars. Das war mein kontraktlich feſtgeſetzter Antheil: zehn Prozent vom Geſammtprofit des Unternehmers."

„Brian, Brian, ich fürchte, da iſt etwas nicht geheuer! Das kann unmöglich mit rechten Dingen zugegangen ſein!" rief Suſanna erſtaunt.

„Es iſt ſehr natürlich zugegangen."

„So erkläre mir —"

„Nein, ich will Dir mein Geheimniß lieber nicht erklären, Suſanna. Bitte, quäle mich nicht mehr mit Fragen!"

„Und wenn ich nun infolge Deiner Geheimthuerei einen häßlichen Verdacht gegen Dich faſſen würde?"

„Welchen Verdacht?"

„Daß Du —"

„Daß ich das viele Geld erlangte durch Raub, Mord, Pferdediebſtahl, Einbruch, Banknoten-, Wechſel-, Münzfälſchung?"

„Ach, Brian, Brian!"

„Hahaha!"

„Du lachſt noch?"

„Das iſt wirklich zum Lachen! Liebe Suſanna, ſieh mich doch einmal recht aufmerkſam an! Sehe ich aus wie ein Räuber, Mörder, Einbrecher Fälſcher?"

„Nein, nein!"

„Nun, ſo beruhige Dich doch!"

„Aber warum willſt Du mir's denn gar nicht ſagen?"

„Um Dich nicht zu ängſtigen unnöthigerweiſe."

„Alſo iſt doch etwas Schlimmes, Bedenkliches dabei?"

„Durchaus nicht. Aber für eine Frau iſt's doch am beſten, wenn ſie den Sachverhalt nicht erfährt."

„Dann kann es auch nichts Gutes ſein, Brian! Willſt Du zum Frühjahr zum vierten Male zu Deinem geheimnißvollen Unternehmer reiſen?"

„Ich habe mich ſo halb und halb dazu verpflichtet. Er kann mich nicht gut entbehren."

„Ich bitte Dich, Brian, thu's nicht! Du biſt ja nun doch reich genug. Wirklich, mir graut's vor dieſem unbekannten Manne!"

„Er iſt ein höchſt liebenswürdiger und nobler Herr. Aber Du haſt Recht, Suſanna, Geld habe ich nun genug. Da ich mit dem Hauſe den großen ſchönen Garten gekauft habe, ſo iſt in mir der Gedanke aufgeſtiegen, Gärtnerei zu betreiben."

„Ach ja, thu' das, Brian! Wie nett können wir's dann haben!"

— — — — — — — — — — — —

Der Winter verging, wie ſchon früher, in angenehmſter Weiſe. Als es Frühling wurde, gerieth O'Donovan ſichtlich in eine gewiſſe Unruhe.

„Brian, du denkſt doch hoffentlich nicht wieder an's

Davongehen? Du bleibſt doch bei mir und den Kindern!" ſagte ſeine Frau ſchmeichelnd.

„Ja, ja, ich bleibe," verſetzte er. „Aber ich muß meinen Unternehmer davon benachrichtigen."

Er zog ſich in ſein Zimmer zurück und ſchrieb einen Brief, den er ſeiner Frau nicht zeigte. Auch ſonſt that er ſehr geheimnißvoll damit. Nicht im Städtchen ſelbſt, ſondern in einer benachbarten Ortſchaft gab er den Brief auf die Poſt.

Vierzehn Tage waren vergangen. Die Frühlingsſonne ſtrahlte mild und warm. Brian arbeitete mit Luſt und Liebe im Garten; ſeine Frau war beſchäftigt im Putzladen. Da klingelte die Thürglocke, und herein kam ein elegant gekleideter, ſtattlicher, athletiſcher und auffallend ſchöner, etwa dreißigjähriger Mann.

„Hier wohnt Mr. O'Donovan?"

„Ja, mein Herr."

„Iſt er zu ſprechen?"

„Er iſt im Garten. Ich will ihn rufen laſſen."

Frau Suſanna rief ihren kleinen Sohn und ſchickte ihn fort, um den Vater herein zu holen.

„Bitte, mein Herr," ſagte ſie dann, „treten Sie in's Wohnzimmer!"

Eine Minute ſpäter kam O'Donovan.

„O, Sie ſind's, Sir!" murmelte er, augenſcheinlich etwas verlegen.

„Ja, ich muß nothwendig mit Ihnen ſprechen, Mr. Brian," ſagte der Fremde. „Es handelt ſich darum, Sie von Ihrem Entſchluß abzubringen."

„Liebe Suſanna," ſprach O'Donovan, „ich habe mit dieſem Herrn etwas ganz Beſonderes zu beſprechen. Bitte, laſſe uns allein!"

Die arme Frau verließ ganz beſtürzt das Zimmer.

„Was hat das zu bedeuten?" murmelte ſie in angſt-

voller Aufregung. „Das iſt ſicherlich der geheimnißvolle Unternehmer, der meinen Mann wieder zu irgend etwas Ungeheuerlichem verführen will! Was mag das wohl für ein Unhold ſein?“

Sie machte die Stubenthüre zu. Dann aber blieb ſie draußen mäuschenſtille ſtehen und neigte ängſtlich zitternd und neugierig lauſchend ihr Ohr zum Schlüſſelloch. So konnte ſie Alles hören, was drinnen geſprochen wurde, beſonders deutlich das, was der Fremde ſagte, der eine kräftige, wohlklingende Stimme beſaß.

„Es hat mich befremdet, daß Sie nicht mehr mitthun wollen,“ ſprach der Beſucher. „Was iſt denn eigentlich die Urſache Ihres ſo auffallenden Entſchluſſes, mein lieber O'Donovan?“

„Ich kann mich durchaus nicht mehr darauf einlaſſen, Sir,“ verſetzte Brian zögernd. „Meine Frau wünſcht, daß ich zu Hauſe bleibe.“

„Stehen Sie, deſſen unerſchrockener Muth die Bewunderung von halb Amerika gefunden hat, ſo ſehr unter dem Pantoffel?“

„Das gerade nicht, Sir. Meine Frau iſt herzig und lieb. Doch ſie ängſtigt ſich wegen meiner geheimnißvollen Abweſenheit.“

„Nun, ſo offenbaren Sie ihr doch Alles.“

„Dann würde ſie ſich noch viel mehr ängſtigen.“

„Ich garantire Ihnen eine bedeutend erhöhte Einnahme, wenn Sie mein Begleiter ſein wollen.“

„O Sir, ich habe Geld genug und bin mit meinem Schickſal zufrieden.“

„Bedenken Sie, daß Sie mich in arge Verlegenheit bringen. Die Ankündigungen ſind ſchon erlaſſen —“

„Es thut mir leid, Sir, aber —“

„Wo finde ich einen Anderen? Wie lange ſuchte ich nach einem muthigen Manne, bis Sie ſich bei mir meldeten

und gleich die erste Probe so glänzend bestanden! Alle Anderen wagten es nicht, schauderten davor zurück."

„Mein guter Sir —"

Brian sprach jetzt so leise, daß seine am Schlüsselloch lauschende Frau seine Worte nicht mehr verstand. Aber sie hatte auch schon genug gehört! Was hatte Brian so Gräßliches im Auftrage des Fremden gethan, daß Andere davor zurückschauderten? Was mochten das wohl für geheime Greuel sein, welche die Beiden miteinander verübt hatten?

„Vielleicht verführt der unheimliche Mensch doch wieder meinen leichtherzigen, wankelmüthigen Brian zu neuen Greueln und Verworfenheiten," dachte sie. „Meine Pflicht als rechtschaffene Ehefrau ist es, hier einzuschreiten, ehe es zu spät ist!"

Ungestüm riß sie die Thüre auf und stürzte in's Zimmer, indem sie schrie: „Mein Herr Unbekannter, was unterstehen Sie sich, meinen lieben Mann zu solchen Gräßlichkeiten zu verführen, wovor andere Leute zurückschaudern? O, ich habe Alles gehört —"

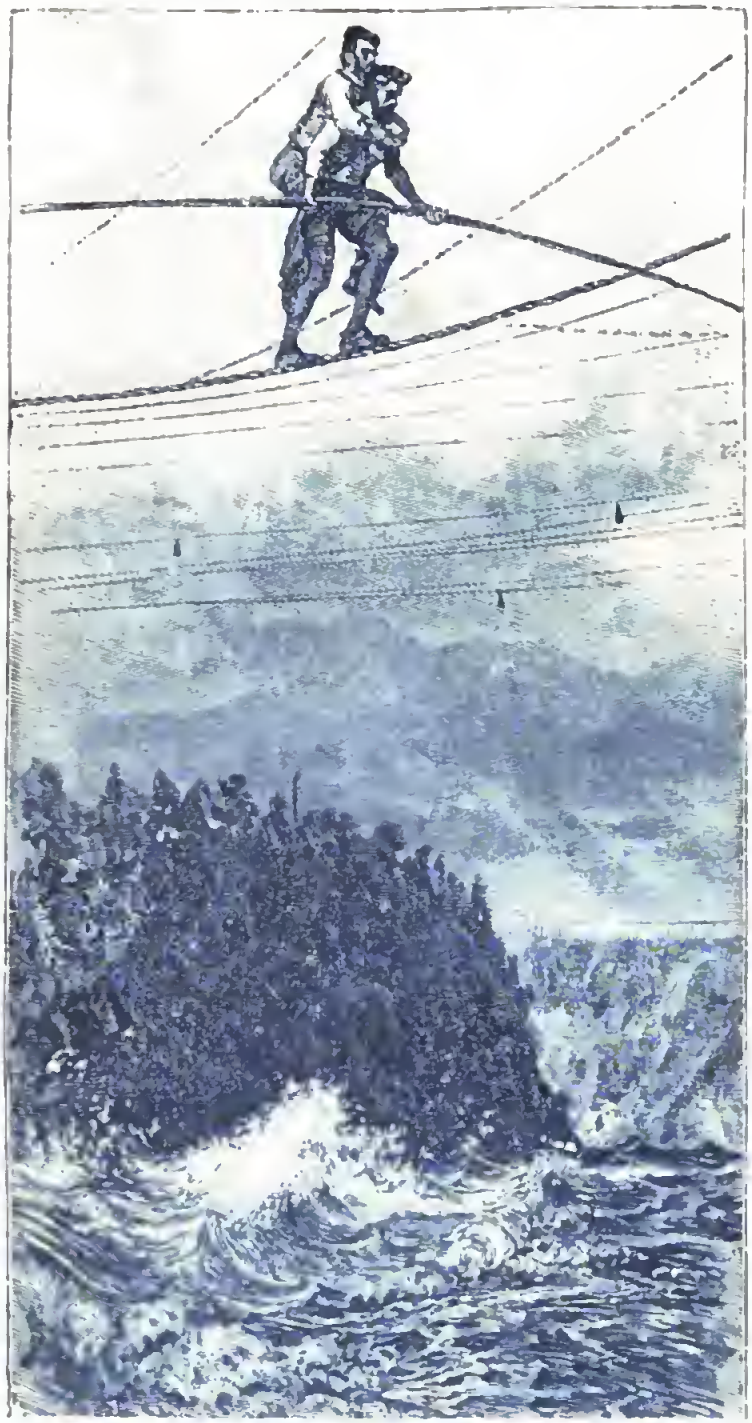
„Beruhigen Sie sich, liebe Frau!" sprach der Fremde mit artigem Lächeln, „es ist ja nicht so schlimm!" Dann wandte er sich an Brian: „Mein lieber O'Donovan, ich denke, es wird am besten sein, Sie stellen mich jetzt Ihrer Frau in aller Form vor."

„Gut, Susanna," sagte Brian, „da Du schon so viel weißt, so sollst Du endlich volle Aufklärung erhalten. Dieser Herr ist der berühmte Seiltänzer Blondin, ein Mann, wie die Welt zuvor noch keinen gesehen. Der Erste ist er, der auf hohem Seil den Niagarafall überschritt, einen Menschen auf dem Rücken tragend. Vor nun mehr vier Jahren las ich jenes Inserat, wodurch Herr Blondin unter glänzenden Bedingungen einen muthigen Menschen suchte, der es wagen würde, sich von ihm auf dem hohen

Seil über den Niagarafall tragen zu lassen und später mit ihm zu reisen. Da dachte ich sofort, ein besseres Geschäft kann's gar nicht geben und —"

„Und —"

„Und ich reiste nach dem Niagara, wo Herr Blondin schon angekommen war. Wir wurden bald miteinander einig. Unter dem angenommenen Namen Patrick Maguire wurde ich sein treuer und furchtloser Genosse. Er trug mich auf seinem Rücken über den Niagara, sowie



Blondin überschreitet, mit Brian O'Donovan auf dem Rücken, den Niagara.

über zahlreiche andere Flüsse und Wasserfälle in den Vereinigten Staaten. Oft steckte ich in einem Sack, so daß nur mein Kopf hervorragte. Dann wieder saß ich auf Blondin's Schultern und schwenkte mit beiden Händen Flaggen oder auch — Abends im Dunkeln — lodernde Fackeln, oder ich brannte ein Feuerwerk ab hoch oben in der Luft auf dem Seil, über dem rauschenden, donnernden Wasserfall. Und dies Tosen wurde noch übertönt von dem hunderttausendstimmigen Beifalls- und Jubelgeschrei des an den Ufern versammelten Publikums."

„Gräßlich!" schrie Susanna. „Entsetzlich! Dachtest Du denn gar nicht an mich und die Kinder?"

„Gewiß dachte ich auch an euch! Ich wollte ja gerade ein Vermögen für euch erwerben. Nun, das ist ja bestens gelungen."

„Und dies Vermögen kann noch ganz bedeutend vergrößert werden, liebe Frau, wenn Sie gestatten, daß Ihr Mann mich auch ferner auf meinen Kunstreisen begleitet und mit mir auf dem hohen Seil arbeitet," sprach Blondin.

„Nimmermehr!" rief Susanna zitternd. „O, Brian, wenn Du das thust, dann —" sie konnte vor Schluchzen nicht weitersprechen.

„Sie begreifen, Sir," sagte achselzuckend O'Donovan, „daß ich unter solchen Umständen Ihren Antrag leider abzulehnen gezwungen bin. Aber ich erkenne es als meine Pflicht an, Ihnen einen geeigneten Ersatzmann zu verschaffen. Ich wollte eben mit Ihnen darüber sprechen, als meine Frau hereinkam und uns störte. Da ist Tim Lacy, ein junger hübscher Bursche von neunzehn Jahren, der immer faul umherlungert und darüber nachdenkt, wie er viel Geld verdienen könne, ohne zu arbeiten. Er ist gewandt, muthig und kaltblütig, dabei von geringerem Gewicht, wie ich. Auch hat er für Niemand zu sorgen als für sich selbst; er ist ein Waisenkind. Gewöhnlich sitzt er

um dieſe Zeit vor dem Wirthshauſe meines Freundes Murphy O'Kelly. Soll ich ihn holen laſſen, Sir?"

„Ich bitte darum, Mr. O'Donovan! Wenn er mir gefällt, will ich ihn ſogleich engagiren." —

Tim Lacy wurde geholt. Er hörte, um was es ſich handelte, und daß er auf die leichteſte und angenehmſte Art von der Welt ganze Haufen Dollars verdienen könne. Da ſagte er entſchloſſen: „Wel! Das iſt ein Geſchäft, welches mir ſehr gut gefällt. Ich will lieber in einem Sack über alle Flüſſe und Waſſerfälle getragen werden, als ſelber mir durch Säcketragen mein Brod verdienen!"

Der muntere Burſche gefiel dem berühmten Seiltänzer und wurde engagirt. Darauf verabſchiedete Blondin ſich ſehr freundlich von dem Ehepaare, deſſen Glück er gemacht hatte. Brian begleitete ihn höflich bis vor die Hausthüre.

Suſanna aber rief freudeſtrahlend: „Nun, Gott ſei Dank, daß das Alles ſo gut abgelaufen iſt!"

— — — — — — — — — — — —

Brian O'Donovan erfuhr ſpäter, daß ſein Nachfolger Tim Lacy auf dem hohen Seil und den Schultern Blondin's eben ſolche Triumphe feiere, als er ſelbſt zuvor.

In der Folgezeit betrieb Brian fleißig ſeine Gärtnerei, Suſanna ihren Putzladen, Beide mit dem beſten Erfolg. Und ſo leben ſie noch heute zufrieden und glücklich, wenngleich auch mittlerweile ihre Haare grau geworden ſind. Auch der berühmte Blondin lebt noch heute, ausruhend auf ſeinen Lorbeeren, nachdem er 1860 ſogar den Niagara auf Stelzen überſchritten und ſeine unübertroffenen Seiltänzerkünſte ſpäter auch in allen Hauptſtädten Europa's gezeigt hatte. Zuletzt trat er Anfang der 80er Jahre in Deutſchland auf. Er hat keinen Nachfolger gefunden.

Eine Fahrt durch den Suezkanal.

Reiseskizze

von

J. Paul.

Mit 8 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Mit einem Dampfer des Oesterreichisch-Ungarischen Lloyd haben wir die Fahrt von Triest nach Alexandrien zurückgelegt, wo wir den ersten Blick in die bunte fremdartige Welt des Morgenlandes thun durften. Jetzt führt uns von dem Bahnhofe bei der Porte Moharrem-Bey der Schnellzug in 4½ Stunden von dem Haupthafen Egyptens nach der Hauptstadt des Pharaonenlandes.

Zunächst zieht sich die Bahnlinie zwischen zwei Seen hin; zur Linken liegt der See von Abukir, während sich rechts der Sumpfsee Mariut ausdehnt. Alsdann beginnt das bebaute Land, das von zahllosen Kanälen durchzogen wird, und dessen Fruchtbarkeit immer mehr zunimmt, je näher wir dem Nildelta kommen. Jeder Blick aus den Fenstern des Wagens, die leider des lästigen Staubes wegen fortwährend geschlossen bleiben müssen, erschließt uns eine Fülle von neuen und eigenartigen Bildern. Ueberall gewahren wir verschiedenartige Schöpfgefäße, von braunen Männern bedient, welche die Felder bewässern; dort ziehen ein Büffel und ein Kameel einen höchst einfachen Pflug,

Fellachendorf.

den ein faſt nackter Fellah oder Bauer leitet; Felder, die mit Gerſte, Weizen, Durrha, Mais, Klee, Saubohnen u. ſ. w. beſtellt ſind, wechſeln mit ausgedehnten Baumwollpflanzungen ab, und zahlreiche Dattelpalmen, bald einzeln, bald in Gruppen ſtehend, ſchaukeln die Häupter im Winde.

Auf erhöhten Stellen des Landes liegen eng zuſammengedrängt die Dörfer der Fellahin (Plural von Fellah) oder Fellachen, überragt von ſchlanken Palmen oder breitäſtigen Sykomoren. Man kann ſich nichts Elenderes und Armſeligeres denken, als ein ſolches egyptiſches Bauerndorf, beſtehend aus Erd- oder Lehmhütten, die nur durch ganz ſchmale Gänge von einander getrennt ſind. Jede Hütte hatte eine ſchmale Thür und ein paar kleine, fußgroße, vergitterte Löcher, die als Fenſter dienen. Ueberall Schmutz und Unrath; an den Eingängen liegen die tellergroß geformten Scheiben des als Brennmaterial dienenden Kameeldüngers („Gilde") zum Trocknen ausgelegt. Vor den Hütten kauern die kleinen Geſtalten der Kinder auf der Erde. Schwere Krüge auf dem Kopfe tragend, ſteigen die Fellachinnen vom Dorfe herab zum Ufer des Kanals, um Waſſer zu holen; manche von ihnen haben dabei noch ein Kind rittlings auf der Schulter ſitzen. Vom Kopf bis zu den Füßen ſind ſie in ein blaues Hemd gehüllt, das auch ihr Antlitz verhüllt. Die Männer arbeiten auf den Feldern oder halten die Schöpfräder in Betrieb, die durch einen Büffel oder Ochſen in Bewegung geſetzt werden. In den Händen dieſer Fellachen befindet ſich die geſammte Bodenkultur des Landes; ſie können als der Kern der egyptiſchen Bevölkerung angeſehen werden und ſind wahrſcheinlich mehr oder minder mit arabiſchem Blut vermiſchte Abkömmlinge der alten Egypter.

Die direkten Nachkommen der alten Egypter haben wir dagegen in den Kopten vor uns, die auch die altegyptiſche Sprache bewahrt haben, nur daß dieſe mit altgriechiſcher

Schrift geschrieben wird. Sie haben eine breite, meist niedrige Stirn, schwarzes, leicht gekräuseltes Haar, eine meist gerade, fein geschnittene Nase, dazu Augen, welche von länglichem Schnitt, aber groß und immer von merkwürdig strahlendem Schwarz sind. Die Kopten sind Christen, aber ihr Christenthum ist jenes der Monophysiten oder Eutychianer, einer im 5. Jahrhundert entstandenen Sekte. Sie verwerfen die Polygamie, und ihre Frauen und Mädchen, unter denen sich manche Schönheiten befinden, gehen unverschleiert.

Typus eines Arabers.

Einen ganz anderen Typus wiederum stellen die eingewanderten Araber oder Syrer da; sie sprechen arabisch, haben vielfach eine edle Gesichtsbildung und dunkle, bis in's Schwarze gehende Hautfarbe. Zu ihnen gehören die nomadisirenden Beduinen Egyptens, wie die seßhaften Araber, welche das vorherrschende Element in der Bevölkerung der großen Städte bilden.

Alle dieſe verſchiedenen Elemente der egyptiſchen Bevölkerung, zu denen dann noch Nubier, Zigeuner und Levantiner kommen, gewahren wir während unſerer Fahrt beim Halten auf den verſchiedenen Stationen, namentlich in dem durch ſeine großartigen Meſſen berühmten Tanta, wo die Zweigbahn nach Damiette abgeht. Jetzt fährt unſer Zug auf einer eiſernen Brücke über den Nilarm von Damiette, und bald treten rechter Hand die berühmten Pyramiden von Gizeh aus dem Dufte der Ferne hervor, während links die Umriſſe des Mokattamgebirges ſichtbar werden. Wir gewahren die Citadellenmoſchee an ſeinem Abhange, weiterhin die Ortſchaft Abbaſiye mit einem großen Schloß, das jetzt als Kaſerne dient; rechts erſcheint die Schubra-Allee, der Korſo von Kairo, mit ihrem bunten, lebhaften Verkehr, und dann haben wir den Bahnhof der Hauptſtadt erreicht.

Das Leben in Kairo und die Sehenswürdigkeiten der Reſidenz des Khedive zu ſchildern, iſt nicht unſere Aufgabe, ſondern wir fordern den Leſer gleich zur Weiterreiſe nach Suez, dem ſüdlichen Endpunkte des Kanals, auf. Es wird an jedem Vormittage ein Zug von Kairo über Ismailia nach Suez abgelaſſen, der dort gegen Abend eintrifft; die direkt von der Hauptſtadt durch die Wüſte nach Suez führende Bahn iſt ſeit 1868 aufgegeben worden.

Die Entfernung beträgt 246 Kilometer, welche die Eiſenbahn in ſechs Stunden zurücklegt. Die erſte Hauptſtation iſt Zakazig, der Knotenpunkt der Bahnen von Kairo, Suez und Alexandrien und Damiette. Die Stadt hat einen bedeutenden Baumwollenhandel und zählt gegen 40,000 Einwohner. Sie liegt an einem Zweige des Süßwaſſerkanals, der in ihrer Nähe aus einem Arme des Nils abgeleitet iſt, und Suez, Ismailia und Port Said mit Trinkwaſſer verſorgt. Von hier folgt die Bahn in direkt öſtlicher Richtung dem Laufe dieſes Süßwaſſerkanals und

durchfährt zunächst einen Theil des biblischen Landes Gosen, das Pharao den Brüdern Joseph's zum Wohnsitze anwies, und dann die arabische Wüste, bis sich hinter der Station Nefische eine schöne Aussicht auf den blauen Timsah-See eröffnet, und wir gleich darauf die Stadt Ismailia erreichen, zu deren Schilderung wir auf der Fahrt durch den Kanal noch Gelegenheit haben werden.

Koptenmädchen.

Der nach Suez fahrende Zug kehrt nach viertelstündigem Aufenthalte in Ismailia nach Nefische zurück und folgt, nachdem er den Süßwasserkanal überschritten, auch fernerhin seiner Richtung und der des ziemlich parallel mit ihm laufenden Suezkanals, dessen Lauf man an den Mastspitzen und Schornsteinen der auf ihm dahinfahrenden Schiffe verfolgen kann. Links taucht

die weite Fläche der Bitterſeen auf, dann erſcheint rechts, im Weſten, eine Hügelkette, die immer näher kommt, bis ſie ſich endlich dicht an die Bahn erſtreckt. Mächtig ragt der Dſchebel Ataka empor, an deſſen Fuß die Stadt Suez ſich ausdehnt, die wir jetzt erreicht haben.

Sie liegt, wahrſcheinlich auf der Stätte der alten Stadt Klyſma, in völliger Wüſte, der erſt jeder Fuß breit Boden abgerungen werden mußte, und an der Nordecke des Buſens von Suez, in den das Südende des Kanals mündet. Die Stadt war vor der Entdeckung des Seewegs nach Indien um das Kap der Guten Hoffnung als Hauptniederlage europäiſcher und indiſcher Waaren ein blühender Ort, verfiel dann aber und zählte bei Beginn der Kanalbauten nur noch 1500 Einwohner. Gegenwärtig hat ſie zwar wieder gegen 11,000 Einwohner, aber die bei Eröffnung des Kanals erhoffte Blüthe hat ſich nicht einſtellen wollen, da ſich der Handel mehr nach Port-Said und Alexandrien gezogen hat, während Suez nur ein Durchgangspunkt geblieben iſt.

Die Stadt, Sitz eines eigenen Gouverneurs und eines deutſchen Konſuls, beſteht aus dem arabiſchen Viertel öſtlich vom Bahnhofe und dem regelmäßig angelegten europäiſchen Viertel weſtlich und nördlich von jenem. Hier findet man große Waarenlager, Magazine und eine vicekönigliche Villa, von der aus man einen ſchönen Blick auf die Stadt, den Hafen, das Meer und die Berge zu beiden Seiten hat. Von hier nordöſtlich befindet ſich die mit einem großen Schleuſenwerk verſehene Mündung des vom Nil hergeleiteten Süßwaſſerkanals.

Im Süden der Stadt liegen die weit in's Meer hinaus gebauten Hafenanlagen, zu denen ein langer Damm führt, auf deſſen Ende ſich zwei Leuchtthürme und verſchiedene Bauten der Suezkanal-Compagnie erheben. Den Eingang in den Kanal ſelbſt bezeichnet ein dritter Leuchtthurm.

Wer die ganze, zwar einförmige, aber doch höchſt

interessante Fahrt auf dem Kanal von Suez bis Port-Said machen will, der muß zu diesem Behufe eines der jeden Tag den Kanal passirenden großen Schiffe benutzen. Bei den Dampfern der „Messageries maritimes" zahlt man dafür 100 Franken, wobei in dieser Summe aber Kanalgebühren, Verpflegung erster Klasse u. s. w. inbegriffen sind. Auf den anderen Dampfern kostet die Fahrt nur 10 Franken,

Ansicht von Suez.

jedoch muß man dann für seine Verpflegung durch ein mit dem Steward zu treffendes Abkommen selbst sorgen.

Die Gesammtlänge des Kanals beträgt 160 Kilometer, die Breite am Wasserspiegel 58 bis 100 Meter, an der Sohle 22 Meter und die Tiefe 8 Meter. Sein Erbauer, Ferdinand v. Lesseps, hatte bereits 1831 den Gedanken des Isthmusdurchstiches gefaßt, aber erst am 25. April 1859 konnte bei Port Said der erste Spatenstich zu diesem Riesenwerke erfolgen. Nach zehn Jahren war es glücklich vollendet, und am 18. März 1869 geschah der Einlaß der Mittelmeergewässer in den Bittersee, worauf am 16. No-

vember die feierliche Eröffnung des Kanals, der etwa 19 Millionen Pfund Sterling (380 Millionen Mark) gekoſtet hatte, begangen wurde.

Bei Suez iſt die Kanalrinne im Südoſten der Stadt noch gegen vier Kilometer weit in das Meer geführt. Bei der Einfahrt paſſiren wir einen Wogenbrecher, auf dem ſich der oben erwähnte Leuchtthurm erhebt. Wir werfen noch einen Blick nach dem Dſchebel Ataka auf der egyptiſchen Seite und nach der langgezogenen Gebirgskette der Sinaihalbinſel auf aſiatiſcher Seite mit dem impoſanten Gipfel des Sinai ſelbſt im Südoſten, und wenden dann unſere Aufmerkſamkeit dem Kanal zu, auf dem jetzt die Fahrt bis zu den Bitterſeen im Allgemeinen gerade in ſüdnördlicher Richtung vor ſich geht. Bis Station Schaluf, die auch an der Bahn und am Süßwaſſerkanal liegt, macht ſich die Ebbe und Fluth des Rothen Meeres weſentlich bemerkbar.

Die Fahrt geht im Kanal ſehr langſam vor ſich, da das Fahrwaſſer ſo ſchmal iſt, daß nirgends zwei Schiffe aneinander vorüber können, ſondern vielmehr an beſtimmten Stellen die Kreuzung abwarten müſſen. Es ſind zu dieſem Behufe dreizehn Stationen („Gares" genannt) hergeſtellt worden, an denen der Kanal ſeitwärts von der Sohle auf eine Strecke von 500 bis 600 Meter ſo tief ausgebaggert iſt, daß die von der einen Seite kommenden Schiffe mittelſt ihrer eigenen Dampfwinde dicht an das Ufer heranfahren können, während die ihnen entgegenkommenden Fahrzeuge im eigentlichen Fahrwaſſer paſſiren. Die erforderlichen Signale werden mit Wimpeln und ſchwarzen Bällen von einer Station zur anderen gegeben. Der Tiefgang der den Kanal benutzenden Schiffe darf nicht über 7½ Meter betragen; ihre Fahrgeſchwindigkeit muß auf 10 Kilometer in der Stunde herabgeſetzt werden. Früher durften gar keine Nachtfahrten ſtattfinden, neuerdings ſind dieſe jedoch bei elektriſchem Lichte geſtattet.

Unſer Schiff hat jetzt die blaugrünen Bitterſeen erreicht, deren Ein- und Ausgang je ein Leuchtthurm bezeichnet, während das Fahrwaſſer durch Pfähle und Signale kennt-

Ein Schiff im Suezkanal.

lich gemacht wird. Ihr Becken iſt ſo groß, daß man vom ſüdlichen Ufer aus das nördliche Geſtade nicht zu ſehen vermag. Ihre Form und Größe gleicht im Allgemeinen der des Bodenſee's, nur daß die Ufer beinahe vollſtändig Wüſte ſind. Hier kann unſer Schiff „volle Fahrt" ent-

falten, und wir brauchen daher kaum eine Stunde, um die weite Fläche des See's zu durchschneiden.

Die Fahrt im Kanal geht jetzt in etwas nordwestlicher Richtung weiter und führt uns an den Stationen Serapeum und Tusun vorüber; dann gelangen wir zu dem tiefblauen Timsah- oder Krokodilsee, der vor der Anlage des Kanals nur aus einigen salzigen Sumpflachen bestand.

Auf dem Norduser des Timsahsee's erhebt sich ein in maurischem Style aus Holz aufgeführter großer Pavillon, in welchem die Kaiserin Eugenie bei der Kanaleröffnung eine Nacht zubrachte. In der tief in das Land hineintretenden nordwestlichen Ausbuchtung des See's liegt hinter ausgedehnten Cypressen- und Palmenhainen die Stadt Ismailia.

Sie ist während des Kanalbaues entstanden, bildete damals den Mittelpunkt aller Arbeiten und hatte gegen 6000 Einwohner. Diese Zahl ist gegenwärtig bis unter 2000 herabgesunken, der ganze Ort ist wie ausgestorben, macht aber dennoch mit seinen breiten, baumbeschatteten Straßen, die durchaus regelmäßig angelegt sind, und mit seinen hübschen Plätzen einen recht angenehmen Eindruck.

Die Hauptstraße der Stadt ist der Quai Mehemed-Ali, der sich mit dem Hafen parallel und am Süßwasserkanal hinzieht und von dem aus man eine schöne Aussicht auf den See genießt. Der Quai beginnt westlich in dem arabischen Viertel und endigt im Osten bei dem vicekönigliehen Schloß und den nahe gelegenen ansehnlichen Bauten des Wasserwerks; ferner liegen noch an demselben das Gouvernementsgebäude, das Kanalamt und eine Villa des Herrn v. Lesseps, die im Schweizerstyl gehalten ist.

Zu Ende der siebziger Jahre drohte Ismailia einmal eine große Gefahr, als der vom Nil abhängige Süßwasserkanal infolge des abnormen Steigens jenes Flusses sich weit über sein gewöhnliches Niveau erhob. Das Wasser

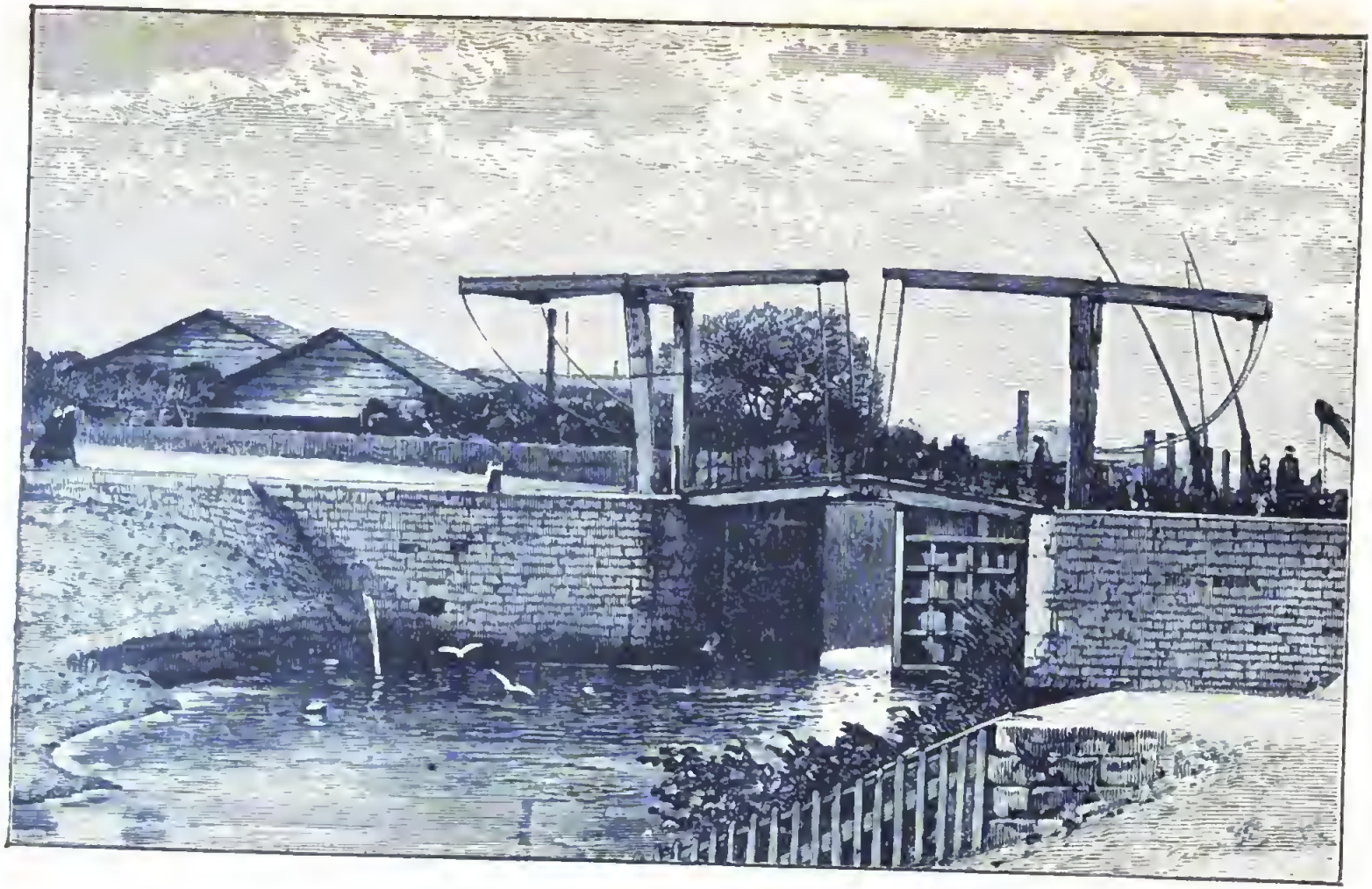
Wasserwerk zu Ismailia.

ſickerte daher durch den lockeren Sand der Böſchungen und überſchwemmte die Straßen, in denen es dann, ſtagnirend, die übelſten Dünſte verbreitete. Die ſonſt ſehr geſunde Stadt wurde zu einem Fieberneſte, aus dem die Bewohner flüchten mußten, bis der Nil und mit ihm das Niveau des Kanals wieder gefallen war. Seitdem hat der Süßwaſſerkanal bei Ismailia ein großes Schleuſenwerk erhalten, das die Wiederkehr jener Gefahr ausſchließt.

Ismailia liegt ziemlich halbwegs zwiſchen Suez und Port-Said. Bald nach dem Austritt aus dem Timſahſee bildet das Bett des Kanals einen langen und tiefen Einſchnitt durch die quer durch den ganzen Iſthmus ſich erſtreckende Hochebene El-Giſr, das heißt die Schwelle. Der Kanal läuft nun durchweg zwiſchen mehr oder weniger hohen Dämmen und iſt zwiſchen ſolchen auch durch die betreffenden Theile der Ballah- oder Dattelſeen hindurchgeführt.

Auf den Ufern ſehen wir an verſchiedenen Stellen Arbeitertrupps mit Ausbeſſerungen mittelſt Faſchinen u. ſ. w. beſchäftigt. Sobald eine rothe Flagge ſichtbar wird, muß der Kapitän die Fahrt des Schiffes auf das Aeußerſte ermäßigen; man paſſirt dann nämlich einen der großen Dampfbagger, welche die Kanalſohle zu vertiefen bemüht ſind.

Wir kommen nun zu der Station El-Kantara, die aus einer Lagerſtätte von Kanalarbeitern hervorgegangen iſt und auf einer Bodenerhöhung zwiſchen den Ballahſeen und dem Menzalehſee liegt. Ueber dieſe Höhe führte ſchon in den älteſten Zeiten der Karawanenweg von Paläſtina nach Egypten, und auch jetzt noch ſieht man Karawanen, die oft Hunderte von beladenen Kameelen mit ſich führen, jene Straße ziehen. An die Stelle der alten Brücke (el-kantara heißt: die Brücke) iſt jetzt eine Fähre getreten. Auf einem kleinen Sandhügel des öſtlichen Ufers liegt ein



Schleusenwerk bei Ismailia.

Dorf mit Moschee, gegenüber ein Kaffeehaus, vor dem einige Pappeln stehen.

Auf der Weiterfahrt passiren wir den Menzalehsee, den der Kanal zwischen den Dämmen in einer schnurgeraden, etwa 30 Kilometer langen Linie durchschneidet. Schon sind die östlich von ihm liegenden Theile dieses ausgedehnten Strandsee's fast trocken gelegt, und für die westlichen ist das Gleiche beabsichtigt. Der See ist außerordentlich fischreich und auf seinen Sandbänken hausen daher Millionen von Sumpf- und Wasservögeln. Wir sehen namentlich Pelikane, Reiher, Flamingos und gewaltige Entenzüge, in die man vom Verdeck aus hätte hineinschießen können.

Jetzt folgt noch als letzte Station Ras-el-Esch, und dann sind wir in Port-Said, dem nördlichen Endpunkte des Kanals. Die Stadt, welche einschließlich des Vorortes Matariye gegen 12,000 Einwohner zählt, liegt auf dem westlichen Kanalufer an seiner Mündung in das Mittelmeer. Hier lag auf der schmalen Landzunge zwischen dem Mittelmeere und dem Menzalehsee ehedem ein unbedeutendes arabisches Fischerdorf. Als der Kanal gebaut wurde, entstand östlich davon an dem neu ausgegrabenen Hafenbassin allmälig eine kleine europäische Stadt mit regelmäßigen Straßen und hübschen Häusern. Das ist Port-Said — ohne Industrie oder Landbau, rings von Wasser und Sandwüsten umgeben und nur dem Handel seine Erhaltung verdankend. Trotz der geringen Einwohnerzahl, von der etwa 4000 Europäer sind, ist aber die Stadt bereits ein nicht ungefährlicher Konkurrent für Alexandrien geworden, namentlich was den Transitwaarenverkehr anbelangt.

Die schönen geraden Straßen zeigen viele Holzhäuser in südfranzösischem Styl, aber die besseren Häuser sind von Stein mit Verandas. Größere Gebäude sieht man selten;

Digitized by Google

Station El-Kantara am Suezkanal.

das ſchönſte iſt das von Säulenhallen umgebene „Hotel der Nederlanden", Eigenthum des verſtorbenen Prinzen Heinrich der Niederlande, am Eingange zum Kanal, von dem jedoch nur die eine Hälfte als Hotel dient, während die andere große Waarenlager und die Dienſtwohnung des holländiſchen Konſuls enthält.

Den Mittelpunkt der europäiſchen Stadt bildet der Leſſepsplatz mit einem Kiosk und einem Baſſin, mit Bäumen und Blumen, die jedoch in dem dürren Sandboden nicht recht gedeihen wollen. Das ganze Centrum der Stadt iſt von Läden und Reſtaurationen, Bazars und Hotels angefüllt, beim Durchwandern der Straßen tritt uns ein buntes Getriebe orientaliſchen Lebens entgegen, und in dem Hafenviertel von Port-Said hört man täglich die hauptſächlichſten europäiſchen Sprachen, ſowie eine große Anzahl afrikaniſcher und aſiatiſcher Sprachen reden.

Die Stadt beſitzt Gas- und Waſſerleitung und ſelbſt eine Eisfabrik mit Maſchinen aus Nordhauſen. In allen Cafés bekommt man Eislimonade, und in allen Bierhäuſern liegt das Faß Dreher'ſches Bier auf Eis. Seitwärts der Hauptſtraße liegt eine Unzahl von Tingeltangeln, in denen namentlich Kapellen böhmiſcher Mädchen ſpielen; ſelbſt franzöſiſche Operetten- und Balletgeſellſchaften treten zeitweiſe auf. Die meiſten aller Cafés und Kneipen ſind aber zugleich auch Spielhöllen, die nur wenige Reiſende verlaſſen, ohne ihnen ihren Tribut gezahlt zu haben.

Der intereſſanteſte Theil von Port-Said iſt der Hafen, in deſſen Nähe ſich auch das auffallend ſchön gelegene deutſche Konſulat befindet. Nördlich vor der Stadt, am Kanal und Meeresufer, erhebt ſich der 53 Meter hohe Leuchtthurm, deſſen Laterne bei Nacht ein auf mehr als 20 Seemeilen ſichtbares elektriſches Licht ausſtrahlt. In das Meer hinaus ragen zwei gewaltige Molen, von denen die öſtliche 1600 Meter, die weſtliche 2250 Meter lang

ist. Letztere hat die Aufgabe, die vom Nil in's Meer geführten Schlammmassen, welche die Mittelmeerströmung gen Osten treibt, vom Hafen abzuhalten und den Schiffen Schutz gegen die vorherrschenden Westwinde zu bieten.

Hier fand am 16. November 1869 die Einweihung des vollendeten Kanals in Gegenwart der dazu geladenen hohen Gäste mit einer religiösen Feier nach mohammedanischem, römisch-katholischem und griechischem Ritus statt, auf welche die feierliche Einsegnung unter dem Donner der Geschütze folgte.

Am nächsten Morgen begann die Festfahrt durch den Kanal. Das Schiff, welche dieselbe eröffnete, war der „Aigle", der die damals in der Blüthe ihrer Schönheit und Macht stehende Kaiserin Eugenie von Frankreich, den Khedive Ismail-Pascha und den Erbauer des neuen „Wunderwerkes", Herrn v. Lesseps, an Bord hatte. Es folgten der Kaiser von Oesterreich auf dem „Greif", der Kronprinz von Preußen (der spätere Kaiser Friedrich) auf der „Grille", Prinz Heinrich der Niederlande an Bord eines holländischen Kriegsschiffes, sowie die übrigen vom Khedive zu der Festfeier geladenen Gäste auf einer großen Anzahl von Dampfern.

Der Kanal, durch den wir den Leser im Geiste geführt haben, ist das Eigenthum der „Compagnie universelle du canal maritime de Suez", welche 1856 gebildet wurde und ein Privilegium auf 99 Jahre erhielt, nach deren Ablauf der Kanal an Egypten fällt. Die Einnahmen der Gesellschaft ergaben 1872 zum ersten Male einen Ueberschuß; seitdem hat sich die finanzielle Lage stetig gehoben. Für das Geschäftsjahr 1891 betrug die Dividende 20 Prozent, und die Gesellschaft hat daher beschlossen, die Kanalabgaben vom 1. Januar 1893 um 50 Centimen herabzusetzen. Alle Dividenden über 5 Prozent werden in folgendem Verhältniß vertheilt: den Aktionären 71 Prozent,

Digitized by Google

der egyptiſchen Regierung 15 Prozent, den Gründern 10 Prozent, den Direktoren und Beamten der Geſellſchaft je 2 Prozent.

Auch der Schiffsverkehr beweist den vollſtändigen Erfolg des Unternehmens, indem er von Jahr zu Jahr zunimmt. 1891 durchfuhren den Kanal 4207 Schiffe mit einem Inhalt von 12,217,986 Tonnen gegen 3389 Schiffe mit 9,749,129 Tonnen im Vorjahre; an Kanalabgaben wurden entrichtet 83,422,101 Franken (gegen 66,984,000 Franken). Von den Schiffen kamen auf Großbritannien 3217, Deutſchland 318, Frankreich 171, Holland 147, Italien 116, Norwegen 55, Oeſterreich-Ungarn 51 u. ſ. w., nach Prozentſätzen ausgedrückt, nahmen demnach am Verkehr Theil: Großbritannien mit 76,47 Prozent, Deutſchland mit 7,56, Frankreich mit 4,07, Holland mit 3,49, Italien mit 2,76, Norwegen mit 1,31, Oeſterreich-Ungarn mit 1,21 Prozent. 3711 Schiffe oder 88,21 Prozent der Geſammtzahl paſſirten den Kanal zur Nachtzeit mit Hilfe des elektriſchen Lichtes; die durchſchnittliche Durchfahrtszeit betrug 23 Stunden 31 Minuten, was eine Verkürzung der für 1890 ermittelten Durchfahrtszeit um 35 Minuten bedeutet.

Was endlich die durch den Kanal bewirkten Abkürzungen der Entfernungen zwiſchen Europa und den öſtlichen Ländern angeht, ſo beläuft ſich dieſe für die Dampferfahrt nach Bombay von Brindiſi und Trieſt aus auf 37 Tage, von Genua auf 32, von Marſeille 31, von Bordeaux 24, von Liverpool, London, Amſterdam und Hamburg auf 24 Tage. Darnach laſſen ſich die Zeiterſparniſſe in der Fahrt nach anderen Häfen berechnen und die Bedeutung des Suezkanals für den Welthandel und Weltverkehr ermeſſen.

Digitized by Google

Ein Abgewieſener.

Geſchichtliches Charakterbild.

Von

F. A. v. Winterfeld.

Mit Porträt.

(Nachdruck verboten.)

Nicht ſelten iſt es gefährlich, ſich durch den Eindruck beſtimmen zu laſſen, den die äußere Erſcheinung eines Menſchen beim erſten Anblick auf uns macht, denn wenn auch dieſelbe getreu das innere Weſen widerſpiegelt, ſo ſind unſere phyſiognomiſchen Kenntniſſe doch viel zu gering, um ſie zur Grundlage ernſter Entſchlüſſe zu machen. Dies ſollte auch der junge Preußenkönig Friedrich II. erfahren, als er dem jungen Livländer, Gideon v. Laudon, der als Oberlieutenant den ruſſiſchen Dienſt verlaſſen hatte und ſehnlich wünſchte, unter Preußens Fahnen zu fechten, nach langem Harren, auf ſeine Bitte um eine Schwadron, an einem Apriltage des Jahres 1742 die kurz abweiſende Antwort gab: „Ich müßte viele Schwadronen haben, wenn ich jedem fremden Offizier, der nach Berlin kommt, eine geben wollte.“

Der eigentliche Grund der Abweiſung aber lag in dem Mißfallen, welches der äußere Anblick des Bittſtellers in dem König erregt hatte. „Das Geſicht dieſes Menſchen gefällt mir nicht,“ ſagte er zu denen, die ſich vergeblich

für den jungen Offizier verwendet hatten. Oft genug täuscht uns ja das Aeußere eines Menschen in Bezug auf gewisse Eigenschaften, und außerordentliche Talente besitzt oft der Inhaber eines unschönen Antlitzes. So wäre es denn allerdings selbst für einen so feinen Menschenkenner, wie Friedrich II., schwer gewesen, in dem jungen Manne mit dem mageren und anscheinend schwächlichen Körper, dem langen von Blatternarben entstellten Gesicht, den tiefliegenden, unter buschigen Brauen verborgenen hellen Augen und dem feuerrothen Haar, den künftigen großen Feldherrn zu erkennen, der ihm so viel zu schaffen machen sollte.

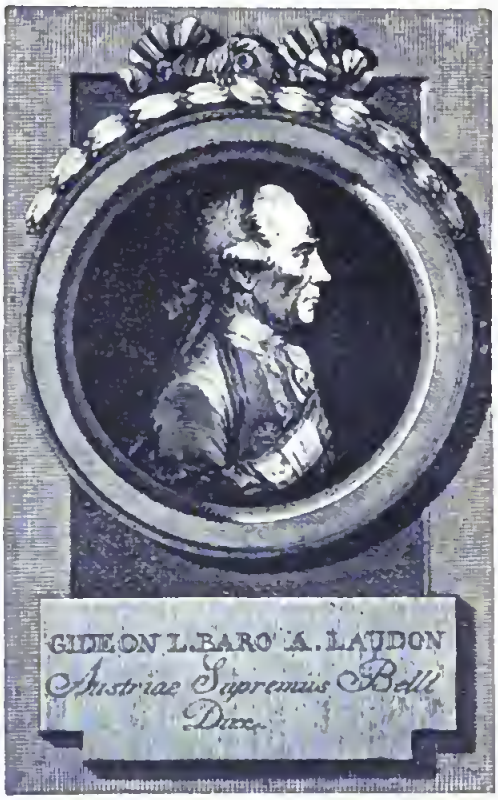
So wanderte denn der Abgewiesene nach Wien, wo er, ebenfalls seines abstoßenden Aeußeren wegen nicht ohne Schwierigkeit, von der Kaiserin Maria Theresia angenommen wurde, ein Entschluß, dessen Tragweite ihr damals ebenso verborgen war, wie ihrem Gegner in Berlin die seiner Ablehnung.

Zunächst mußte der junge Livländer froh sein, in des tapfern, aber rohen und gewaltthätigen Parteigängers Obersten Franz von der Trenk Pandurenfreikorps eine Hauptmannsstelle zu erhalten. Dieses Korps gehörte beim Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges zu dem Heere des Erzherzogs Karl, welches zuerst gegen die Franzosen im Elsaß kämpfte, wobei Laudon verwundet und gefangen genommen, aber bald wieder durch seine Panduren befreit wurde.

Nach dem Einbruch Friedrich's in Böhmen ließ man das Elsaß im Stich, und die Armee zog gegen den gefährlicheren Feind.

In den nun folgenden Kämpfen sollte Friedrich an den „Abgewiesenen" zuerst wieder, und zwar auf nicht eben angenehme Weise erinnert werden, als man ihm den Verlust der Festung Kosel durch einen kühnen Handstreich des

Hauptmanns Laudon meldete. Damit aber hatte es für lange Zeit sein Bewenden, denn nach dem Frieden von Dresden entschwand Laudon zehn Jahre lang aus Friedrich's Gesichtskreis, die er als Major, dann als Oberstlieutenant in einer kleinen, abgelegenen ungarischen Grenzgarnison verlebte, sich durch Tüchtigkeit auszeichnend und in starker Vorahnung seiner künftigen Größe in der Stille durch militärwissenschaftliche Studien auf die Zukunft vorbereitend.



1756 begann der Riesenkampf des siebenjährigen Krieges, der fast alle europäischen Mächte gegen Friedrich den Großen vereinigte und damit die bedeutsame Thätigkeit Laudon's, obgleich es der neidischen und feindseligen Mittelmäßigkeit und Unfähigkeit fast gelungen wäre, ihn von der Theilnahme an diesen Kämpfen auszuschließen. Nur der Einfluß des Staatskanzlers Fürsten Kaunitz verhinderte seine Zurücksetzung und veranlaßte, daß Laudon eine Abtheilung leichter Grenzertruppen anvertraut wurde.

Natürlich war seine Stellung nicht eine solche, die ihm ein entscheidendes Eingreifen gestattete; sie nöthigte ihn vielmehr, sich auf Unternehmungen zu beschränken, die in den Bereich des sogenannten „kleinen Krieges" gehören. Auf diesem Gebiet aber sollte sich der „Abgewiesene" dem König bald mehrfach unliebsam bemerklich machen, indem

er durch allerlei verwegene und doch wohl überlegte, meiſt glücklich ausfallende Handſtreiche ſich ſchnell einen gewiſſen Ruf bei Freund und Feind erwarb. Bald überfiel er nächtlicherweiſe ein paar Schwadronen preußiſcher Huſaren, die zuſammengehauen oder gefangen genommen und deren Pferde erbeutet wurden, dann wieder hob er vereinzelte Abtheilungen auf, und endlich nahm er durch Ueberrumpelung Hirſchfeld in der Lauſitz, welch' letztere That ihm den Oberſtenrang eintrug.

Nach der für Friedrich unglücklichen Schlacht von Kollin wurde ſein Rückzug nach Schleſien nicht wenig durch Laudon beunruhigt und erſchwert. So griff dieſer die Bedeckung des verwundeten Generals v. Manuſtein an, der, ſich verzweifelt vertheidigend, niedergehauen wurde. Die Belohnung dafür war das Generalspatent, das von preußiſchen Huſaren erbeutet und in Friedrich's Hände gelangt, von dieſem mit einem Glückwunſch Laudon zugeſtellt wurde.

Ob ſchon damals den König die Reue angewandelt hat, eine ſolche Kraft von ſich gewieſen zu haben? Man weiß es nicht und kann es nur vermuthen, denn nie, auch ſpäter nicht, hat Friedrich der Große ſich darüber ausgeſprochen.

Laudon's Rückzug nach der Schlacht bei Roßbach, in welcher er nicht im Stande war, helfend einzugreifen, da die Franzoſen allzuſchnell davon liefen, war ein Meiſterſtück, dem Friedrich ſein höchſtes Lob nicht verſagen konnte.

Galt auch Laudon bereits bei Freund und Feind als geſchickter und glücklicher General, ſo war doch ſeine bisherige Thätigkeit zu eingeſchränkt geweſen, um erfolgreich auf den Gang der Ereigniſſe einwirken zu können. Erſt als er zu Beginn des Feldzuges des Jahres 1758 bei dem in Böhmen ſtehenden Hauptheere unter Daun ein erhebliches ſelbſtſtändiges Kommando erhielt, kam er in die Lage, Unternehmungen größerer Art ausführen zu können.

Die erſte derſelben war der Ueberfall einer großen

Proviant- und Munitionskolonne von nicht weniger als 4000 Wagen, die Friedrich, der Olmütz zu belagern sich anschickte, aus Schlesien von Zieten mit einer Bedeckung von 14,000 Mann zugeführt wurde. Als der ungeheure Zug sich in den Hohlwegen bei Domstadtl befand, brach Laudon aus dem Walde hervor, schlug nach verzweifelter Gegenwehr, wobei Zieten nur mit genauer Noth der Gefangenschaft entging, die Bedeckungsmannschaften und erbeutete fast den ganzen Wagenzug.

Die Folgen dieser kühnen und glücklichen That waren schwerwiegend für Friedrich II. Ohne Proviant und Munition sah er sich genöthigt, die Belagerung von Olmütz aufzugeben und sich nach Böhmen zurückzuziehen. Hier hatte sich der „Abgewiesene" zum ersten Mal wirklich furchtbar gemacht.

Bald sollte er noch vernichtender auftreten. Wir sprechen von dem berühmten Ueberfall bei Hochkirch.

Friedrich, nach Schlesien zurückgekehrt, hatte in sehr ungünstiger Stellung, der fast dreifach stärkeren österreichischen Armee unter Daun gegenüber, ein Lager bei Hochkirch bezogen. Es gelang Laudon, Daun, auf dessen allzugroße Vorsicht und Schwerfälligkeit Friedrich baute, zu einem Ueberfall des preußischen Lagers zu bewegen, wozu er den Plan sorgfältig ausgearbeitet hatte. Dieser Ueberfall wurde in der Nacht des 14. Oktober 1758 höchst geschickt und so erfolgreich ausgeführt, daß er den König dem Untergang nahe brachte. An fünf verschiedenen Stellen gleichzeitig angegriffen, vermochten die aus dem Schlafe aufgeschreckten Preußen sich nicht zu sammeln und geordnet zu kämpfen, so daß ein allgemeines Gemetzel entstand, in dem Kolben und Bajonette eine viel größere Rolle spielten, als die Schußwaffe. Wahre Wunder der aufopferndsten Tapferkeit wurden preußischer Seits vollführt; aber sie konnten die völlige Niederlage nicht abwenden. Prinz Fer-

dinand von Braunſchweig und Marſchall Keith fielen, und Friedrich der Große ſelbſt war in Gefahr, in Gefangenſchaft zu gerathen. Sein Verluſt betrug 8000 Mann, 100 Kanonen und das ganze Lagergeräth. Doch verlor er deshalb den Muth nicht und behielt Geiſtesfreiheit genug, um den General Goltz mit den ſcherzenden Worten zu begrüßen: „Man hat uns heute Nacht nicht höflich geweckt, mein lieber Goltz," worauf der General erwiederte: „Wer ſich am Tage nicht ſprechen läßt, zu dem pflegt man Nachts zu kommen."

Zum zweiten Mal hatte der „Abgewieſene" den König zum Rückzug genöthigt.

Den verhängnißvollſten Schlag jedoch ſollte Laudon erſt im folgenden Jahre, 1759, gegen ihn führen, indem er einen bereits erkämpften Sieg in eine Niederlage verwandelte.

Mit 48,000 Mann ſtand Friedrich den verbündeten Oeſterreichern und Ruſſen mit zuſammen 60,000 Mann, unter Laudon und Soltikoff, in der Nähe von Kunersdorf bei Frankfurt an der Oder gegenüber und griff die Letzteren am Mittag des 12. Auguſt mit ſo glücklichem Erfolge an, daß er bereits um zwei Uhr den Sieg nach Berlin und Schleſien melden konnte. Doch das Blatt ſollte ſich ſchrecklich wenden. Kaum waren die Siegesboten fort, da brach Laudon mit ſeinen Oeſterreichern aus dem ſogenannten Kuhgrunde, der von nun an Laudonsgrund heißt, hervor, griff die bereits erſchöpften Preußen mit unwiderſtehlichem Ungeſtüm an, und brachte ſie überall zum Zurückweichen, das ſchließlich in wilde Flucht ausartete.

„Gibt es denn keine Kugel für mich?!" rief Friedrich verzweifelnd.

„Nie habe ich die preußiſche Armee in einem ſolchen Zuſtande geſehen," ſagte General Tempelhof. „Kaum 8000 Mann von den 48,000 vermochte der König am nächſten Tage zu ſammeln."

Digitized by Google

„Alles ist verloren, ich kann Berlin nicht schützen, retten Sie die königliche Familie," schrieb er an den Minister Grafen Finkenstein. Nie war Friedrich der Große so entmuthigt gewesen, und wenn es ihm dennoch gelang, der verzweifelten Lage eine günstigere Wendung zu geben, so war hiervon, neben seinem Genie, die unbegreifliche Unthätigkeit der Feinde, die er „ein wahres Wunder von Glück" nannte, die Ursache. Soltikoff war nicht nur nicht zur Verfolgung zu bewegen, sondern versagte als Oberbefehlshaber auch Laudon, dem eigentlichen Sieger, die Ermächtigung dazu.

Das Charakteristische dieser drei großen Erfolge Laudon's, der die wirksamen Mittel des „kleinen Krieges" auf den großen mit Glück und Geschick zu übertragen verstand, war das plötzliche unerwartete Erscheinen, die Ueberraschung. Auch seine nächste That, der Ueberfall des tapferen Generals Fouquet, der mit 13,000 Mann ein festes Lager bei Landshut bezogen hatte, und dessen Korps dabei fast ganz aufgerieben wurde, legte Zeugniß dafür ab, nicht minder die Ueberrumpelung der Festungen Glatz und Schweidnitz.

Nur einmal sollte es Laudon vergönnt sein, sich allein und bei ziemlich gleichen Kräften — je 30,000 Mann — in offener Feldschlacht mit dem zu messen, der seine Dienste einst verschmäht hatte. Wenn es aber im ersten Morgengrauen des 15. August 1760 bei Liegnitz, anstatt des von Laudon geplanten und von Daun gebilligten Ueberfalles nach dem Muster von Hochkirch, zu einer Schlacht kam, so war daran nur Friedrich's Wachsamkeit schuld, die in den „Sack", in dem die Oesterreicher die preußische Armee bereits gefangen zu haben glaubten, „ein Loch" gemacht hatte. Laudon fand zu seiner nicht geringen Ueberraschung die Preußen, anstatt schlafend im Lager, in Schlachtordnung sich gegenüber und sah sich nach zweistündigem heißen Kampfe zum Rückzug genöthigt, von dem Friedrich be-

wundernd zu ſeinen Generalen ſagte: „Sehen Sie, meine Herren, von Laudon kann man retiriren lernen.“ Eine nicht geringe Genugthuung aber mochte es für den König ſein, den Mann mit der „fatalen Phyſiognomie“ hier nochmals gründlich abgewieſen zu haben.

Bald darauf, in der Nacht des 1. Oktober 1761, rächte ſich Laudon für dieſen Mißerfolg durch die bereits erwähnte Ueberrumpelung der wichtigen Feſtung Schweidnitz. Kaum glaublich will es erſcheinen, daß ihm dafür faſt der Prozeß gemacht wurde, weil er — nicht vorher den Hofkriegsrath in Wien um Erlaubniß dazu gebeten hatte.

Dies war Laudon's letzte That von Bedeutung im ſiebenjährigen Kriege, der, wie bereits geſagt, ohne ihn ſchwerlich eine ſo lange zeitliche Dauer gehabt haben würde, denn er, der Abgewieſene, war der einzige, Friedrich einigermaßen ebenbürtige Feldherr, und ſeine Erfolge würden ſicherlich noch bedeutender geweſen ſein, wenn er freie Hand gehabt und nicht faſt immer in hemmender Abhängigkeit ſich befunden hätte.

Friedrich der Große hat den Leiſtungen Laudon's, ſo nachtheilig ſie auch für ihn waren, ſtets volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Einige ſeiner anerkennenden Aeußerungen haben wir bereits angeführt. Später ſagte er einſt in einem Kreiſe von Generalen: „Wir Alle haben Fehler gemacht, nur mein Bruder Heinrich und Laudon nicht.“

Als er 1769 den Beſuch des nachmaligen Kaiſers Joſeph II. in Neiße empfing, überhäufte er Laudon, der ſich in deſſen Gefolge befand, mit Lobſprüchen und Auszeichnungen.

„Zu mir, zu mir, mein Herr Feldmarſchall!“ rief er, da Laudon ſich in ſeiner Beſcheidenheit am anderen Ende der Tafel niederſetzen wollte, „ich ſehe Sie lieber neben mir, als mir gegenüber.“ Und ſpäter ließ er den Mann, für den er einſt keine Schwadron gehabt, neben ſich ſitzen.

Digitized by Google

Auch beſchenkte er ihn mit zwei herrlichen Pferden nebſt prächtigen Schabracken.

Nach den Anſtrengungen des ſiebenjährigen Krieges ſollte ſich der Held einer langen Ruhezeit erfreuen, die er meiſtens an der Seite ſeiner Gattin auf ſeinem ihm von der Kaiſerin geſchenkten Gute in Böhmen zubrachte.

Im Jahre 1763 lernte Laudon in Karlsbad den Dichter Gellert kennen, und bald verband innige Freundſchaft die beiden Männer, deren Beruf ein ſo verſchiedener war. Eine vorzügliche Charakteriſtik des großen Feldherrn als Menſchen gibt ein Brief Gellert's aus Karlsbad, aus welchem wir einige Stellen wiedergeben. Er ſchreibt:

„Eine meiner erſten und liebſten Bekanntſchaften war der General Laudon, ein Mann von beſonderem Charakter: ernſthaft, beſcheiden, halb traurig, faſt wie ich, der wenig, aber richtig und wahr redete, nichts von ſeinen Thaten, wenig vom Kriege ſprach, aufmerkſam zuhörte und in ſeinem ganzen Betragen die gefällige Einfachheit und Anſtändigkeit zeigte, die in ſeinen Reden herrſchte. Er wurde nur nach und nach vertraulich gegen mich.

‚O!‘ ſagte er einmal, ‚ich käme gern oft zu Ihnen, aber ich weiß nicht, ob Sie mich haben wollen.‘ Ein anderes Mal fing er an: ‚Sagen Sie mir nur, Herr Profeſſor, wie es möglich iſt, daß Sie ſo viele Bücher haben ſchreiben können und ſo viel Munteres und Scherzhaftes? Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie ſo anſehe.‘

‚Das will ich Ihnen wohl ſagen,‘ antwortete ich. ‚Aber ſagen Sie mir erſt, Herr General, wie es möglich iſt, daß Sie die Schlacht bei Kunersdorf haben gewinnen und Schweidnitz in einer Nacht einnehmen können? Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie ſo anſehe.‘

Damals habe ich ihn das erſte Mal lachen ſehen, ſonſt lächelte er nur. Ich habe aus ſeinem Munde nichts als Gutes gehört und immer gemerkt, daß er religiös war.

Ich mußte ihm eine kleine Bibliothek aufſetzen, denn das war ſein Kummer, daß er nicht ſtudirt hatte. Aber ſein natürlicher ſcharfer Verſtand und ſeine große Aufmerkſamkeit auf Alles erſetzte bei ihm den Mangel der Wiſſenſchaften."

Im bayriſchen Erbfolgekriege 1778 wurde Laudon zum Hauptkommandirenden in Böhmen ernannt. Doch wurde der Streit, ohne daß es zu ernſtlichen Kämpfen gekommen wäre, durch Unterhandlungen beigelegt.

Noch in den letzten Jahren ſeines Lebens erwarb ſich der alte Held in den Kriegen gegen die Türkei 1788 und 1789, namentlich durch die Eroberung von Belgrad, neue Lorbeeren. Als aber England und Preußen, die den Untergang des türkiſchen Reiches nicht dulden wollten, mit der Pforte ein Bündniß abſchloſſen, wurde Laudon zum Generaliſſimus des gegen Preußen beſtimmten Heeres ernannt, ſtarb jedoch, von plötzlicher Krankheit befallen, während der Vorbereitungen zum Feldzuge zu Neutitſchein in Böhmen am 14. Juli 1790 im 74. Lebensjahre, tief betrauert von ſeinem Kaiſer, Leopold II., von der Armee und vom ganzen öſterreichiſchen Volke. Er war im beſten Sinne des Wortes ſo populär, wie es ſeine großen Verdienſte und ſein edler, ſchlichter Charakter verdienten.

Das Wachsthum des Menschen.

Physiologische Skizze.

Von

Theo Seelmann.

(Nachdruck verboten.)

Alle Eltern beobachten die körperliche Entwickelung der Kinder mit größtem Interesse, und es erfüllt sie mit Freude zu sehen, wie die Kleinen wachsen und gedeihen. Und in der That bietet auch unter normalen Verhältnissen das Wachsthum des Menschen genug des Anziehenden.

Wenn wir ein neugeborenes Kind betrachten, so fällt uns sofort die Größe des Kopfes und die Länge der Arme und Beine auf, dagegen ist der Rumpf im Verhältniß zur Körpergröße ziemlich klein. Aber schon in den ersten Wochen vollzieht sich hier eine bedeutende Veränderung, denn der Rumpf nimmt allmälig an Größe zu. Das Wachsthum des Rumpfes nach der Geburt offenbart uns ein Gesetz, das sich bei der Entwickelung des Körpers an allen Gliedern wiederholt. Alle Organe wachsen nämlich desto stärker, je mehr sie thätig sind. Mit dem Eintritt des Kindes in das Leben beginnt aber eigentlich erst die Thätigkeit des Rumpfes, ja, man kann sagen, der Rumpf allein führt die Arbeit des kindlichen Körpers in den ersten Lebensjahren aus. Besteht doch die Arbeit, die der kindliche Körper anfänglich leistet, ausschließlich in der Nahrungs-

aufnahme, und erst ziemlich spät finden Arme und Beine Verwendung. Nach der Geburt muß das Kind sofort für seine Athmung selbst sorgen, die Lungen beginnen zu arbeiten, die Brustwände dehnen sich aus; ebenso werden die Verdauungsorgane in Thätigkeit versetzt, die sich von Tag zu Tag steigert, und die Folge dieser mannigfachen Arbeit ist das Wachsthum der Hülle, die alle die in Betracht kommenden Organe umgibt, des Rumpfes. Daher kommt es, daß der Rumpf in den ersten Lebensjahren einen auffallenden Vorsprung vor dem Wachsthum der Arme und Beine gewinnt, so daß sie im Verhältniß zur Gesammtkörpergröße bald kürzer erscheinen, als gleich nach der Geburt, obwohl auch sie stetig an Länge zunehmen.

Das Verhältniß ändert sich erst wieder nach dem dritten Jahre. Vom dritten bis sechsten Jahre erreicht der Arm mit der Hand die Länge des Rumpfes. Bis dahin ist das Bein noch kürzer als der Arm, jetzt aber beginnt auch das Bein zu wachsen, so daß Arme und Beine bis zum zehnten Jahre ungefähr gleich lang sind. Nun aber zeigt sich ein Unterschied in der Wachsthumskraft beider Glieder, denn das Bein fährt in seiner Wachsthumsbeschleunigung fort, während der Arm in seiner Entwickelung zurückbleibt. Beim Erwachsenen übertrifft schließlich das Bein den Rumpf an Länge um 34 Prozent, während ihn der Arm mit der Hand nur um 24 Prozent übersteigt.

Weder Arm noch Bein wachsen aber in ihren Theilen gleichmäßig. In den ersten vier Lebensjahren ist es bei der oberen Extremität namentlich der Oberarm, der sich durch schnelles Wachsthum auszeichnet, während der Unterarm mehr zurückbleibt. Nach dieser Zeit wechselt das Verhältniß. Nun nimmt der Unterarm ein schnelleres Wachsthum an, und der Oberarm entwickelt sich langsamer.

Aehnlich steht es beim Bein. Bis zum zweiten Lebensjahre behalten Oberschenkel und Unterschenkel annähernd

daſſelbe Längenverhältniß zu einander. Mit dem dritten Lebensjahre beginnt aber ein geſteigertes Wachsthum des Oberſchenkels, ſo daß etwa im neunten Lebensjahre der Oberſchenkel den Unterſchenkel am meiſten an Länge übertrifft. Dann beſchleunigt auch der Unterſchenkel ſein Wachsthum, er wird länger und länger, ſo daß er ſich der Länge des Oberſchenkels mehr und mehr nähert.

Am raſcheſten erfolgt das Wachsthum eines Kindes unmittelbar nach der Geburt. Das Neugeborene wächst im Verlauf des erſten Jahres ungefähr 20 Centimeter. Bis zum Alter von vier bis fünf Jahren nimmt das jährliche Wachsthum allmälig ab, ſo daß es während des zweiten Lebensjahres nur noch die Hälfte des erſten, und während des dritten Jahres nur noch den dritten Theil beträgt. Vom vierten bis fünften Jahre geht das Wachsthum bis zum ſechzehnten Jahre beinahe regelmäßig vor ſich. Quételet fand als Maß der jährlichen Zunahme für den männlichen Belgier etwa 56 Millimeter. Betrachtet man die jährliche Zunahme im Verhältniß zur Körperlänge, ſo ergibt ſich, daß das Kind im erſten Lebensjahre um zwei Drittel ſeiner Größe wächst, während des zweiten um ein Siebentel, während des dritten um ein Elftel, während des vierten um ein Vierzehntel, während des fünften um ein Fünfzehntel und während des ſechsten um ein Achtzehntel. Es wird alſo im Verhältniß die Zunahme von der Geburt an immer geringer.

An Gewicht ſind die Knaben ſchon bei der Geburt durchſchnittlich ſchwerer als die Mädchen. Das Durchſchnittsgewicht eines Knaben beträgt 3,2 Kilogramm, während ein Mädchen 3,1 Kilogramm wiegt. Auch entwickeln ſich die Knaben kräftiger als die Mädchen. Im erſten Jahr wiegt der Knabe ſchon 9,0, das Mädchen aber nur 8,6 Kilogramm. Im ſechsten Jahre iſt der Knabe mit 17,8 Kilogramm um 1 Kilogramm ſchwerer als das Mädchen. Um

das vierzehnte Jahr herum ist das Gewicht Beider mit 37 Kilogramm annähernd gleich. Dann aber überholt der Knabe wieder das Mädchen. So verhalten sich wenigstens die Gewichtsverhältnisse bei deutschen Kindern.

Aehnliche Ergebnisse liefern die Untersuchungen, die an belgischen Kindern angestellt wurden. Hier beträgt der Unterschied des Gewichts zwischen dem ersten und elften Jahr 1 bis 1½ Kilo, um das zwölfte Jahr herum wiegen die Individuen beiderlei Geschlechts ungefähr gleich viel, zwischen dem sechzehnten und zwanzigsten Jahr ist der Jüngling aber wieder um 8 bis 9 Kilogramm schwerer als die Jungfrau.

Die Grenze des Wachsthums liegt bei den verschiedenen Nationalitäten in verschiedenen Jahren. Am ehesten scheint das Wachsthum bei den Deutschen aufzuhören. Besonders interessant hierfür sind die Untersuchungen des amerikanischen Arztes Gould, der während des amerikanischen Befreiungskrieges über eine Million Männer von 17 bis 35 Jahren maß, die den verschiedensten Nationen entstammten. In der Gesammtzahl dieser Messungen fällt die Zeit der größten Körperlänge auf die Lebensjahre vom 31. bis 34., also viel später, als man gewöhnlich annimmt. Ganz anders aber wird das Bild, wenn man die einzelnen Nationalitäten auf die Wachsthumsgrenze ansieht. Gould fand, daß bei den Irländern das Wachsthum mit dem 34., bei den Engländern mit dem 29., bei den Schotten mit dem 28., bei den Franzosen, Belgiern und Schweizern mit dem 27., bei den Skandiaviern mit dem 25. und bei den Deutschen schon mit dem 23. Lebensjahr beendet ist.

Derselbe Gelehrte kommt zu der Ansicht, daß bei den nordamerikanischen Männern das Wachsthum etwa um das 20. Lebensjahr plötzlich bedeutend nachläßt. Trotzdem setzt sich aber die Größenzunahme ununterbrochen bis in das 23. Lebensjahr fort. Für ein bis zwei Jahre nachher

bleibt die mittlere Körpergröße nahezu dieselbe. Darauf zeigt sich wieder ein schwaches Wachsthum, das sich fortsetzt, bis die volle Körpergröße erreicht ist.

Das weibliche Geschlecht ist durchschnittlich in jeder Periode des Lebens kleiner als das männliche. Das Weib wächst langsamer als der Mann, scheint aber sein Wachsthum länger auszudehnen. Der ausgewachsene Mann unterscheidet sich vom ausgewachsenen Weibe dadurch, daß sein Rumpf im Verhältniß zu seiner Körpergröße etwas kürzer ist, als beim Weibe. Dagegen sind seine Arme und Beine, Hände und Füße im Verhältniß zur Körpergröße und Rumpflänge länger als die des Weibes. Auch sind seine Beine gegenüber seinen Armen, und seine Unterarme und Unterschenkel verglichen mit den Oberarmen und Oberschenkeln etwas länger als die gleichen Körpertheile des Weibes. Will man daher das Verhältniß in der Körpergestaltung der beiden Geschlechter kurz zusammenfassen, so kann man sagen, die männlichen Körperproportionen nähern sich mehr dem vollen Urbild menschlicher Körperentwickelung, während der Körper des Weibes mehr auf einer kindlichen Entwickelungsstufe stehen bleibt.

Mit dem Alter tritt wieder eine Abnahme der Körperlänge ein. Zuerst erfolgt die Abnahme kaum merklich, dann nimmt sie mehr und mehr zu, so daß sie an der Grenze des Greisenalters gegen 7 Centimeter betragen kann.

Wenden wir uns jetzt zu den Gewichtsverhältnissen. Der Mann erreicht im Durchschnitt sein größtes Gewicht um das vierzigste Lebensjahr und fängt mit sechzig Jahren an abzunehmen. Bei der Frau steigt das Gewicht zwischen dem achtzehnten und vierzigsten Jahr nur unbedeutend, ihr größtes Gewicht erreicht sie meist erst um das fünfzigste Lebensjahr. Auch wiegt bei gleichem Wuchse das Weib etwas mehr wie der Mann, so lange er unter 1,3 Meter groß ist, später wiegt es etwas weniger.

Digitized by Google

Mayer hat die verschiedenen Berufsarbeiter nach der Schwere und Größe geordnet und folgende Reihenfolge aufgestellt. Am größten und schwersten fand er die Bierbrauer und Büttner, denen sich die Zimmerleute anschlossen. Darnach kamen die Metzger, Bäcker, die kopfarbeitenden Berufe, Maurer, Schlosser und Schmiede, Weber, Schuhmacher, Handlungsdiener und Kellner, Schreiner und Drechsler und zuletzt die Schneider.

Der schon mehrfach erwähnte amerikanische Gelehrte Gould hat auch eine Statistik über die Mittelgröße erwachsener Personen aus den verschiedenen Nationalitäten aufgestellt. Er fand, daß die Bewohner der nordamerikanischen Unionsstaaten beträchtlich größer sind als die der europäischen Staaten. Nach den Nordamerikanern sind die Schotten und Skandinavier am größten, dann folgen Irländer und Engländer und zuletzt Deutsche und Franzosen.

Das Verhältniß der Körpergröße zum Körpergewichte hat man als Größen-Gewichtsverhältniß bezeichnet, indem man im Mittel berechnete, wie viel Gramm Körpergewicht auf je 1 Centimeter Körpergröße kommt. Bei den Europäern schwanken die gewonnenen Verhältnisse zwischen 366 Gramm bei den Engländern und 382 bei den Skandinaviern. Die Skandinavier haben demnach bei gleicher Körpergröße mehr Masse, sind also dicker. Zwischen ihnen stehen die Deutschen, bei denen 376 Gramm Körpergewicht auf 1 Centimeter Körpergröße fallen. Den Engländern am nächsten stehen die Franzosen, Irländer und Schotten, während die Nordamerikaner den Deutschen ähneln. Nur 364 Gramm zeigen die Spanier, Portugiesen und spanische Südamerikaner.

Um zu erkennen, in wieweit die Beschäftigungsart auf den Entwickelungsgang und die Wachsthumsverhältnisse einen Einfluß ausübt, hat man die Bevölkerung in drei Grupen, in ländliche oder städtische Arbeiter, in Matrosen und in

Angehörige der nicht mechaniſch arbeitenden Stände getheilt. Die ländlichen oder ſtädtiſchen Arbeiter arbeiten hauptſächlich mit den Armen, die Angehörigen der ſtudirten Stände ſtrengen faſt nur im Gehen die unteren Gliedmaßen an, während die Matroſen von Jugend an Arme und Beine gleichmäßig gebrauchen müſſen. Es läßt ſich daher erwarten, daß bei der erſten Gruppe die oberen Gliedmaßen mehr entwickelt ſind, bei der zweiten mehr die Schenkel, bei den Matroſen aber Arme und Beine gleichmäßig.

Die Unterſuchungen ergeben nun, daß ſich bei den Handarbeitern ein auffälliger Unterſchied zwiſchen der oberen und unteren Körperhälfte zeigt. Jene iſt außerordentlich entwickelt, dieſe aber ziemlich mangelhaft. Die Angehörigen der ſtudirten Stände beſitzen einen verhältnißmäßig langen Rumpf, aber etwas kurze Arme und Beine. Die Matroſen dagegen fallen durch die außerordentliche Länge ihrer Arme und Beine im Verhältniß zum Rumpf auf, der für die Körpergröße ſehr kurz iſt.

Vergleicht man die drei Arbeitsklaſſen miteinander, ſo hat der Handarbeiter längere Arme als der Matroſe und der Gelehrte. Der Studirte aber hat längere Beine als der Handarbeiter. Er aber wird wieder vom Matroſen übertroffen. Gegenüber der Körperform des Matroſen muß daher diejenige der nicht mechaniſch arbeitenden Menſchen als eine Entwickelungsſtufe angeſehen werden, die niedriger als die des Seemanns iſt. Die zu kurzen Arme mit den etwas längeren aber immer noch zu kurzen Beinen nähern den Körper der Gelehrten der weiblichen Körpergeſtalt. Die Körperform der Handarbeiter nimmt zwiſchen beiden eine Mittelſtellung ein.

Innerhalb der Kulturraſſe der Völker europäiſcher Abſtammung laſſen ſich unter den Erwachſenen drei ſcharf ausgeprägte Formen unterſcheiden: erſtens das Weib, dann die Angehörigen der nicht mechaniſch arbeitenden Stände

und schließlich die mit allen ihren Arbeitsorganen in angestrengter Weise arbeitenden Männer. Die letzte Klasse darf, so lange nicht eine Ueberarbeitung stattfindet, als die vollkommenste Ausbildung des menschlichen Körpers gelten. Bei den Angehörigen dieser Gruppe ist der Rumpf verhältnißmäßig kurz, Brust und Becken breit, Arme und Beine sind im Ganzen und ihren Theilen lang, das Fußgewölbe ist hoch, die Muskulatur des Unterarms und Unterschenkels ist dick, der Oberschenkel dagegen schlank. Diese Körperform entfernt sich daher am weitesten von den kindlichen Körperverhältnissen, und wir haben sie deshalb für die höchste Naturform anzusehen.

Bei den Angehörigen der gelehrten Stände, die der Ausarbeitung ihres Körpers durch ihren Beruf entzogen werden, werden sich die Einflüsse der Kultur im guten und schlechten Sinne am meisten geltend machen. Man wird daher ihre Körperform, die sich durch einen langen Rumpf, kurze Gliedmaßen und großen Kopfumfang auszeichnet, mit vollem Recht als die höchste Kulturform bezeichnen können.

Wenn wir nach diesen Gesichtspunkten die verschiedenen Nationalitäten betrachten, so nähern sich die Spanier und Engländer der Kulturform durch den verhältnißmäßig längsten Rumpf und die kürzesten Arme und Beine am meisten, Deutsche und Skandinavier entfernen sich durch den kürzesten Rumpf, die längsten Arme und Beine am meisten von ihr, während die Franzosen genau die Mitte einnehmen. Dabei ergibt sich eine ganz bestimmte Beziehung zwischen den Körpertheilen. Der längere Arm bedingt einen kürzeren Rumpf und ein längeres Bein, der kürzere Arm dagegen einen längeren Rumpf und ein kürzeres Bein. Dieselben Verhältnisse wiederholen sich an den einzelnen Theilen der oberen und unteren Gliedmaßen. Das kürzeste Bein hat den kürzesten Unterschenkel, das längste Bein den

Digitized by Google

längſten Unterſchenkel. Ebenſo hat der kürzeſte Arm den kürzeſten, und der längſte Arm den längſten Unterſchenkel.

Auch zwiſchen der Körpergröße und der Breite und dem Umfang zeigt ſich eine beſtimmte Beziehung. Unterſetzte Perſonen haben im Allgemeinen verhältnißmäßig die breiteſten Schultern und das breiteſte Becken, ſowie den größten Umfang in der Bruſt und der Taille, dagegen ſind bei ſehr großen und ſehr kleinen Individuen die Maße für Breite und Umfang geringer.

Wenn ein Gegenſatz zwiſchen einer Kulturform und einer Naturform wirklich vorhanden iſt, ſo muß er ſich auch bei den außereuropäiſchen Kulturvölkern vorfinden. Aus den geſammelten Beobachtungen ergibt ſich nun in der That, daß die aſiatiſchen Kulturvölker, wie die Chineſen und Siameſen, ſich durch Arme und Beine ſowie durch einen verhältnißmäßig großen Kopfumfang der europäiſchen Kulturform anſchließen. Am beſten ſind wir über die Körperverhältniſſe der Japaner unterrichtet. Bei ihnen iſt die Kulturform ſogar noch ſchärfer ausgeprägt als bei den Europäern. Und dies iſt ganz natürlich, denn die Japaner ſind, wie wir wiſſen, ein viel älteres Kulturvolk als die meiſten europäiſchen Völker.

Der Rumpf der Japaner iſt ſehr lang, verhältnißmäßig weit länger als beim Europäer. Wenn eine Anzahl Japaner und Europäer zuſammenſitzen, ſo ſind ſie meiſt faſt ganz gleich groß, ſtehen ſie aber, ſo ragen die Europäer um einen halben Kopf oder mehr hervor. Beim Europäer iſt die Höhe des Beines ſtets weit größer als die Hälfte der Körperlänge, beim Japaner kleiner. An der Kürze des Beines nehmen Oberſchenkel und Unterſchenkel Theil. Wir haben alſo hier die ausgeſprochene Kulturform.

Dagegen zeigen die Naturvölker, die ihre Körperkräfte nach allen Richtungen hin unausgeſetzt bethätigen, wie zu erwarten iſt, die Naturform. Die Hottentotten, Patagonier,

Fidschi-Insulaner, Sudanesen, Polynesier, Kanaken, Amboinesen, Kaffern und Kongoneger sind langarmig.

Die Wachsthumsverhältnisse stehen ohne Zweifel in einer ganz bestimmten Beziehung zum Wohnort des Menschen. Für diese Annahme sprechen namentlich die Beobachtungen, die in Nordamerika gesammelt worden sind. So hat die eingewanderte weiße Bevölkerung, die sich ja doch aus den verschiedensten Nationalitäten zusammensetzte, allmälig genau die Größe der Urbevölkerung angenommen. Dasselbe ist der Fall mit den Negern, auch sie haben sich dem Maß der Eingeborenen genähert. Das Land hat daher aus den eingewanderten Elementen eine neue, den nordamerikanischen Indianern ähnliche Rasse gebildet. Die Einwanderer werden in den folgenden Generationen größer als in ihrem alten Heimathlande, und die Zeit des Wachsthums verlängert sich.

Am besten wird der Einfluß des Landes auf das Wachsthum gekennzeichnet durch die in Amerika eingewanderten Irländer, deren Wachsthum ungefähr ebenso lange als das der Nordamerikaner dauert. Die noch im Wachsthum begriffenen Irländer bleiben zwar kleiner als die Nordamerikaner, dagegen werden sie in den Staaten am größten, wo auch die Nordamerikaner am größten sind, in den Staaten aber, wo auch die Nordamerikaner kleiner sind, bleiben auch die Irländer entsprechend kleiner.

Von merklicher Bedeutung für das Größenwachsthum ist ohne Zweifel das Gebirge. Bei demselben Volksstamm sind die Bewohner der Höhen in der Mehrzahl größer als die Bewohner der vorgelagerten Landstriche. Hier ist der Einfluß erklärlich. Das fortwährende Steigen regt das Wachsthum der unteren Gliedmaßen an, so daß sich daraus für den Körper ein größeres Längenmaß ergibt.

Auch scheint die Vermischung der einzelnen Völkerstämme das Wachsthum zu beeinflussen. Wenigstens sind

in Europa die reinsten Stämme germanischen und keltischen Blutes, die Skandinavier und die Schotten, größer als die mehr gemischten Engländer, Franzosen und Deutschen.

Tief eingreifend wirken in die Wachsthumsvorgänge auch die sozialen Verhältnisse, wie sie sich am klarsten ausdrücken, wenn man eine ackerbauende mit einer industriellen Bevölkerung vergleicht. Hat man doch für die städtische Bevölkerung eine geringere Körpergröße festgestellt als für die Landbevölkerung. Die moderne Industrie mit ihrer Fabrikarbeit gefährdet Gesundheit und Entwickelung des menschlichen Körpers ungemein. Von wesentlicher Bedeutung für das Körperwachsthum ist ferner die Ernährung. Schlechte Ernährung ist die Ursache der bei den Kindern so häufigen englischen Krankheit. Mit Recht sagt daher der Münchener Anthropolog Bollinger: „Die englische Krankheit oder Rhachitis, die in den höheren Graden neben anderweitigen Folgen die bekannten Säbelbeine der Kinder in den ersten Lebensjahren bedingt, und an welcher in den größeren Städten Europa's beiläufig ein Drittel aller Kinder leidet, hauptsächlich infolge mangelhafter Ernährung, hat zur Folge, daß die damit behafteten Kinder durchschnittlich um ein Fünftel kleiner sind als normale Kinder. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß die relativ geringe Körperhöhe des sonst kräftigen altbayrischen Volksstamms in der Ebene mit der Häufigkeit der Rhachitis in einem gewissen Zusammenhange steht, während im südlichen gebirgigen Theile Altbayerns ebenso wie in Tirol, wo die Muttermilch die vorwiegende Nahrung der Säuglinge bildet, erheblich größere und stattlichere Körperformen angetroffen werden. Für diese Annahme, die für die Beurtheilung der Größenverhältnisse von weittragender Bedeutung ist, spricht die von J. Ranke für Bayern nachgewiesene Thatsache, daß dieselben Bezirke, welche die größte Anzahl von Kleinen aufweisen, auch die größte Kindersterblichkeit

haben. Dieselben sozialen Mißstände, welche die excessive Kindersterblichkeit verschulden, beeinträchtigen auch die Größenentwickelung des Skelettes. Der Einfluß krankhafter Momente auf die Körpergröße tritt hier so deutlich wie möglich zu Tage."

Wie wir sehen, liegt es zum Theil in unserer Hand, das Wachsthum des Körpers anzuregen und zu fördern. Eine zweckmäßige Ausarbeitung aller seiner Theile, eine angemessene Vertheilung von geistiger Thätigkeit und körperlicher Uebung, Aufenthalt in gesunder Luft und eine naturgemäße Ernährung sind die Mittel, die es uns ermöglichen, unserem Körper Gesundheit, Ebenmaß, hohen Wuchs und Schönheit zu verleihen.

Aus der Welt des schönen Scheins.

Bilder von den „weltbedeutenden Brettern“.

Von

Robert Misch.

Mit 13 Illustrationen.

(Nachdruck verboten)

„Hinter den Kulissen!“ Ein Zauberwort, das auf Jung und Alt mit gleicher Kraft wirkt. Was gäbe Mancher darum, während einer Vorstellung hinter die Kulissen einer großen Bühne blicken, die Helden und Heldinnen, die Wunder dieser schönen Scheinwelt in der Nähe betrachten zu dürfen. Wohlgemerkt: hinter die Kulissen eines wirklichen, eines großen Theaters mit seinen Verwandlungs-, seinen Feuer- und Wasserkünsten; denn zwischen den Leinwandfetzen einer Dilettantenbühne hat sich ja fast jeder Städtebewohner schon einmal umhergetrieben.

Wer diesem Drange zum ersten Male Genüge leisten kann, wird anfangs eine große Enttäuschung erleben. Es sieht dort ganz anders aus, als er es sich vorgestellt hat, recht kahl und nüchtern. Schein — alles Schein! Die schönen Paläste, der prächtige Wald: nichts als grell bemalte Leinwand auf rohem Holzgestell! Wer aber Gelegenheit findet, länger und besser zu beobachten, entdeckt des Interessanten genug; gar bald bewundert er die Kunst und die Geschicklichkeit, mit der alle diese Effekte hervorgebracht werden, und

wiederum die Einfachheit, die oft die größten Wirkungen erzielt. Ein ungefähres Bild dieser Wunderwelt zu geben, soweit es der Raum gestattet, dazu sollen diese Zeilen dienen.

Jedes größere Theater zerfällt in drei, ziemlich gleich hohe Theile: in das eigentliche Bühnenhaus, das der Zuschauer größtentheils zu Gesicht bekommt, in die oberirdische Welt, in der die Prospekte hängen, und in die unterirdische der Versenkungen und Geisterwelt. Oberhalb des Bühnenraumes laufen zwei, auch drei offene Gallerien an den Wänden entlang, von denen aus die verschiedenen Hintergründe und Kulissen dirigirt werden. Das Ganze ein Gewirr von Prospekten, Stricken, Ketten und Gerüsten, über welchem sich der eigentliche Schnürboden befindet. Hier laufen diese Stricke und Ketten über Wellen und Räder; hier ist der feste Halt all' der Vorhänge und gemalten Wunder, die sich von oben vor den erstaunten Augen der Zuschauer herabsenken.

Diese Schnürbodenwelt wird natürlich nur bei großen, offenen Verwandlungen, bei Opern, gewissen klassischen und Ausstattungsstücken in Anspruch genommen. Bei Zimmerdekorationen, besonders in modernen Lustspielen, werden auch die Hinterwände vom Boden aus frei aufgestellt und durch festgebohrtes Lattenwerk gestützt. Dieser obere Raum ist so hoch oder noch höher als die Bühne selbst, so daß die großen Hintergründe frei darin hängen können, ohne aufgerollt zu werden. Niedriger ist meist der Versenkungsraum, in den die Geister hinabfahren. Die Vorrichtung dazu entspricht ungefähr einem Fahrstuhl unserer Hotels.

Die Bühne wirkt durch und auf unsere beiden vornehmsten Sinne, Auge und Ohr. Auf das letztere natürlich vor Allem durch das gesprochene Wort, mit dem wir uns hier nicht zu beschäftigen haben. Aber auch in anderer Weise wird das Ohr oft in Anspruch genommen, wobei

Digitized by Google

es sich willig zu allen Täuschungen hergibt, williger als das schärfer beobachtende Auge. Ein Beispiel dafür ist das Klavier- oder Geigenspiel auf der Bühne, das meistens

Der Schnürboden.

auf dem betreffenden Instrument nur „markirt“ wird, während der eigentliche Spieler die Töne hinter den Kulissen hervorbringt. Bei Geräuschen arbeitet die Phantasie des Hörers blitzschnell.

Hinter der Scene wird mit der Peitsche geknallt (mit-

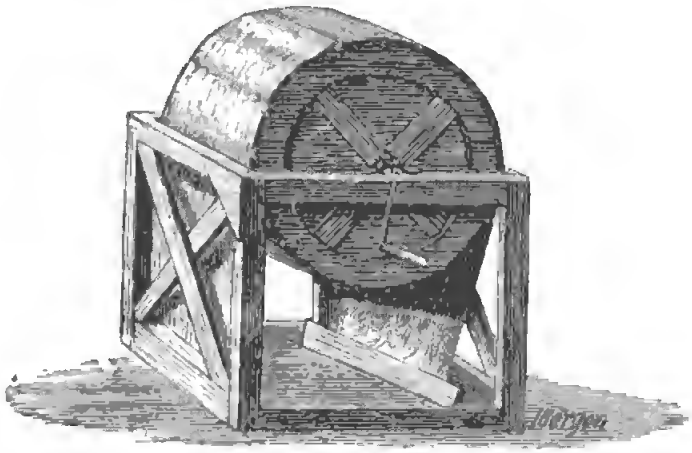
Die Donnertrommel.

telst eines Instrumentes, das einem großen Zirkel gleicht, dessen Schenkel der Inspizient mit Kraft zusammenklappt), und wir sehen im Geiste den Wagen halten, respektive den Schlitten nahen, wenn man ein Schellengehänge schüttelt. Denselben Dienst leistet das Posthorn, dessen allmälig verhallende Töne uns den abfahrenden Wagen vorzaubern, wie das Salvengeknatter eine Schlacht.

Zur Erzeugung verschiedener Geräusche bedient sich die Bühne der verschiedenartigsten Instrumente und Einrichtungen. Interessant ist der „Donnergott", der auf seiner riesigen Pauke den anschwellenden und wieder verrollenden Donner in's Ohr zaubert. Kleinere Bühnen bedienen sich dazu eines geschüttelten Bleches; doch gibt es noch andere

Vorrichtungen, für deren Schilderung uns hier der Raum fehlt.

Das dazu gehörige Regengeräusch bringt man auch auf allerlei Arten hervor, deren einfachste und gebräuchlichste das Schütteln von Erbsen in einem Sieb ist; oder man läßt Sand durch verschiedene Roste laufen oder Erbsen durch ein spiralförmiges Gestell. Wind und Sturm werden durch die sogenannte Windtrommel erzeugt, deren mit Leisten besetzte Walze sich an der darüber straff gezogenen Seide reibt und so das Pfeifen nnd Rauschen der



Eine Windtrommel.

bewegten Luft sehr getreu nachahmt, deren Windstärke man übrigens durch schnelleres oder sanfteres Drehen regulirt. In der Grillparzer'schen „Ahnfrau", wo es darauf ankommt, besonders schauerliche Töne, das Knarren eines Wetterhahns u. s. w. hervorzubringen, habe ich eine geschickt gehandhabte Geige zur Anwendung kommen sehen, ein Kniff, den, glaube ich, die Meininger erfunden haben, die überhaupt in der phantasievollen Ausnützung von akustischen Wirkungen eben so epochemachend waren, wie in der Ausgestaltung der optischen. Es gibt dann noch allerlei Krachmaschinen, mittelst deren man dem Ohre veranschaulicht, wie Häuser oder Felsen einstürzen; es sind dies große Gehäuse, in denen man

Steine und Holzſtücke herunterpurzeln läßt, oder im Großen nachgeahmte „Knarren“, wie ſie im Kleinen die Kinder benutzen.

Dieſe akuſtiſchen Effekte treten aber zurück im Vergleich mit den optiſchen Wirkungen der Scene. Iſt doch die Bühne ſelbſt nur ein großer Guckkaſten, in den wir nach dem Aufzug der Gardine ſtaunend blicken. Heißt es doch Schauſpiel und Schauſpielhaus — nach dem Geſicht, nicht nach dem Gehör, trotzdem uns dieſes das Dichterwort, den Hauptträger der dramatiſchen Kunſt, vermittelt. Aber es iſt auch erſtaunlich, welche Fülle von Schauſtücken aller Art, von maleriſchen Prachteffekten, von Licht- und Feuerwirkungen unſere Bühnentechniker durch die verſchiedenſten Mittel, oft von der einfachſten Art, hervorzuzaubern verſtehen.

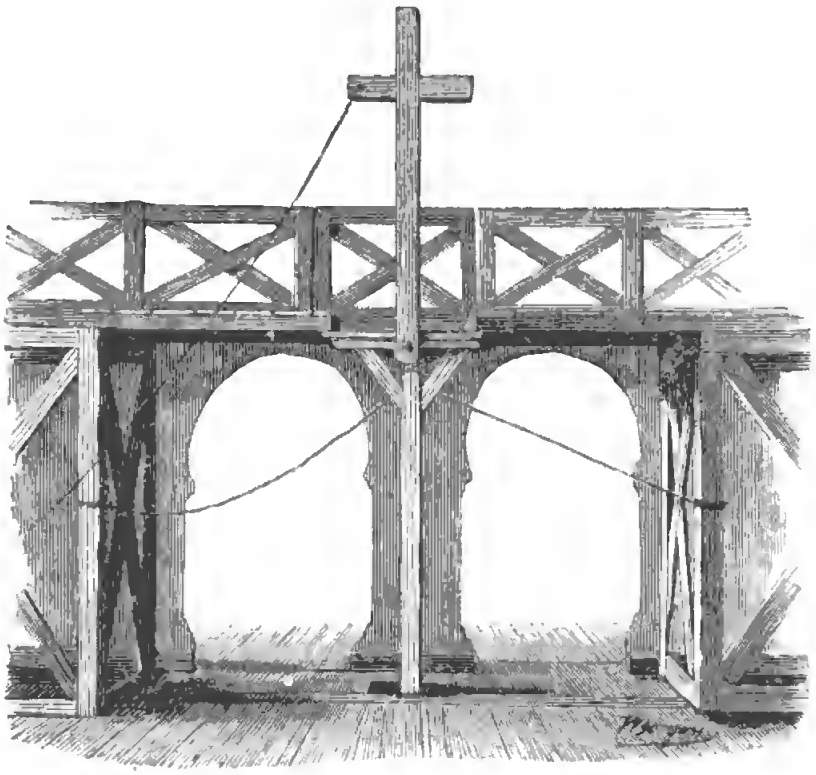
Daß die Kuliſſen im engeren Sinne das hauptſächlichſte Mittel zur Verſinnbildlichung der Scene ſind, iſt ja Jedermann bekannt, ebenſo, daß ſie für gewöhnlich aus Hintergrund und Seitentheilen beſtehen. Daneben gibt es noch Verſatzſtücke aller Art: Gebüſche, Brücken, Geländer, Treppen, Bänke, praktikable Häuſer und Balkone, Bäume u. dergl. mehr, die vor, neben und zwiſchen die Kuliſſen geſtellt, geſetzt oder gelegt werden. Es ließe ſich ein ganzes Buch über die verſchiedenen Gattungen derſelben und über ihre Befeſtigungsarten ſchreiben. Statt deſſen wollen wir nur einige beſonders auffallende Dekorationseffekte in Wort und Bild vorführen.

Die Verwandlungen der Scene finden entweder hinter dem Vorhang in aller Ruhe ſtatt, oder es ſind ſogenannte offene, die ſich blitzſchnell vor den Augen des Publikums vollziehen. In dieſem Fall muß Alles auf's Genaueſte vorbereitet und einſtudirt ſein, damit auf ein gegebenes Klingelzeichen die alten Kuliſſen in die Höhe rauſchen oder in die Tiefe verſinken, die neuen ſich herablaſſen oder ver-

Digitized by Google

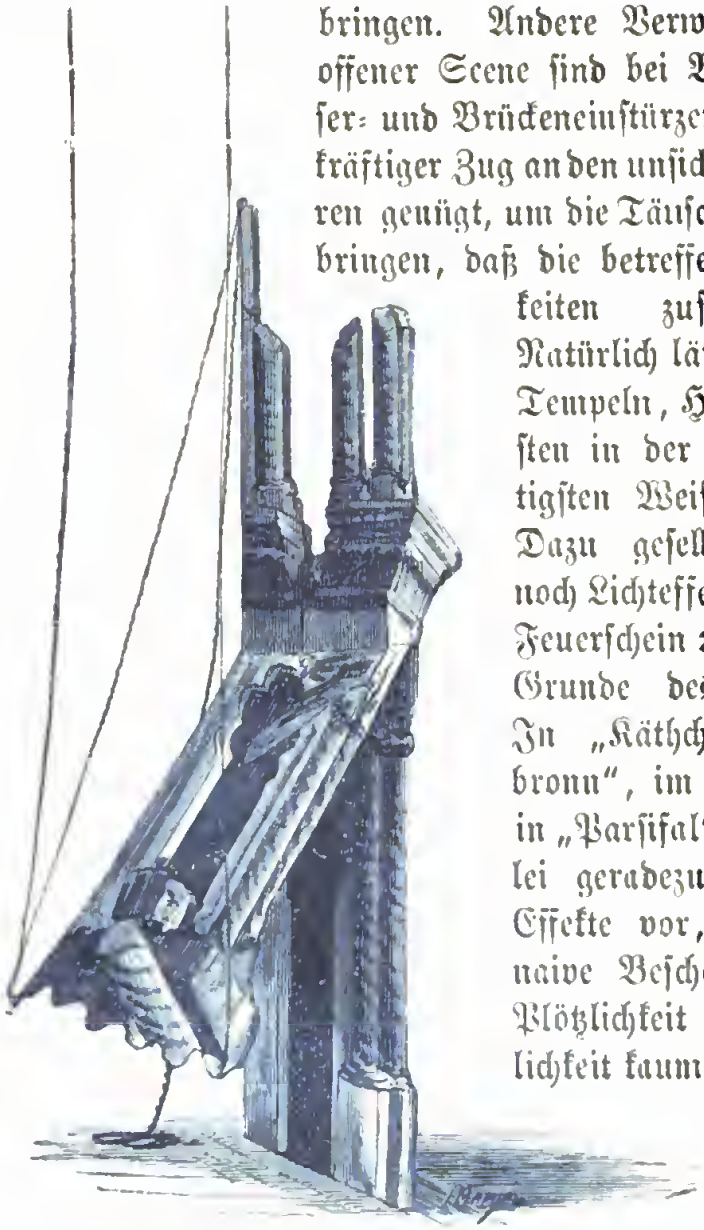
schieben können. In den letzten Jahren verdunkelt man zuweilen die Scene, um dem Zuschauer durch die zu deutliche mechanische Thätigkeit nicht die Illusion zu rauben. Das „Deutsche Theater" Ad. L'Arronge's in Berlin hat davon bei seinen vornehmen Klassiker-Inscenirungen einen häufigeren Gebrauch gemacht.

Als Mittelding zwischen der offenen und geschlossenen



Einsturzbrücke.

Verwandlung kann man die Wandeldekoration bezeichnen, die hauptsächlich bei Feeerien angewendet wird, deren sich jedoch auch Richard Wagner in seinem Schwanengesang, dem Bühnenfestspiel „Parsifal" bedient hat. Der Hintergrund schlingt sich dabei über zwei Walzen zu beiden Seiten der Scene, durch deren Drehung eine Fortbewegung der Bilder erfolgt. Durch Vordergründe, die sich ebenfalls, aber schneller bewegen, kann man die verschiedenartigsten Effekte hervor-



In Ruine zu verwandelndes Haus.

bringen. Andere Verwandlungen bei offener Scene sind bei Bränden, Häuser- und Brückeneinstürzen nöthig. Ein kräftiger Zug an den unsichtbaren Schnüren genügt, um die Täuschung hervorzubringen, daß die betreffenden Baulichkeiten zusammenstürzen. Natürlich läßt sich dies bei Tempeln, Häusern, Palästen in der verschiedenartigsten Weise modifiziren. Dazu gesellen sich dann noch Lichteffekte, Geräusche, Feuerschein ꝛc. je nach dem Grunde des Ereignisses. In „Käthchen von Heilbronn", im „Propheten", in „Parsifal" kommen derlei geradezu verblüffende Effekte vor, die sich der naive Beschauer in ihrer Plötzlichkeit und Natürlichkeit kaum erklären kann. Das Licht in seinen verschiedenen Abstufungen ist eines der wirksamsten Hilfsmittel der scenischen Kunst. Da das Tageslicht ausgeschlossen ist, so ist bekanntlich eine künstliche Beleuchtung der Bühne unter allen Umständen nöthig. Bis tief in das vorige Jahrhundert hinein bediente man sich des Kerzenlichtes, das natürlich die Bühne im Halbdunkel ließ. Es muß — nach unseren modernen Be-

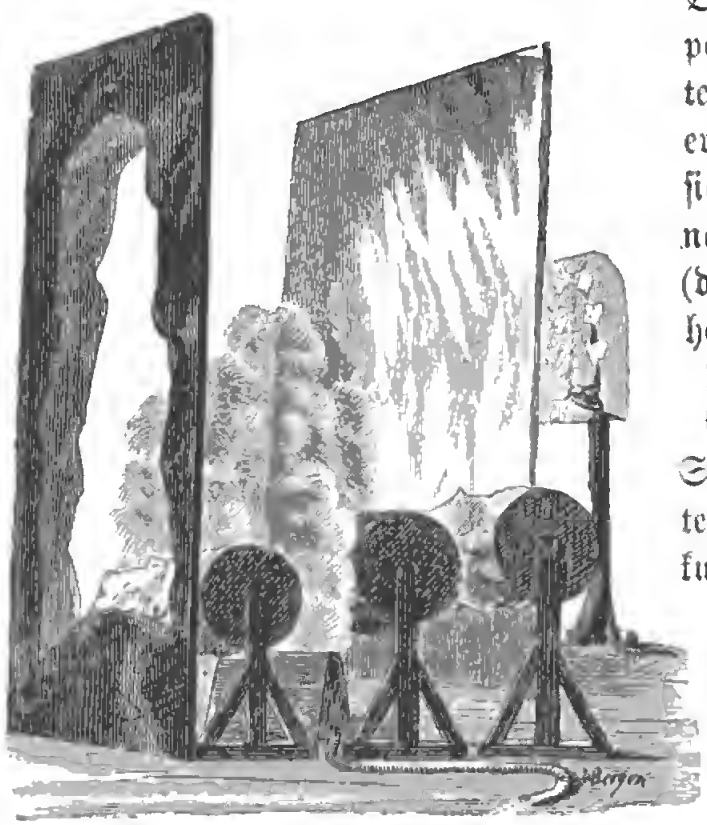
griffen — ein drolliger Anblick gewesen sein, wenn die Lampenputzer bei offener Scene, mitten während der Handlung des Stückes, aus der ersten Kulisse traten und die Rampenlichter „putzten", d. h. die Schnuppen abschnitten; aber das damalige Publikum war daran gewöhnt, war überhaupt phantasiekräftiger als wir Modernen. Zu Shakespeare's Zeiten diente sogar ein Brett mit der Inschrift: „Wald", „Straße", „Rittersaal" zur Versinnbildlichung der Scene.

Aus diesem Grunde erklären sich auch die zahllosen Verwandlungen in den Stücken des großen Briten und seiner Zeitgenossen. Bis Ende des vorigen Jahrhunderts, noch zur Zeit Schiller's und Goethe's, begnügte man sich mit einer bloßen Andeutung des Kostüms. Ju-

Der Mondwagen.

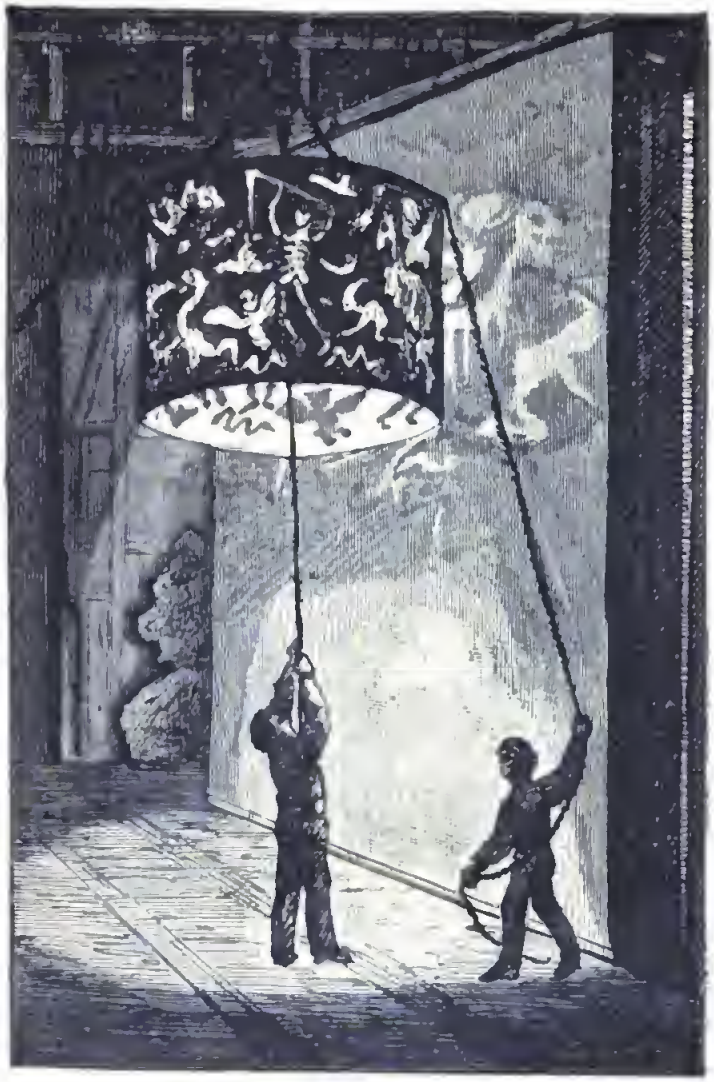
lius Cäſar erſchien im Rokokokleide der Epoche, das ein römiſcher Helm und Mantel für das Publikum in's Antike verwandelte.

Doch zurück zur Bühnenbeleuchtung, die ſpäter durch Oel und Petroleum, dann durch Gas und jetzt zumeiſt durch elektriſches Glühlicht bewirkt wird. Sie zerfällt in Ober-, in Rampen- und in Seitenlicht. Das erſtere befindet ſich in den ſogenannten Soffiten (den von oben herunterhängenden Kuliſſenſtreifen); das Seitenlicht iſt hinter jeder Seitenkuliſſe angebracht. Das Rampenlicht zieht ſich im Halbkreis vorn an der Rampe vor dem Soufleurkaſten um die Bühne. Durch gänzliche Verdunklung und allmälige Erhellung kann man Nacht, Dämmerung und Tag herſtellen. Durch grüne und rothe Gläſer, die ſich vor die Lampen ſchieben, bringt man die verſchiedenſten Beleuchtungseffekte hervor, wie Sonnenauf- und Untergang, Mondſcheinſtimmung u. a. mehr. Die ganze Beleuchtung wird durch einen komplizirten Mechanismus regulirt, der in einem Kaſten neben der erſten Kuliſſe zuſammenläuft. Der Beleuchtungs-



Feuer zur „Zauberflöte".

inspektor ist hier Herr und Meister; er hat seine Bücher und Stichworte, nach denen er arbeitet. Besonders wirksam ist stets der holde Freund der Verliebten, der Mond. Die schimmernde Wolke, durch die er hier scheint, ist natürlich ein transparent gemalter Theil der Hintergrundskulisse. Daß er nöthigenfalls höher und tiefer steigen und seitwärts verschwinden kann, ermöglicht das bewegliche und verschiebbare Gestell, auf dem die Lampe befestigt ist. Es ist meist elektrisches Bogenlicht, das hierbei verwendet wird, ebenso wie zur Sonnenscheibe, für die man sich noch eines stärkeren Reflektors bedient.



Das wilde Heer im „Freischütz".

Für das eigentliche Feuer wendet man jetzt nach Richard Wagner's Vorgang roth beleuchtete Dämpfe an, wie er sie beim Feuerzauber in der „Walküre" zuerst benutzt hat.

Daneben spielt der rothe Flammenschein des bengalischen Lichtes noch immer seine Rolle. Allen Lesern bekannt ist die Feuerprobe aus der „Zauberflöte". Der hintere Prospekt ist mit transparenten Flammen bemalt, läßt also das dahinter aufgestellte Licht durch, vor dem rothbeleuchtete Dämpfe aufsteigen, die der Schlauch in einen Kasten leitet. Die sich drehenden Walzen in verschiedener Höhe sind feuerfarbig und glitzernd; sie stellen das flüssige, brodelnde Feuer dar, durch welches Tamino schreiten muß. Die Wirkung ist frappant — und wie einfach die Mittel!

Blitze wurden und werden auf die verschiedenartigste Weise hervorgebracht; doch verdrängt jetzt auch hier die Elektrizät alle anderen Methoden. An kleineren Bühnen benutzt man noch heute Kolophoniumpulver oder Bärlappsamen, den man durch eine Flamme bläst. An größeren läßt man ein Flöckchen Schießbaumwolle oder elektrisches Licht plötzlich aufflammen und wieder erlöschen, um die Helle des Blitzes darzustellen. Das Zickzack der Naturerscheinung selbst, wie es über den Himmel und durch die Lüfte läuft, stellt man durch die elektrische Blitzmaschine dar, eine Art Camera oder Laterna magica, die dieses bläuliche, schnell verschwindende Zickzack auf den Prospekt wirft. Oder dieser letztere enthält ein zickzackartiges Transparent, das sich auf einige Momente erhellt. Einer Art Camera oder Zauberlaterne bedient man sich auch, um Geisterscheinungen nicht körperlicher Art hervorzubringen, wie den Walkürenritt oder das wilde Heer im „Freischütz". Eine andere Vorrichtung hierzu ist die transparente Trommel. Der Hintergrund, auf den die grell erleuchteten Figuren der sich drehenden Trommel in vergrößertem Maßstabe geworfen werden, ist natürlich durchsichtig.

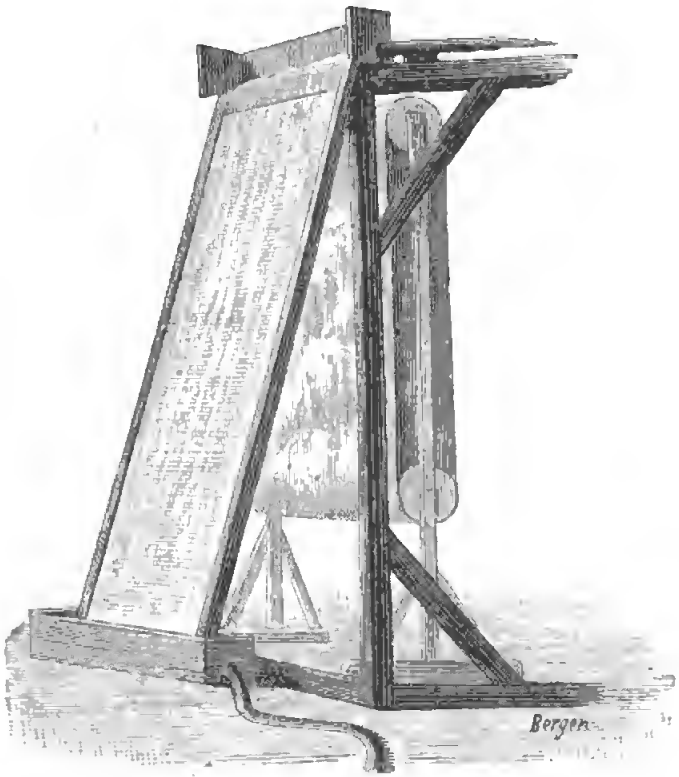
Feuer und Licht bringen uns auf das Kapitel von der Feuersicherheit der Theater; doch würde uns das hier zu weit führen. Seit der Aera des elektrischen Lichtes, des eisernen

Vorhangs, der imprägnirten Kuliſſen, des Regenapparates, der Nothbeleuchtung und Noththüren, die ſich nach außen öffnen, des feuerſicheren Patentverputzes (Syſtem Rabitz), der ſteinernen Treppen, möglichſt für jeden Rang, und ſo vieler anderen Vorſchriften, hat ſich ja die Sicherheit erheblich geſteigert. Freilich, Wachſamkeit und Kontrole von Seiten der Feuerwehr ſind trotzdem vonnöthen. Und ſo mag uns denn der wackere Feuerwächter, der in ſpäter Nachtſtunde am Schnürboden die Runde macht, beruhigen.

Feuerwehrmann mit Kontroluhr.

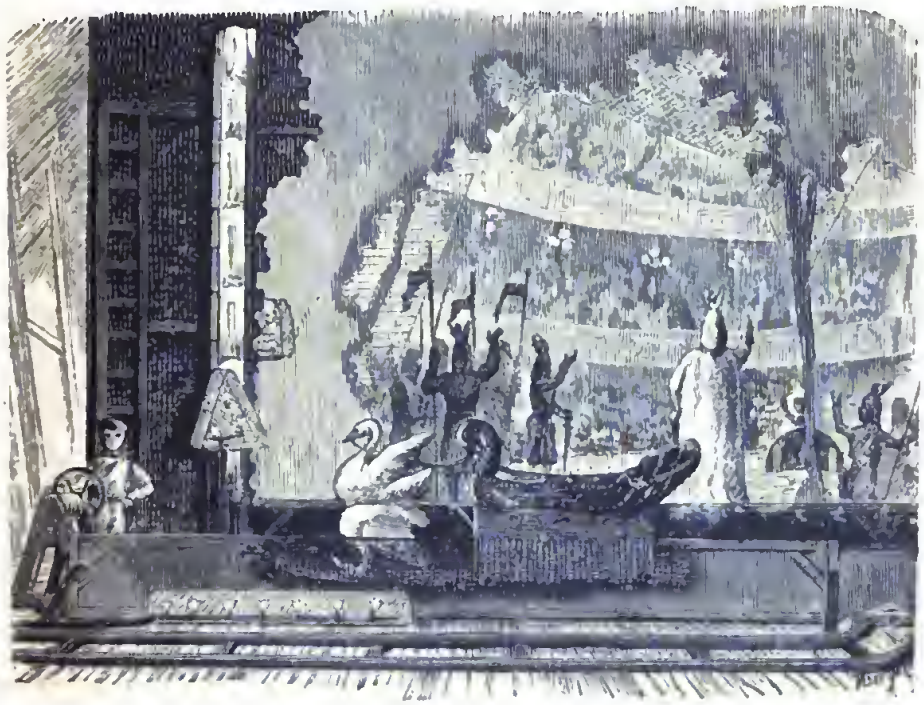
Neben den Feuerſpielen die Waſſerwirkungen eine große Rolle, in allerneueſter Zeit eine gar zu große, da man ganze Stücke für einen ſolchen Effekt geſchrieben hat. Der Cirkus begann dieſe wäſſerige Aera mit den allbekannden Waſſerpantomimen. In England und Amerika, von wo dieſe „Erfindung" herſtammt, wurden dieſe Meiſterwerke auch zuerſt aufgeführt; dann kam ein ſolches unter dem Titel: „Ein dunkles Geheimniß" nach Wien, zuletzt auch nach Berlin, wo es aber bald wieder verſchwand. Die Bühne iſt da in ein Baſſin verwandelt mit echtem Waſſer, in dem kleine Boote plätſchern, das ſogar ein Dampfboot durchfurcht, und in das ſich zuletzt die Heldin mit lautem Plätſchern ſtürzt. In den Fachblättern erſchienen Annoncen: „Eine

schwimmende Liebhaberin wird gesucht." Neben diesen Wassern, die sich allgemach wieder verlaufen, erscheinen uns die anderen Wassereffekte fast unscheinbar. Und doch erregt es in „Freund Fritz" noch immer eine gewisse Sensation, wenn aus dem Brunnen, an dem Susel mit dem Rabbi Sichel plaudert, echtes Wasser strömt, das durch ein einfaches Pumpwerk aus einem kleinen Reservoir gehoben wird und durch einen unsichtbaren Schlauch wieder abströmt. Aehnlich wird es bei sogenannten „lebenden" Fontänen gemacht, doch ist die Anwendung von wirklichem Wasser trotz des Zuges der Zeit im Ganzen eine ziemlich seltene. Man begnügt sich meist mit Nachahmungen. Ein „Wassersack", zusammengenähte, wasserartig bemalte Leinwand, läuft als unendliche Rolle über Walzen. Die Drehung, unterstützt von transparenten Stellen, durch die das Licht flimmert, und von einer schmalen Wasserwand, die davor niederrinnt, erhöht die Täuschung. Wo die ganze Bühne von durchsichtigem Wasser erfüllt sein muß, wie in der ersten Scene des „Rheingold", bedient man sich mit Glück



Ein Wasserfall.

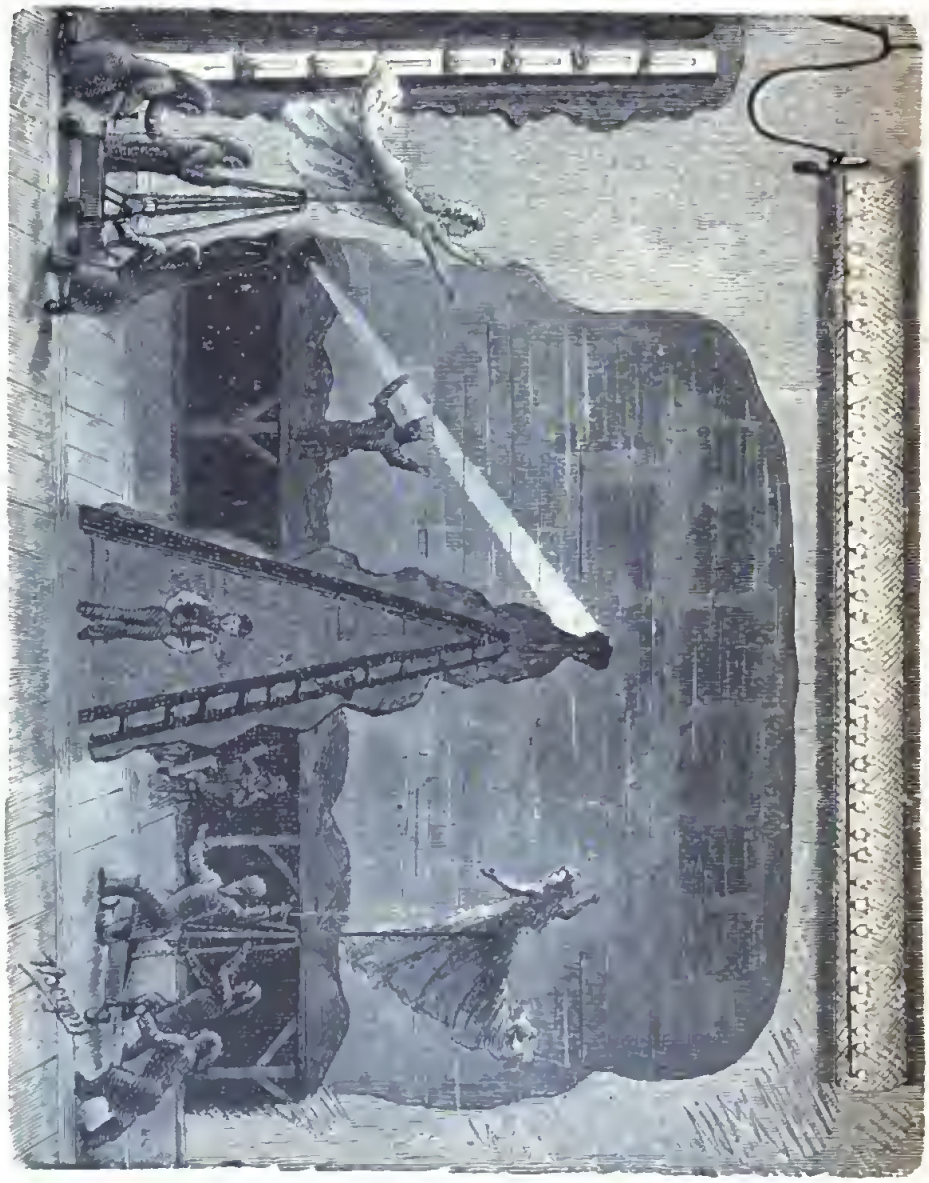
leicht bewegter, mit glitzernden Fäden durchsponnener Gaze. Plastische Schiffe ruhen auf Wagen, auf denen sie über die Bühne gezogen und eventuell auch durch eine Achse in schaukelnde Bewegung gesetzt werden können. Bei der berühmten Ankunft Lohengrin's auf seinem Schwanennachen läuft das Fahrzeug auf Schienen. Der breite Streifen quer über die Bühne ist eine sogenannte Wasserbahn, eine mit



Die Ankunft Lohengrins. (1. Akt.)

Wellen bemalte Leinwand, die an der linken Seite den Schein der Lichter durchläßt, so daß der Effekt glitzernden Wassers erzeugt wird. Wenn mehrere solcher hintereinander aufgespannten Bahnen, die oben die Form von Wellen haben, hin und her geschoben werden, erhält man die Illusion einer bewegten Wasserfläche. Durch einzelne Wasserrollen, die jede für sich durch einen Arbeiter gedreht werden, ist dieser Effekt noch täuschender zu erzielen. So macht es das Berliner Opernhaus bei der Rheinfahrt in der Oper

„Feensee". Einfacher ist es freilich, eine wasserartig bemalte Decke über die Bühne zu legen, unter der Jungen auf allen Vieren herumkriechen. Sehr einfach sind im



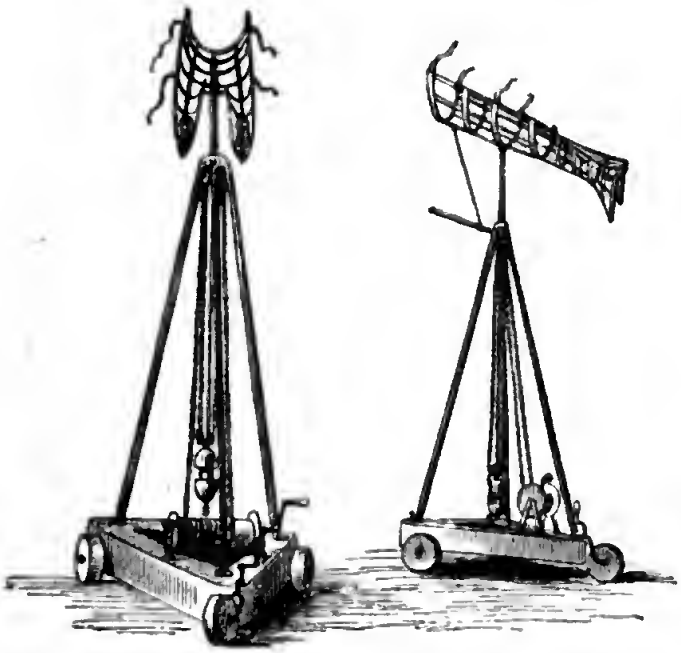
Aus „Rheingold", I. Akt.

Grunde auch die Schwimmwagen, auf denen die Sängerinnen der Rheintöchter im „Rheingold" festgeschnallt werden, was freilich das Singen nicht gerade erleichtert. Die Gestelle können auf- und niedergewunden werden, während die Wagen zugleich nach vor-, rück- und seitwärts rollen.

Digitized by Google

Die langen Florgewänder verbergen dabei den Mechanismus ebenso, wie es das wellige Terrain des Hintergrundes thut, das durch Versatzstücke gebildet wird.

Unterdrückt nun die derart vorgeschrittene Theatertechnik, diese bunte Bilderwelt nicht den Geist und das Wort des Dichters? Wäre es nicht besser, zur Einfachheit der Scene zurückzukehren, der ein Shakespeare gehuldigt? Das sind



Schwimmwagen der Rheintöchter (Ring des Nibelungen).

vielerörterte Fragen, die wohl so bald noch nicht entschieden werden dürften, und über die seit einigen Jahren lebhaft hin und her gestritten wird. Aber die Freunde der scenischen Künste können sich auf Goethe berufen, der seinem Theaterdirektor im Vorspiel des „Faust" die Worte in den Mund legt:

... „Drum schonet mir an diesem Tag
Prospekte nicht und nicht Maschinen,"

ein Rath, den, wie wir gesehen haben, heutzutage die Bühnenleiter, besonders bei der großen Oper, gewissenhaft befolgen.

Aufgelöste Verlobungen.

Ein Beitrag zur Menſchenkenntniß.

Von

Richard March.

(Nachdruck verboten.)

Nicht nur Ehen, ſondern auch Verlobungen werden aufgelöst, und Menſchen, welche die feſte Abſicht, miteinander einen rechtsgiltigen Bund für's Leben ſchließen zu wollen, mehr oder minder feierlich kundgegeben haben, gehen plötzlich auseinander und kennen ſich nicht mehr.

In der Regel wird als Grund der „Entlobung" das Schwinden jener „ewigen" Liebe angenommen, welche ſich das Pärchen, nebſt „ewiger" Treue in einer ſchönen Stunde — und wie viele gibt's deren in der Liebe nicht? — geſchworen hat, und es mag damit in achtzig von hundert Fällen wohl auch ſeine Richtigkeit haben. In den übrigen zwanzig Fällen aber wird das Eheverſprechen, wofür die Verlobung ſchon vor fünftauſend und mehr Jahren betrachtet worden iſt, aus ganz anderen, zum Theile recht ſonderbaren Gründen zurückgefordert und zurückgegeben.

So hat eine junge, ſchöne und reiche Dame der St. Petersburger Geſellſchaft ihre Verlobung mit ihrem Bräutigam aufgelöst, weil derſelbe während einer in ihrer Geſellſchaft unternommenen Spazierfahrt an ihrer Seite einnicken konnte; und daſſelbe that in Spandau eine junge

Fabrikarbeiterin aus dem alleinigen Grunde, weil ihr Verlobter die Nacht vor der Hochzeit durchschwärmt hatte. Eine andere Deutsche, eine Berlinerin, wieder fand darin vollen Grund zur Entlobung, daß ihrem Bräutigam in dem Momente, wo sie ihm aus Versehen auf die neuen und engen Lackstiefeletten trat, infolge des Schmerzes ein Schimpfwort entschlüpfte, und eine englische Dame gab dem Verlobten das Wort zurück, weil er wenig Neigung bezeugte, Geld für Brautgeschenke auszugeben, somit, ihrer Ansicht nach, ein Knicker war. Noch grausamer war eine Schottin. Sie trat zurück, weil er sich unterstanden hatte, in ihrer Gegenwart eine Cigarre zu rauchen. Der Betroffene verklagte hierauf die Schöne wegen Bruch des Verlöbnisses und siehe da! der Richter fällte die für englische heirathslustige Raucher hochinteressante, vom Obergerichte bestätigte Entscheidung, daß die Dame keinen stichhaltigen Grund gehabt habe, aus ihrer Verbindlichkeit zu treten, und deshalb Schadenersatz leisten müsse.

Dergleichen zieht in England fast jede aufgelöste Verlobung nach sich, vorausgesetzt, daß der Mann zur Zeit, als er sich verlobte, bereits 21 Jahre alt, also großjährig war. Vor Erreichung dieser Altersstufe können somit unternehmende Jünglinge selbst „brieflich bestätigte" Verlobungen auflösen, ohne die sonst unausbleibliche Geldbuße befürchten zu müssen. Dieselbe ist oft sehr bedeutend. Freilich betrug sie bei Mr. Arthur St., der seine Verlobung mit Miß Mathilda W. auflöste, weil er sich mit deren Mutter nicht vertragen konnte, in Anbetracht erwiesener Bösartigkeit der Letzteren, blos einen Farthing (etwa zwei Pfennige), allein es sind z. B. in dem Falle, wo der Verlobte zurücktrat, weil es sich herausstellte, daß seine Braut arm war, 2000, und in einem anderen Falle der Beschädigten einmal 50,000 Pfund Sterling zugesprochen worden, was daher kommt, daß in England die Verlobung eben als rechts-

verbindlich, und deren Auflösung so rechtswidrig angesehen wird, daß sie, wie ein englischer Anwalt einmal sagte, selbst der Tod nicht zu entschuldigen vermag.

Anlaß zu dieser Aeußerung bot ein Prozeß, der darauf hinzielte, einen als Verlobten verstorbenen Mann wegen Auflösung des Verlöbnisses schadenersatzpflichtig zu machen. Der Advokat des Testamentsvollstreckers lachte über diese Zumuthung. In seinen Augen war ein Verlöbniß rein persönlicher Natur, das mit dem Erlöschen der Person, also mit deren Tode, aufhöre, allein der klägerische Anwalt sah darin einen Vertrag, für dessen Bruch auch nach dem Tode auf Schadenersatz geklagt werden könne, und die englischen Richter gaben ihm in Anbetracht des Umstandes Recht, daß der Verstorbene vor seinem Hinscheiden wiederholt gemahnt wurde und Zeit genug gehabt hätte, sein Wort einzulösen.

Prozesse wegen willkürlicher einseitiger Auflösung einer Verlobung kommen nächst England am zahlreichsten in Amerika vor, und dort, vor einem New-Yorker Gerichte, ist auch die älteste schmählich Entlobte der Welt, Mathilde P., als Klägerin aufgetreten. Sie war bereits volle 72 Jahre alt, erhielt aber als Pflaster auf die, wie sie sagte, besonders tiefe Wunde, die ihr ein gleichalteriger Kaufmann geschlagen, 800 Dollars. Der Verurtheilte zahlte diesen Betrag mit Wonne, denn, meinte er, sie habe gedroht, ihm die Hölle auf Erden zu bereiten.

Hiermit wären wir wieder bei den Entlobungsgründen angelangt, und da müssen wir vor Allem jenes Grundes gedenken, der uns der seltsamste zu sein scheint. Man höre nur, um was es sich handelt. In Birmingham lebte und lebt wahrscheinlich noch ein etwas spleeniger Herr, Namens Mollin, der mit einer reizenden jungen Dame verlobt und von dem Verlangen beseelt war, die Feier seiner Hochzeit so großartig als möglich zu gestalten. Daher

wollte er ſich, was die Ceremonie in der Kirche anbetrifft, auch nicht auf den Paſtor verlaſſen, ſondern verlangte eine Generalprobe derſelben, um Einzelheiten, die ihm mißfallen könnten, noch bei Zeiten abzuändern. Nachdem ſich Mr. Mollin beim Kirchenamte verpflichtet hatte, die doppelte Taxe zu zahlen, fand ſich der Pfarrer auch zur Hochzeits-Generalprobe thatſächlich bereit. Die Braut erſchien inmitten ihrer Verwandtſchaft; der Zug bewegte ſich langſam zum Altare, dort harrte der Prieſter im Ornate. Mr. Mollin, der eifrig in der Kirche umherlief, traf einige Abänderungen; endlich erklärte er ſich zufriedengeſtellt, allein damit Alles wie am Schnürchen gehe, ſetzte er eine Wiederholung der Generalprobe auf den nächſten Tag feſt. Es kam aber nicht mehr dazu, denn die Braut löste mit der Erklärung, ſie verzichte darauf, ſich mit einem Manne trauen zu laſſen, der Alles ſo peinlich genau nehme, das Verlöbniß auf.

Nicht übel iſt auch nachfolgende Entlobungsgeſchichte. Ein in San Francisco lebender Marinearzt wurde zu einer längeren Fahrt beordert. Während ſeiner Abweſenheit hörte ſeine Verlobte mediciniſche Vorleſungen und wurde Homöopath. Der Marinearzt, ein Allopath, warf nach ſeiner Rückkehr ſeiner Braut vor, daß ſie eine Quackſalberin ſei, während ſie ihn einen altmodiſchen Schlächter nannte. Und ſo haben Beide wegen Unverträglichkeit in den Anſichten über mediciniſche Schulen ihre Verlobung aufgehoben.

In New-York wieder iſt die Zahl der Entlobungsgründe dadurch vermehrt worden, daß ein Offizier die Verlobung aufhob, weil ihm ſeine Braut am Neujahrstage mit der Meldung überraſchte, im abgelaufenen Jahre durch Börſenſpekulationen 25,000 Dollars — gewonnen zu haben. Triumphirend überreichte ſie ihm den Gewinn, damit er darüber verfüge, er aber warf ihr das Geld vor die Füße und erklärte, unter keiner Bedingung ein Mädchen heirathen

zu wollen, das seine Weiblichkeit so weit vergessen habe. Ungefähr dasselbe sagte ein Pariser Fabrikant seiner Verlobten, als er erfuhr, daß sie mit „politischen" Frauen, wie Hubertine Auclerc, Luise Michel und Anderen Umgang pflog und die Absicht ausgesprochen habe, sich als Deputirte wählen zu lassen.

Diese Entlobungsgeschichte kam übrigens auch vor Gericht, und hier wurde der Grund des Fabrikanten als ebenso schwer wiegend anerkannt, wie jener, den ein Mann aus dem Volke zur Entschuldigung der Auflösung seines Verlöbnisses vorbrachte. Seine Braut verstand nämlich von der edlen Kochkunst nichts und war daher, wie der Richter entschied, vorerst wirklich heirathsunfähig. Dagegen aber wurde jener Mann, der Angesichts des Umstandes, daß sich seine Erkorene als zu musikalisch erwies und jeden freien Augenblick am Klavier verbrachte, zur Auflösung der Verlobung schritt, als wortbrüchig hingestellt, und ihm nahe gelegt, die Klavierwuth in geeigneter Weise zu heilen, was er denn auch, um nicht Schadenersatz zahlen zu müssen, thun zu wollen erklärte.

Das gleiche Erkenntniß erfloß in dem Falle, wo unbezähmbare Tanzlust des Mädchens als Entlobungsgrund figurirte. „Sehen Sie, Herr Richter," sprach während der Verhandlung dieser Angelegenheit der verklagte Mann, ein biederer Deutscher, „ich selber kann nicht recht tanzen, habe aber den Winter über einen Tanz nach dem anderen mitmachen müssen, weil sie es so wollte. Und wollte ich einmal nicht, dann mußte ich ruhig zusehen, wie sich Andere mit ihr im Kreise drehten. Das ist für einen Bräutigam denn doch zu viel, und darum will ich sie lieber nicht heirathen." — „Thun Sie's trotzdem," entgegnete der Richter. „Als Ehemann haben Sie ja Mittel genug, gewisse Launen Ihrer Frau zu bannen."

Die Richter aller Länder kommen überhaupt sehr oft

Digitized by Google

in die Lage, Klägern und Verklagten in Entlobungssachen einen guten Rath zu ertheilen, denn nicht wenige Verlöbnisse werden aus ganz nichtigen Gründen aufgelöst. In Belgien z. B. geschah dies einmal deshalb, weil der Bräutigam aus Scheu vor der Oeffentlichkeit durchaus nicht zu bewegen war, die Trauung anders als bei geschlossenen Kirchenthüren und nur in Gegenwart der nothwendigen Zeugen vornehmen zu lassen, und in St. Petersburg hat ein Herr Michael K. sein Wort infolge der plötzlich gemachten Entdeckung zurückgenommen, daß das Antlitz seiner Braut denn doch nicht den reinen russischen Typus zeige — ein nichtiger, vielleicht der nichtigste aller Entlobungsgründe.

Uebrigens steht außer Frage, daß die Auflösung einer Verlobung, insoferne sie vom Manne ausgeht, für das Mädchen unter Umständen nicht nur eine Schmach, sondern auch ein Unglück bedeuten kann. Man denke nur, welch' ein Aufsehen es erregt, wenn, wie dies in Wien geschah, ein stadtbekannter, hochangesehener, ernster Mann sein Verlöbniß mit einer Dame aus vornehmem Bürgerhause kurz vor der Hochzeit auflöst. Wie die Leute die Köpfe zusammenstecken, wie sie ziscbeln, sich in Vermuthungen aller Art ergehen und den betroffenen weiblichen Theil fortan mit scheelen Blicken betrachten. Ach, die Bedauernswerthe! Preisgegeben allen bösen Zungen, fast unmöglich in der Gesellschaft ist sie.

So ging es auch der oben erwähnten Wienerin. Man war lange auf Muthmaßungen angewiesen, was die plötzliche Aufhebung der Verlobung veranlaßt haben könnte, endlich aber kam doch die Wahrheit zu Tage: es war ein Mißverständniß. Der Mann hatte die nunmehrige Entlobte in Gesellschaft ihrer jüngeren Schwester auf einem Balle gesehen und sich in die jüngere Schwester so sterblich verliebt, daß er sogleich den Entschluß faßte, sie

zu heirathen. Und deshalb schrieb er schon nach kurzem Verkehre in der Familie der Erwählten an deren Vater einen Brief in welchem er ihn um die Hand des geliebten Mädchens bat. Postwendend erhielt er zustimmenden Bescheid und eilte auf den Flügeln der Liebe zu ihr, um ihr den ganzen Jubel seiner Seele zu verkünden. Doch wie geschah ihm! Nicht die jüngere Schwester, sondern die ältere begrüßte ihn als Bräutigam. War das ein Scherz? Er schmeichelte sich eine Weile mit diesem Gedanken und dann, als er dies nicht mehr konnte, hatte er nicht den Muth, das Mädchen aus seinem Traume zu wecken und — verlobte sich mit demselben. Wie der Irrthum entstanden ist, wird man fragen. Nun, sehr einfach. Der Verliebte war etwas zerstreut und hatte in dem Briefe, womit er um die Dame seines Herzens warb, statt Marie den Namen Anna geschrieben. Ein vorhandenes Konzept belehrte ihn über diesen verhängnißvollen Irrthum, und von da an war er fest entschlossen, die Verlobung aufrecht zu erhalten und sich in seine traurige Lage hineinzufinden. Indeß so willensstark und tapfer er auch war, die Kraft, das Opfer zu bringen, verließ ihn an dem Tage, an welchem sich Marie verlobte. Jetzt erst offenbarte er das Mißverständniß und erklärte, sein Wort zurücknehmen zu müssen, sollten nicht zwei Menschen tief unglücklich werden. Gleichzeitig bot er der Entlobten 100,000 Gulden (etwa 170,000 Mark) als Entschädigung an, wurde jedoch zurückgewiesen, denn das Mädchen liebte ihn, und alles Gold der Erde war nicht im Stande, ihr das verlorene Lebensglück zu ersetzen. Und auch das des Helden dieser wohl einzig dastehenden Verlobungsgeschichte ward durch die Auflösung seiner Verlobung nicht wieder hergestellt. Im Gegentheile, er wurde von Tag zu Tag elender und kehrte schließlich Wien und Europa den Rücken, um fern in Indien die schlimmen Folgen allzugroßer Zerstreutheit zu vergessen.

Denn am Ende hatte nur dieſe das Unheil verſchuldet. Auch wäre dies gewiß nicht eingetreten, und — getroſt ſagen wir es — manche Verlobung würde nicht aufgelöst werden, wenn das ſtarke Geſchlecht von der Sitte, oder beſſer Unſitte, laſſen wollte, Werbungen auch dort ſchriftlich vorzubringen, wo dies leicht mündlich geſchehen kann. Freilich iſt nicht Jeder redegewandt in ernſten Stunden, allein ſo viele Worte ſtehen doch männiglich zu Gebote, als nöthig ſind, um die Hand eines Mädchens zu begehren, und wer ſie nicht ſpricht, ſondern ſchreibt, der offenbart wenig Selbſtvertrauen. Und ſo hat er's gewöhnlich ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn nicht Alles klar, die wichtige Mitgiftfrage z. B. ſo wenig erörtert worden iſt, daß ſie hinterher zur Löſung des Verlöbniſſes führt. Auch „frühere Verhältniſſe" werden ſo gerne verſchwiegen, kommen aber meiſt nach der Verlobung doch zu Tage und bilden dann den Auflöſungsgrund. In Anbetracht deſſen nahm denn auch ein gewiſſer Lebemann ſein Wort in dem Momente zurück, als er erfuhr, daß ſein zukünftiger Schwiegervater Erkundigungen über ſeine Vergangenheit einziehen wolle. Ganz natürlich! Er wußte ja, daß das Reſultat dieſer Erkundigungen ein für ihn ſehr nachtheiliges ſein und zur Zurückgabe ſeines Wortes führen werde, und zog es daher vor, ſelbſt zu brechen.

Früherer Verhältniſſe wegen büßte unter anderen auch ein deutſches Mädchen ihren Verlobten ein — eine alltägliche Geſchichte, von der nicht weiter geſprochen zu werden brauchte, wenn ſie nicht in einem öffentlichen Blatte in folgender Weiſe zur Kenntniß weiterer Kreiſe gebracht worden wäre: „Meine Verlobung mit Fräulein Minna, Tochter des Herrn Abdecker Kurt F., iſt aufgehoben, da die Verlobung im Verſehen von mir geſchehen iſt, indem ich erſt hinterher erfuhr, daß Fräulein Minna Neigung zu einem Schneiderlehrlinge hatte, und ich nicht deſſen

Nachtreter in ihrem Herzen ſein wollte." So lautete dieſe originelle Entlobungsanzeige und ward, ganz wider Erwarten ihres Verfaſſers, vom Publikum mehr lächerlich als triftig befunden.

Als abſolut triftig kann überhaupt nur die in einem ungariſchen Blatte veröffentlichte Erklärung betrachtet werden: „Um Leichtgläubige vor Nachtheil zu bewahren und um Irrthümern vorzubeugen, finde ich mich hiermit veranlaßt, zu erklären, daß die Verlobung meiner Tochter mit Erneſt Graf R. aus dem Grunde endgiltig gelöst und alle Beziehungen zu demſelben vollends abgebrochen wurden, weil ich erſt jetzt in Erfahrung gebracht, daß obenbenannter Ehekandidat bereits vor drei Jahren eine rechtsgiltige Ehe im Auslande geſchloſſen hat. B. P., Laszlo."

In der That, Jemand, der ſchon verheirathet iſt, darf ſich nicht mehr verloben, und wenn er es dennoch thut, dann iſt er ein Betrüger und kann ſogar moraliſch zum Mörder werden, denn nicht wenige weibliche Weſen hat eine derartige Schmach in Tod und Verderben getrieben, wie denn aufgelöste Verlobungen überhaupt gar oft Kataſtrophen im Gefolge haben, die an Tragik nichts zu wünſchen laſſen. So iſt vor ein paar Jahren die junge italieniſche Schauſpielerin Armida Ch. vom Bord des Dampfers „Manilla", auf dem ſie aus Südamerika heimkehrte, in den Ocean geſprungen, unmittelbar nachdem ihr Verlobter ſein Wort zurückgenommen hatte.

Doch nicht alle Verlobte nehmen die Sache ſo tragiſch. Da iſt z. B. Eugenie Deſirée Clary, die ſchöne Tochter eines Marſeiller Seidenhändlers. Joſeph Bonaparte, nachmals König beider Sizilien und Spaniens, liebte ſie und verlobte ſich mit ihr. Da aber kam ſein Bruder Napoleon und ſagte nach Erkenntniß der Situation, Mann und Frau müßten verſchiedenen Temperamentes ſein, um einander

zu ergänzen, Joseph und Desirée aber seien Beide ruhige Naturen, weshalb er rathe, das Verlöbniß zu lösen. „Nimm Du die energische Julie, die Schwester Deiner bisherigen Braut, zur Frau, ich aber werde mich mit der sanften Desirée verloben," schloß er seine Auseinandersetzung, und es geschah zu allseitiger Zufriedenheit nach seinen Worten.

Wie bald aber löste Napoleon dieses Verlöbniß durch seine Vermählung mit Josephine Beauharnais! Als Desirée davon erfuhr, schrieb sie ihm: „Sie sind also vermählt, die arme Desirée darf Sie nicht mehr lieben, sie darf nicht mehr an Sie denken. Vermählt! Ich kann mich mit dem Gedanken nicht vertraut machen — er tödtet mich — ich kann ihn nicht überleben. Ich werde Ihnen beweisen, daß ich meinem Versprechen treuer zu bleiben verstehe. Trotzdem Sie das Band, das uns umschlang, zerrissen, werde ich mich nie mit einem Anderen verloben."

Aber sie verlobte sich doch, und zwar mit dem General Bernadotte, der sie auch heirathete und zur Königin von Schweden machte.

Doch, wie schon gesagt, geht die Sache nicht immer so gut aus, und Jeder sollte daher an dem Grundsatze festhalten, daß die Verlobung ein rechtsverbindliches Eheversprechen ist. Die Griechen und Römer, sowie alle Völker, deren die Geschichte des Alterthums gedenkt, waren hiervon ganz durchdrungen, und hatte der Mann seiner Erkorenen den Verlobungsring gegeben, so war dies ein Zeichen, daß ihre getroffene Verabredung, einander zu heirathen, als unerbrüchlich und so gut wie unterschrieben und besiegelt zu betrachten sei. Die Auflösung solch' eines Verlöbnisses, ein Zurücktreten war damals einfach unmöglich; es kam erst im Mittelalter auf, doch war eine gewisse Zeit, 6 bis 12 Monate, festgesetzt, innerhalb welcher der

Verlobungsring zurückgegeben werden konnte. Sonst mußte geheirathet werden. Nachmals aber hieß es immer häufiger:

„Herum geſcherzt, herum geherzt,
Und endlich gar verlaſſen,"

und heute wandern die Ringlein von einer Hand zur andern, man zahlt „Reugeld" wie in China, wo die Scheidung vor der Hochzeit den Verluſt aller der Verlobten gemachten Geſchenke nach ſich zieht, und im Grunde genommen halten derzeit nur die Wilden die Verlobung für unauflöslich.

Wir ſind aber weit entfernt davon, die Wilden deshalb als die „beſſeren Menſchen" hinzuſtellen. Beſſer iſt es in jedem Falle, wenn die Verlobten bei richtiger Erkenntniß der Verſchiedenheit der Charaktere auseinander gehen, als in eine Ehe hineinlaufen, die für Beide unglücklich ausfällt. Vor leichtfertigem Bruch eines Verlöbniſſes aber bewahrt die Frau meiſtens die Furcht vor dem öffentlichen Tadel, den Mann die Rückſicht auf das Portemonnaie, wenn auch weibliche Weſen von Zartgefühl wohl nicht klagbar, ſondern ſich mit dem Bewußtſein tröſten werden, daß eine ohne eigene Schuld aufgelöste Verlobung wohl ein Herzeleid, vielleicht ein Unglück, aber niemals eine Schande ſein kann, daß aber, ſich ein gebrochenes Eheverſprechen mit Geld bezahlen zu laſſen, auf keinen Fall ehrenvoll iſt, weshalb wir wünſchen, daß dieſe Art der Genugthuung noch recht lange auf England und Amerika beſchränkt bleiben möge.

Mannigfaltiges.

Ein Anerſättlicher. — Es war in Nizza. Mit einem Freunde hatte ich ſoeben ein großes Hotel verlaſſen, und der langbärtige, hochgewachſene und ſehr ſtattlich ausſehende Portier ſchloß hinter uns die Thür.

„Was denken Sie von dem Manne?“ fragte mein Freund, als wir die Straße erreicht hatten.

„Dieſer Portier muß jedenfalls beſſere Tage geſehen und einer ganz andern Geſellſchaftsklaſſe angehört haben, denn er verabſchiedete ſich von uns nicht mit der Aufgeblaſenheit eines unverſchämt gewordenen Hausdieners, ſondern mit der unverfälſchten Haltung eines vornehmen Mannes.“

„Sie haben Recht. Unſer Portier gehört einem alten, freiherrlichen Geſchlecht an.“

„Sie ſcherzen.“

„Durchaus nicht. Ich kenne zufällig ſeine Geſchichte; ſoll ich ſie Ihnen erzählen?!“

Wenn nicht aus Neugier, mußte ich aus Höflichkeit antworten: „Gewiß, ſie wird mich ſehr intereſſiren,“ und der Freund begann:

„Unſer Baron kam vor etwa fünfzehn Jahren zu ſeiner Erholung an die Riviera; natürlich mußte auch der Spielhölle von Monte Carlo ein Beſuch abgeſtattet werden, die freilich damals noch nicht jene Pracht entfaltete, mit der ſie heute Alles zu blenden ſucht. — Ein paar Louisd'or kann man ja ſpringen laſſen. Der Baron ſpielt mit wechſelndem Glück; bald zieht ihm der Croupier mit ſeinem Rechen den Einſatz fort, bald wird ihm eine Summe als Gewinn zugeworfen.

Da klopft Jemand dem Baron leiſe auf die Schulter; er ſchaut auf und in das Antlitz eines alten, lieben Kameraden, mit dem er jahrelang bei einem Regiment geſtanden, den er aber aus dem Geſicht verloren hat, als Beide den Abſchied genommen hatten. Der grüne Tiſch iſt für einen Augenblick vergeſſen. Der Baron ſpringt auf und wendet ſich nur noch an ſeinen Tiſchnachbar mit den Worten: „Bitte, laſſen Sie den Einſatz ſo lange ſtehen, bis ich wiederkomme;“ nimmt dann den Arm ſeines ehemaligen Kameraden und iſt mit dieſem bald im lebhaften Geplauder begriffen.

„Aber hatteſt Du nicht geſetzt?“ fragte endlich der Freund. „Willſt Du Dich nicht einmal darnach umſehen, was aus Deinem Gelde geworden iſt?“

„O, die paar Louisd'or werden längſt in den Abgrund gerollt ſein,“ antwortet der Baron und nähert ſich mit der gleichgiltigſten Miene von der Welt dem Spieltiſch wieder.

„Schwarz gewinnt — Roth verliert,“ ruft ſoeben der Croupier, und dann werden eine Menge Banknoten zu einem bereits ſehr anſehnlichen Häufchen geſchoben, das auf Schwarz liegt. Der Baron will ſeinen alten Platz einnehmen; gerade dort liegt der Berg von Goldſtücken und Banknoten, und er hat eben die Frage auf den Lippen, wem dieſe große Summe gehöre, da bemerkt ſein Nachbar: „Das iſt aus Ihren acht Louisd'or geworden. Nehmen Sie nur das Geld an ſich, aber laſſen Sie die Hälfte auf Schwarz ſtehen; Schwarz iſt im Glück.“

„Nein, zieh' Alles zurück und bring' den Raub in Sicherheit,“ flüſtert ihm der Freund zu, und der Baron hält es auch für das Klügſte, dieſem Rathe zu folgen.

Er bemächtigt ſich in freudiger Aufregung ſeines Gewinnes, denn auch den Kälteſten verläßt ein wenig die Ruhe, wenn ihm ganz unerwartet ein ſolches Sümmchen in den Schoß fällt.

„Schwarz gewinnt — Roth verliert,“ läßt ſich wieder die eintönige Stimme des Croupiers vernehmen.

„Na, hatte ich nicht Recht?“ ſagte der Nachbar. „Jetzt hätten Sie 12,000 Franken mehr. Man muß ſeinem Glücke nicht aus dem Wege gehen.“

„O, ich bin ſchon zufrieden,“ entgegnet der Baron und wäh-

rend er die Beute in ſeine Taſchen unterzubringen ſucht, fragt er den Nachbar leiſe: „Aber wie haben Sie es gemacht, daß aus meinen paar Louisd'or dieſe ungeheure Summe geworden iſt?“

„Das iſt ſehr einfach. Als Sie fortgingen, ſtanden für Sie auf Schwarz acht Louisd'or. Nun kam gerade eine hübſche Serie von Schwarz; ich ließ Alles ſtehen, und ſo wuchs Ihr Gewinn wie ein rollender Schneeball. Sehen Sie, Schwarz iſt noch immer am Gewinn. Wie ſchade, daß Sie Ihr Geld nicht länger ſtehen ließen.“

„Dann trage ich alſo die Schuld, daß Du nicht mehr gewonnen haſt,“ ſagte der Freund ein wenig betreten.

„Nein, ohne Dein plötzliches Erſcheinen und ohne die Verwegenheit unſeres lieben Landsmannes hätte ich überhaupt nicht ſo viel Geld gewonnen, denn ich würde nicht den Muth gehabt haben, ſo weit zu gehen, ſondern meinen Satz viel eher zurückgezogen haben.“

„Ich dachte,“ entgegnete der gefällige Nachbar, „ſchlimmſten Falls geht ja nur der Satz flöten, den der Herr ſchon verloren gegeben hat.“

„Sie haben Recht, und ich bin Ihnen außerordentlich dankbar,“ bemerkte der Baron; „aber für heute hab' ich wirklich genug,“ und er ladet den Fremden und ſeinen Freund ein, im Hotel de Paris bei einer Flaſche Sekt und mit einem guten Souper den glänzenden Sieg zu feiern.

Man bleibt einige Stunden fröhlich zuſammen und dann geht der Andere an den grünen Tiſch zurück, die Freunde ſind allein und nun erſt zählt der Baron in Ruhe ſeinen Gewinn. Es ſind gerade 80,480 Franken. Nun werden Pläne für die Zukunft entworfen. Mit dieſer Summe kann das kleine, im Lauf der Zeit recht unſcheinbar gewordene Schlößchen wieder glänzend hergeſtellt werden und es bleibt noch ſo viel übrig, um die Ländereien zu verbeſſern. Genug, der Baron, der bisher auf dem von ſeinen Vätern ererbten Beſitzthum mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hat, ſieht jetzt plötzlich in eine roſige, lachende Zukunft ...

„Und wirſt Du das Geld der Spielbank nicht wieder zurückbringen?“ fragt der Freund beſorgt.

„Wo denkſt Du hin? So thöricht bin ich nicht! Ich gebe

dem Wirth zur Aufbewahrung sofort 75,000 Franken, das sind rund 60,000 Mark, und mit dem Rest kann ich ja morgen mein Heil noch einmal versuchen."

„Es wäre besser, wenn Du gleich morgen mit mir nach Hause reistest," mahnt der getreue Eckardt.

„Sei ohne Sorgen, mehr als 5000 Franken werden auf keinen Fall auf's Spiel gesetzt, dann hör' ich auf." —

Der Wirth empfängt die 75,000 Franken, schließt sie in seinen Geldschrank ein und stellt einen Schein über die Summe aus.

„Aber Sie geben dies Geld auf keinen Fall heraus, auch wenn es der Herr Baron schon morgen wieder zurückfordern sollte," bemerkte der Freund. „Bist Du damit einverstanden?"

„Ganz recht," erwiederte lachend der Baron, auf den die Vorsicht seines Kameraden erheiternd wirkt. „Du kennst die menschliche Schwäche, aber Du hast nichts zu fürchten. Also Herr Wirth, ich bitte Sie, mir mein Depot nur kurz vor meiner Abreise herauszugeben und vorher nicht einen Centime. — Bist Du nun zufrieden und beruhigt?"

Die Freunde trennen sich, denn der Andere muß schon am folgenden Tage in die Heimath zurückreisen, während der Baron den Spielsaal aufsucht, um mit dem Gewinnüberschuß dem Glück noch einmal die Hand zu bieten.

Nach wenigen Stunden kehrt er in sein Hotel zurück und läßt den Wirth rufen. „Geben Sie mir von meinem Depot 10,000 Franken!"

Der Wirth zuckt die Achseln. „Das darf ich nicht, Herr Baron. Man hat es mir verboten."

„Wer?"

„Sie selbst."

„Unsinn, ich habe Eile. Bitte, halten Sie mich nicht auf und geben Sie mir mein Geld heraus."

„Sie haben mir ausdrücklich in Gegenwart Ihres Freundes befohlen, vor Ihrer Abreise nicht einen Centime herauszugeben, und es ist in Ihrem eigenen Interesse, Herr Baron."

„Langweilen Sie mich nicht!" unterbricht ihn dieser verdrießlich. „Geben Sie mir die 10,000 Franken."

„Die Sie nur verspielen würden! Ich kann dies nicht verantworten, Herr Baron."

„Sie wollen mich doch nicht bevormunden?"

„Das nicht, Herr Baron, aber Sie haben mir Ihr Geld unter der ausdrücklichen Bedingung anvertraut —"

„Ach, hören Sie auf! Es ist mein Geld, und ich kann es jeden Augenblick zurückfordern. Ich finde Ihre Weigerung ganz unpassend. Jetzt will ich das ganze Depot."

„Sie werden es bereuen, Herr Baron, wie es vor Ihnen schon Tausende bereut haben."

„Ich bitte, halten Sie mir keine Moralpredigten, sondern geben Sie mir meine 75,000 Franken."

„Herr Baron —"

„Nun ist meine Geduld zu Ende!" ruft dieser in höchster Aufregung aus. „Wenn Sie mir nicht sofort mein Depot herausgeben, wende ich mich an die Polizei."

Jetzt geht auch die Geduld des Wirthes zur Neige; er tritt an seinen Geldschrank, zieht das wohlverwahrte Packet heraus und überreicht es dem Baron mit einer höflichen Verbeugung und mit den Worten: „Bitte, sehen Sie nach, ob die Summe stimmt."

Der Baron stürzt fort, ohne zu zählen; schon nach einigen Stunden kommt er zurück.

Er hat Alles verloren.

Er schreibt an seinen Bankier und läßt sich neues Geld schicken; auch dieses wird von der unersättlichen Spielbank verschlungen; die launenhafte Glücksgöttin hat sich nun einmal von unserem Baron gewendet und kehrt nicht mehr zurück.

Aber der Verblendete trägt sich mit der trügerischen Hoffnung, daß er dennoch das Glück zwingen werde. Und wie all' diese Unseligen, die an der Spielbank viel verloren haben, hofft er dies zu erreichen, sobald er nur im Stande ist, mit größeren Mitteln am grünen Tisch zu sitzen und einen sicheren Einsatz zu wagen.

Der Baron reist nach Hause, verkauft rasch sein schönes Besitzthum und kehrt mit der ganzen, ihm zur Verfügung stehenden Summe nach Monte Carlo zurück. Er ist überzeugt, daß er jetzt das einzig richtige, unfehlbare Spielsystem entdeckt hat und daß er nicht nur all' seine Verluste rasch zurückerobern, sondern noch einen ungeheuren Gewinn davon tragen wird.

Nach wenigen Wochen hat der von blinder Spielleidenschaft ergriffene Mann den letzten Louisd'or verloren und sieht sich dem Nichts gegenüber. Ein letzter Rest von Lebensluſt hält ihn davon ab, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, und so ist er glücklich, als er endlich einen Unterschlupf in jenem großen Hotel findet, das wir soeben verlassen haben. Der Mann hat jetzt seinen jähen Sturz so gut überwunden, daß er ganz selbstzufrieden in die Welt schaut und beinahe völlig vergessen hat, daß es eine Zeit gab, wo er nicht Portier war und wo man ihn Herr Baron nannte."

„Und welche Lehre können Diejenigen daraus ziehen, die nach Monte Carlo pilgern und dort einmal ihr Glück am grünen Tisch versuchen wollen?" fragte ich meinen Freund.

„Aufhören, wenn man verloren, aber auch aufhören und für immer aufhören, wenn man gewonnen hat," war die Antwort. „Alle, die dort spielen, gehen nur an der Unersättlichkeit zu Grunde. Es ist eine alte Wahrheit: wir bedürfen wenig, wenn wir unglücklich sind; unersättlich aber macht uns das Glück."

Ludwig Habicht.

Gemeinschaftliche Jagden der Thiere. — Wenn wir wissen, welche ungemeine Anhänglichkeit manche Thiere aneinander besitzen, so wundern wir uns nicht, von zuverlässigen Beobachtern zu hören, daß sich verschiedene Thiere auch gegenseitig beistehen, sowohl zu gemeinsamer Jagd, wie zur Vertheidigung gegen ihre Feinde. So suchen Schwalben sehr oft Gefangene ihrer Art zu befreien, helfen einander beim Nestbau, und wenn der Spatz sich eines ihrer Nester bemächtigt hat, so beobachtet man mit Vergnügen, wie auf das Zetergeschrei der Beraubten die Schwestern oft massenhaft herbeieilen, um den frechen Eindringling zu verjagen. Bei diesem Kampfe geht meist der kleine Bau zu Grunde; dann bringt jede ein Schnäbelchen feuchter Erde herbei, und in wenigen Tagen ist das Nestchen wiederhergestellt.

In Rußland kommt es gar nicht selten vor, daß Wölfe sich beim Angriff auf eine Heerde gegenseitig unterstützen. Sind es nur zwei, so legt sich der eine in einen Hinterhalt, während der andere der Heerde entgegengeht, bis er, vom Hunde hart verfolgt, nach dem Walde eilt. In diesem Augenblicke stürzt der andere

Wolf aus ſeinem Verſtecke hervor, ergreift ein Schaf und trägt es flugs davon, bevor noch der treue Wächter wieder zurückgekehrt iſt.

Der Fuchs läßt ſich zwar ſeine Jagdkniffe nicht gern von andern abſehen, doch geſchieht es auch bisweilen, daß er in Gemeinſchaft jagt.

Im Auguſt 1890 begab ſich eines Morgens kurz nach Sonnenaufgang der Förſter Hüter in Nordheim im Walde auf eine Schneiſe, als er mitten auf derſelben eine Kette Faſanen erblickte, die alle ruhig mit erhobenen Köpfen daſtanden und ihre Aufmerkſamkeit auf einen entfernten Gegenſtand richteten. Der Waidmann ſchlich ſich bis auf etwa 50 Schritte heran, als er ungefähr 200 Schritte weiter drei Füchſe entdeckte, die auf einer beſonders ſchmalen Stelle der Schneiſe langſam umherſchlichen und ſo thaten, als bemerkten ſie die Faſanen gar nicht. Auf einmal war einer von ihnen auf der rechten Seite der Schneiſe im Dickicht verſchwunden, während die beiden andern ihr Spiel noch ein Weilchen forttrieben und dann langſam, als hätten ſie durchaus nichts Böſes im Sinn, auf der Schneiſe herabkamen. Plötzlich verſchwanden die Faſanen links im Dickicht, und einen Augenblick darnach ſtand der vorher verſchwundene Schelm an der Stelle, wo ſoeben noch die leckeren Vögeln waren, indem er von rechts her aus dem Dickicht kam. Ohne Zweifel war dies ein wohlgeplantes gemeinſames Unternehmen; die beiden auf der Schneiſe bleibenden Füchſe ſollten die Aufmerkſamkeit der Vögel beſchäftigen, während der dritte die Aufgabe hatte, ſich unbemerkt fortzuſchleichen und jene meuchlings zu überfallen.

In der That ſollte man den Thieren kaum eine ſolche Liſt zutrauen; doch ſind die Fälle gar nicht ſo ſelten, wo wir Thiere mit andern vereinigt Handlungen unternehmen ſehen, um einen Zweck zu erreichen, deſſen Erlangung ihnen allein ganz unmöglich wäre. Der Beſitzer einer Anzahl Kaninchen aus der Umgebung von Barmen bemerkte nach der „K. Z." von 1881, daß nach und nach ſechs Kaninchen aus ſeinem Stalle verſchwanden. Der Stall beſtand aus einem meterhohen und nach allen Seiten feſtgeſchloſſenen Bretterkaſten, an deſſen oberem Theile ſich eine zur Fütterung beſtimmte enge Oeffnung befand, die jeden Abend durch ein mit Steinen beſchwertes

Brett geſchloſſen wurde. Da jeden Morgen nur eines der Thiere fehlte, die übrigen aber ſich unbeſchädigt zeigten und auch der Verſchluß nicht leicht zu beſeitigen war, ſo blieb die Möglichkeit ausgeſchloſſen, daß etwa ein Wieſel den nächtigen Einbruch verübt haben könnte. Der Beſitzer mußte demnach auf die Vermuthung kommen, daß die Entwendung ſeiner Kaninchen durch Menſchen geſchehen ſei; nur fand er nicht den leiſeſten Anhalt, auf wen er den Verdacht lenken ſollte. Und doch war ihm viel daran gelegen, den Dieb zu entdecken.

Er verſtärkte zunächſt den Verſchluß, indem er das die Oeffnung deckende Brett auf der einen Seite feſtnagelte und es dann mit Raſen und Steinen beſchwerte. Darauf hielt er in der folgenden Nacht Wache, um den Kaninchendieb zu ertappen. Er mußte lange warten. Mitternacht war bereits lange vorüber, und die Hoffnung, in dieſer Nacht Entdeckungen zu machen, wurde immer ſchwächer, als er auf einmal am Kaſten ein Geräuſch bemerkte. Wie groß aber war ſein Erſtaunen, ſtatt des erwarteten Menſchen — zwei Hunde auf dem Kaſten zu erblicken. Der eine war ein ihm bekannter großer Hund aus der Nachbarſchaft, ein Abkömmling einer Bernhardinerhündin und eines großen zottigen Schäferhundes, der von allen ſeinen Kameraden rings gefürchtet wurde. Der andere war ein fremder kleiner Dachshund, eben dünn genug, um durch das Futterloch in den Kaſten hinab gelangen zu können. Der große Hund, der ſich ſonſt nie mit kleinen Kläffern abzugeben pflegte und ſich trotzdem mit dem ſchmächtigen Dachshund auf ein regelmäßiges Stelldichein zum Zweck des nächtlichen Einbruchs verſtändigt haben mußte, ſcharrte nun Raſen und Steine bei Seite, preßte mit Gewalt das Brett auf der einen Seite empor und ließ den Dächſel in den Kaſten hinab. Nach einigen Augenblicken ſchon kam der kleine Dieb mit einem Kaninchen im Maule zurück und übergab es ſeinem großen Kameraden, worauf ſich beide ſo geräuſchlos als möglich aus dem Staube machten, um unbeläſtigt ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Die Thatſache iſt verbürgt.

„Im Keller eines Hauſes in Innsbruck," erzählt Profeſſor Della Torre, „fehlten letzten Winter wiederholt einzelne Eier, welche während dieſer Jahreszeit daſelbſt aufbewahrt wurden. Der Ver-

dacht fiel zunächst auf das Dienstmädchen, das nun Alles aufbot, seine Unschuld nachzuweisen. In dieser kritischen Lage stellte sie sich auf die Lauer und wurde dadurch Zeugin von der Diebeslist, welche die Ratten — denn diese waren die Diebe — anwendeten, um in den Besitz der Eier zu gelangen, die in einem flachen Kasten lose beisammen lagen. Lüstern kam eine Ratte aus ihrem Schlupfwinkel hervorgekrochen, bald gefolgt von einer zweiten. Darauf ergreift die erste ein Ei und drückte es mit ihren Vorderpfoten an sich, um es nicht fallen zu lassen. Da sie nun aber in dieser Lage nicht laufen konnte, so ergriff die zweite mit ihren Zähnen deren Schwanz und zog sie so schnell als möglich zu dem Loch, aus dem sie hervorgekommen waren. Dieses ganze Geschäft, das nach der Zahl der fehlenden Eier auf ziemlicher Uebung beruhte, dauerte kaum zwei Minuten. Eine Stunde später erschien das diebische Paar wieder, entschieden in derselben Absicht, und durch gefällige Mittheilung der benachtheiligten Familie hatte ich Gelegenheit, Augenzeuge eines derartigen Vorganges zu sein, der sich nach den Versicherungen des gerechtfertigten Mädchens stets auf dieselbe Weise abspielte."

Daß viele Thiere sich gegenseitig im Kampfe gegen ihre Feinde beistehen, hat man oft beobachtet; daß sie aber ihre List bei ihren gemeinsamen Plünderungen und Räubereien bis zu einem derartigen Raffinement zu entwickeln vermögen, wie es die beiden hier zuletzt angeführten Fälle zeigen, ist wohl eine Seltenheit.

L. Haschert.

Ein nützlicher Feuertod. — Wie würden unsere Vorfahren staunen, wenn sie, durch Zauberkraft geweckt, einen Gang durch die Städte unternehmen sollten, in denen sie einst hinter Mauer und Thor dichtgedrängt saßen! Sie würden sicher Vieles bewundern und nicht am allerwenigsten die Reinlichkeit, in welcher die Straßen der Großstädte erhalten werden. Ja, wir können stolz auf diese Errungenschaft sein, obwohl sie uns ziemlich viel Geld kostet. Hat doch die Stadtverwaltung von Berlin für die Abfuhr des Straßenkehrichts allein im Jahre 1890 bis 1891 rund 378,000 Mark bezahlt und dabei muß noch in Betracht gezogen werden, daß die Hausbesitzer den Hauskehricht auf eigene Kosten fortschaffen lassen mußten. Aber wir sind in dieser Beziehung

noch nicht an dem Ziel angelangt, welches der Kulturmenschheit als Ideal vorschwebt.

Wir lassen in Großstädten Straßenkehricht und Hausschmutz abfahren und lassen ihn an bestimmten Abladeplätzen in der Nähe der Stadt liegen. Auf diese Weise werden viele Unebenheiten der Terrains ausgeglichen und nach Jahren, wenn die Stadt größer geworden ist, bauen sich auf diesen ehemaligen Abladeplätzen Menschen an. Man kann nicht sagen, daß durch dieses Verfahren der Boden in der Stadtumgegend verbessert werde.

Die Fortschaffung und Vernichtung des Mülls, wie der Kehricht genannt wird, beschäftigt darum lebhaft Diejenigen, die zu Wächtern der öffentlichen Gesundheitspflege berufen sind, und gerade jetzt nach der ganz Deutschland drohenden Choleragefahr dürfte diese Frage in der Fachpresse eifrig erörtert werden. Unter Anderem wurde die Verbrennung des Mülls der Großstädte empfohlen, unter Hinweis auf gelungene Versuche dieser Art, die schon seit einer Reihe von Jahren in England gemacht worden sind. In Berlin ist eine Agitation im Gange, welche diese Vernichtungsmethode des Straßenschmutzes auch bei uns einführen möchte. Einige erläuternde Worte darüber dürften aus diesem Grunde auch einen weiteren Leserkreis interessiren.

Birmingham war die erste Stadt, welche im Jahre 1876 Verbrennungsöfen, sogenannte Destruktors, für das Stadtmüll errichtete, 1877 folgte Leeds diesem Beispiel, im Jahre 1881 schloß sich Bradford an, später London u. s. w.

Die Einrichtung einer solchen Anstalt ist in großen Zügen folgende: In der Centrale ist ein großer Ofen gebaut, der oben eine Oeffnung hat; neben dieser Oeffnung befindet sich eine Plattform, auf welche die mit Müll beladenen Wagen durch eine Rampe anfahren und den Kehricht abladen. Von hier wird zuerst eine kleine Menge des Mülls in den Ofen geschüttet und mit Hilfe von Steinkohlen in Brand gesteckt. Ist der Straßenschmutz und Hauskehricht in gehörige Gluth gerathen, so wird das Müll weiter nachgeschüttet und brennt ohne Kohlenzugabe von selbst weiter. Gute Rauchverzehrer sorgen dafür, daß die Umgebung durch giftige oder übelriechende Gase nicht im Geringsten belästigt wird, so daß die Destruktors selbst mitten in den Städten errichtet werden.

Der Ofen brennt Tag und Nacht; nur Sonntags hält er, dem englischen Brauche entsprechend, Sonntagsruhe, wird aber Montags zwischen 12 und 1 Uhr Morgens wieder in Brand gesteckt. Ein einzelner Ofen verzehrt wöchentlich 500 bis 700 Centner Müll, es gibt aber selbstverständlich Anstalten, die mehrere solche Oefen besitzen.

Dem Hygieniker lacht beim Anblick einer solchen Vorrichtung das Herz im Leibe, denn was an gesundsheitsschädlichen Keimen in den vielen Centnern Mülls vorhanden war, das wird durch die Feuersgluth sicher und für immer aus der Welt geschafft. Das klingt sehr schön, aber es ist doch kostspielig, wird man meinen. Der Bau einer solchen Anstalt, die Unterhaltung derselben, die Kohlen zum Anbrennen des Mülls, das Alles kostet Geld. Ohne Zweifel, aber der Destruktor ist nicht allein ein Vernichter, wie sein Name besagt, er ist auch ein Produzent und ist, wie wir bereits angedeutet haben, wohl im Stande, unter Umständen nicht nur die Kosten zu decken, sondern noch einen Reingewinn abzuwerfen. Das Verbrennen des Schmutzes ist gewinnbringend, das ist sicher das Interessanteste an der Neuerung.

Das verbrannte Müll liefert einen Rückstand, eine Mischung von Asche, Sand und Erde, der von den Verbrennungstechnikern des Destructors „Klinkers" genannt wird. Diese Klinkers sind durchaus nicht werthlos.

Sie werden gern zur Füllung von Fehlböden bei Neubauten genommen. Der Fehlboden ist der Raum zwischen der Decke eines unteren und dem Fußboden eines oberen Stockwerkes. Unter der Diele oder dem Parquet, auf dem der geneigte Leser sitzt, befindet sich der Fehlboden; dieser Raum ist nicht leer; würde er leer sein, so würden die Leute in dem unteren Stockwerke jedes Geräusch der oberen „Miethsgenossen" hören und sicher in Verzweiflung gerathen. Der Raum wird also ausgefüllt und von rechtswegen sollte dazu reiner Sand oder ähnliches reines Material genommen werden, in Wirklichkeit aber füllen die Bauherren nur zu oft den Fehlboden mit altem Schutt aus, der voll Unrath ist und ein wahres Pilzbeet unter unseren Füßen bildet. Der Sand ist theuer, die Klinkers sind billiger, und da sie die Feuerprobe bestanden haben, so sind sie frei von allen Unreinigkeiten und

ſchädlichen Keimen. Sie ſind ein ausgezeichnetes Füllmittel für den Fehlboden.

Ferner werden die Klinkers gern zum Aufſchütten der Straßenterrains, namentlich als Unterlage für ein leichtes Pflaſter genommen. So kommt das Müll in veredelter Geſtalt wieder auf die Straße.

Die Techniker der Deſtruktors haben aber auch gelernt, aus den Klinkers Steine zu bereiten, aus denen man Häuſer baut, oder die zum Pflaſtern der Straßen verwendet werden, auch eine Art Mörtel wird aus den Klinkers gewonnen. Wir ſehen alſo um den verbrannten Straßen- und Hauskehricht eine ganz eigenartige Induſtrie aufblühen.

Aber die „Zerſtörer" leiſten noch Wunderbareres. Dem nichtigen Schmutz entlocken ſie gewaltige Kräfte, welche Dampfmaſchinen und Pumpwerke treiben, oder elektriſche Lampen leuchten laſſen, oder dem Handwerker Druckluft zum Betrieb ſeiner kleinen Maſchinen in's Haus zuführen. Und dieſe Leiſtung iſt keine Hexerei, ſie iſt äußerſt einfach. Das verbrennende Müll erzeugt eine gewaltige Hitze; man läßt ſie nicht verloren gehen. Die erhitzten Verbrennungsgaſe heizen, bevor ſie in's Freie entlaſſen werden, einen Röhrendampfkeſſel, und die hier gewonnene Dampfkraft kann nunmehr zum Betrieb aller möglichen Maſchinen, zur Erzeugung von Druckluft oder Elektrizität verwendet werden.

Das iſt wahrlich ein Beiſpiel, das der Nachahmung werth erſcheint. Aber es gibt vorſichtige Leute, welche jeder Neuerung abhold ſind. Dieſe Leute ſind bei uns nicht ſelten und ſie meinen, daß der engliſche Stadtſchmutz dieſe Wunder verrichten könne, der deutſche aber nicht; der engliſche könne von ſelbſt fortbrennen, der deutſche würde es nicht thun. Der engliſche Kehricht enthalte nämlich ſehr viel Kohlenſtaub und unverbrannte Kohle, da in den engliſchen Kaminen die Kohle nicht ſo ausgenützt werde, wie in unſeren Oefen. Dem gegenüber muß man aber erwiedern, daß in einigen Deſtruktors in England die Kohle aus dem Schmutz vorher entfernt wird, um beſonders verwerthet zu werden, und ferner, daß die Engländer auch im Sommer ihren Kehricht verbrennen und in der warmen Jahreszeit doch ihre Wohnungen nicht heizen und darum auch ihr Hauskehricht in dieſer Zeit nicht ſo viel Kohle enthalten kann.

Das ist nun eine Streitfrage, die sich auf dem Papier nicht austragen läßt; man muß dem deutschen Straßenkehricht durch einen praktischen Versuch mit Feuer und Flamme zu Leibe gehen; dann wird es sich zeigen, was er kann. Und wir möchten Denjenigen Recht geben, die da meinen: „Er wird brennen!"

C. Falkenhorst.

Das „Seel-zagende" Elsaß. — Im Jahre 1676 erschien bei Leonhard Loschge in Nürnberg ein Büchlein, das man heute kaum noch auf einer Bibliothek findet, unter dem Titel: „Das Seelzagende Elsaß." Der Verfasser Balthasar Han gibt darin eine Beschreibung „des alt-berühmten, schönen, edlen, jetzt fast öden Landgrafenthums Alsatia, mit Erzählung deren von Kron Frankreich etzliche Jahre beschehener grausamer Invasion und Verheerung ꝛc." Das Titelbild zeigt die trauernde Alsatia; sie sitzt auf den Trümmern niedergebrannter Häuser, und zwei französische Krieger mit brennenden Lunten, gezückten Degen und Pistolen dringen auf sie ein. Darunter stehen die Worte:

„Elsaß, ach! das edle Land
Seel-zagt zwischen Raub und Brand."

Obwohl das Elsaß seit dem Westfälischen Frieden von 1648 zu Frankreich gehörte, vermochten sich seine Bewohner nicht mit den neuen Verhältnissen zu befreunden; jeder Blick auf den deutschen Rhein erfüllte sie mit frischem Haß gegen ihren Gewaltherrn in Paris. Wohl hatte Frankreich bei der Abtretung des Landes sich verpflichtet, die althergebrachten Rechte und Privilegien des Landes zu respektiren, als aber König Ludwig im Jahre 1657 einen obersten Gerichtshof in Metz errichtete, da fühlten die Bürger der Reichsstädte, daß nun die letzte Stunde für ihre Privilegien geschlagen habe. Sie hatten sich nicht getäuscht. Ihre Deputirten, welche sich in Ensisheim versammelten, protestirten gegen jede Schmälerung ihrer Rechte, doch umsonst, Kaiser und Reich konnten nicht helfen. Die Stadträthe verweigerten dem König den Eid, dafür verloren sie das Wahlrecht, und nun rückte die französische Soldateska heran, den Widerstand der Städte zu brechen. Die Städte setzten sich zur Wehre, doch ihre Mauern widerstanden den französischen Kanonen nicht, eine Stadt nach der andern wurde überwältigt, die Kanonen davon geführt, die Zeug-

häuſer ausgeräumt und die Eidesverweigerer als Hochverräther beſtraft. Frankreich behandelte „dieſe ihre zarte Tochter als eine grauſame Stiefmutter."

Als dann im Jahre 1672 zwiſchen Frankreich und Holland ein Krieg ausbrach, in welchen auch der Kaiſer und das Reich wie Spanien verwickelt wurden, nahmen die Bewohner des Elſaß die kaiſerlichen und die Reichstruppen wie ihre Befreier auf. Dafür wurden ſie von den Franzoſen als Landesverräther betrachtet, franzöſiſche Beamte in die Städte geſetzt, und das ganze Land nach Kriegsrecht behandelt. Dieſe Zuſtände und was da Alles von den Franzoſen geſchah, um die Elſäſſer dem Willen ihres Königs zu unterwerfen, das ſchildert Balthaſar Han in ſeinem Büchlein, das er wohlweislich in Nürnberg und nicht etwa in Straßburg oder Kolmar erſcheinen ließ, weil er wußte, daß ihn dann die franzöſiſche Regierung als Hochverräther beſtrafen würde. Er klagt, Elſaß, das ſchöne Land, ſei zu einer „vollkommenen Kriegsſchule" geworden, indem es „die allerherbſten, ſchärff- und ſchwerſten Kriegs-Lectiones lernen und recitiren müſſen." Gut und Ehre ſei dahin; in dieſem dreijährigen Kriege habe das Land mehr gelitten, als in dem ganzen dreißigjährigen Kriege; „denn die ſchönſten und vornehmſten Städte, die ſich von undenklichen Jahren her Reichsſtädte gerühmt, ſind zerriſſen, entfeſtiget und zu Steinhaufen gemacht worden." Von Tag zu Tag wachſe Jammer und Elend. Und wem war dieſes Unglück zu danken?" — Seit das „wankelmüthige" Frankreich die ſo theuer erworbene „Reichs-Tranquillität" trotzig zerſtöret, ſei dieſes edle Land durch der Franzoſen („als die es billig ſchützen und ſchirmen ſollen") Waffengrimm auf das Grauſamſte verheeret, zerſtöret und an vielen Orten verödet worden.

„Wo iſt doch wohl erhöret, daß ſelbſt ſein eigen Land
Ein Fürſt hat umgekehret, verſtöret und verbrannt,
Als hie geſchehen iſt!
Der arme Bauersmann hat alles laſſen ſtehen,
Mußt mit dem Bettelſtab an andre Oerter gehen;
Sein Gut iſt fortgeraubt, ſein Hof hinweggebrannt,
Sein Vieh iſt durchgebracht, die Scheuren umgewandt.
Der edle Rebenſtock tyranniſch ausgeriſſen,

Die Gärten und Gebäu verheeret und zerſchmiſſen,
Und dieſes iſt das Dorf. Der Städte ſchwere Noth
Zeigt Jammer, Weh und Klag', Verzweiflung, Noth und Tod."

Der Verfaſſer fährt fort: „Sollen das Thaten des allerchriſtlichſten Königs heißen?" Es ſcheine aber, „weil die von Grimm und Rachgier beſeſſenen Franzoſen in dieſem faſt seelzagenden Lande ſo crudel und grauſam prozedieren, ſie ſähen bereits im Geiſt, daß ſie ſolches in die Länge nicht werden behaupten können, ſondern es ſeinem alten Herrn, als unſerm Allergnädigſten Reichsoberhaupt aus gerechtem, göttlichen Verhängniß wieder werden überlaſſen müſſen. Amen! Gott verhelfe, daß ſolches bald mit dieſes bedrängten Landes verlangter Vergnügung und des H. Römiſchen Reichs höchſter Zufriedenheit geſchehen möge. Ja! Amen! Es geſchehe! Es geſchehe!"

So alſo dachte man im Elſaß vor zweihundert Jahren.

C. T.

Champignonzucht. — Einer der vorzüglichſten eßbaren Schwämme iſt der bei uns heimiſche Champignon, der ſich von Mai bis Oktober auf Feldern, Wieſen, unter Obſtbäumen und da, wo Miſt untergegraben iſt, auch in Wäldern findet.

Man kann den Champignon, der ein geſundes, wohlſchmeckendes Nahrungsmittel bildet und in der feineren Küche als Würze und Beilage unentbehrlich iſt, auch künſtlich jederzeit und an allen Orten züchten, die nicht direkt dem Sonnenlichte ausgeſetzt ſind, alſo in Schuppen, Kellern, beſchatteten Miſtbeeten u. ſ. w. Um etwa zur Verfügung ſtehende Räume ganz auszunützen, kann man auch an den Wänden bis ein Meter breit, etwa 60 Centimeter von einander entfernte Bretter anbringen, die man an der Vorderſeite mit 20 bis 25 Centimeter hohen Leiſten verſieht. Auf dieſen Brettern ſetzt man dann Champignonbeete oder „Weiler" auf, nachdem der Miſt dazu folgendermaßen vorbereitet iſt:

Man nehme ſtrohfreien Pferdemiſt, ſchichte ihn auf Haufen und arbeite ihn wiederholt um, damit er weich und nur mäßig warm bleibe, ohne zu ſtark zu brennen. Zuletzt ſchichte man ihn, am beſten auf einem Lager von Bauſchutt, ein Meter hoch und oben abgerundet auf. Alsdann verſehe man den Miſthaufen mit zahlreichen, 10 Centimeter von einander entfernten Löchern, die

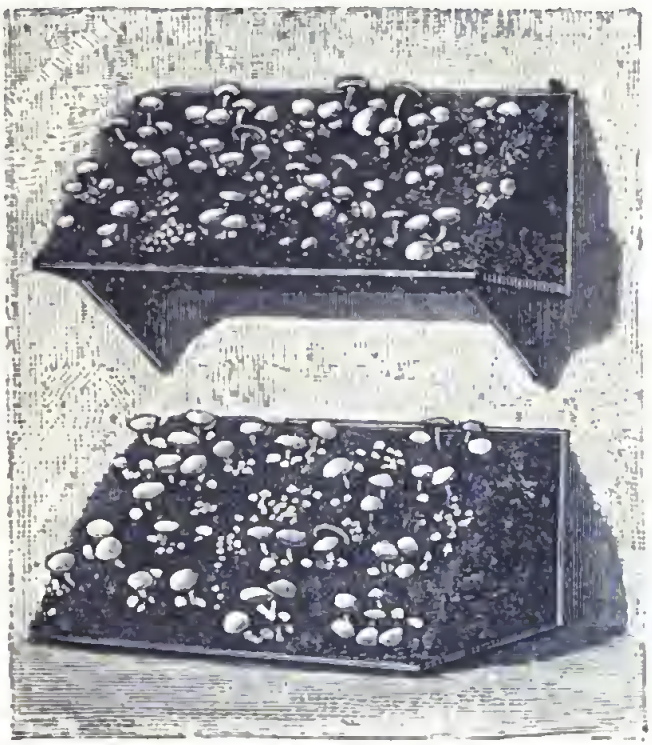
man mit Stückchen Brutſtein füllt, welche durch jede größere Samenhandlung bezogen werden können. Der ganze Haufen wird von allen Seiten leicht mit Stroh eingehüllt, worauf er ſich meiſt ſchon nach zehn Tagen ganz von Mycelium (Brutfäden) durchzogen zeigt. Sollte dies nicht der Fall ſein, muß der Miſt, damit er ſich etwas mehr erwärmt, von Neuem umgearbeitet, und

Champignons.

friſche Brut eingelegt werden. Sobald er ſich aber von den weißen Fäden durchzogen zeigt, iſt er 5—6 Centimeter hoch mit einer nicht zu naſſen Miſchung von altem Lehm, Raſenerde und Sand (letzterer $^1/_3$), der man bis zur Hälfte der ganzen Maſſe Gyps oder gebrannten und gepulverten Kalk zuſetzt, zu bedecken, über die abermals eine Strohhülle gelegt wird. Dies „Beet" darf niemals naß ſein, ſollte es jedoch zu ſehr austrocknen, ſo iſt es nach Bedarf leicht mit einer Brauſe zu übergießen oder durch Löcher, die man mittelſt eines Stockes macht, mit bis auf 20° R.

erwärmtem Waſſer anzufeuchten. Nach vier bis ſechs Wochen kommen aus der Erddecke die Champignons hervor, die täglich zu ernten ſind, indem man die größten durch Drehen heraushebt, wodurch die gleichzeitige Herausnahme und damit das Verderben jüngerer Pilze und der Brut vermieden wird.

Ein gut angelegtes Beet bleibt drei Monate und länger er=



Champignonweiler an der Wand.

tragsfähig. Die betreffende Stelle muß jedesmal gründlich gereinigt werden, bevor ſie zur Anlage eines neuen Beetes dienen darf. F. R.

Eine unfreiwillige Waſſerpartie. — Während meiner bergmänniſchen Karrière, die mehrere Jahre dauerte, bewohnte ich längere Zeit eine kleine Hütte tief in der zerklüfteten Gegend des in Südkalifornien gelegenen Silberminendiſtriktes Calico. Wenn im Allgemeinen auch große Dürre in dieſen Landestheilen herrſcht, und Regentage zu den Seltenheiten zählen, ſo gehen dafür mitunter Wolkenbrüche und Platzregen nieder, die arge Verwüſtungen

anrichten und in Thalschluchten, welche für gewöhnlich vollkommen trocken sind, plötzlich reißende Ströme entstehen lassen. Mein Häuschen stand an einem Bergabhange, während darunter mehrere einer großen Bergwerksgesellschaft gehörige Gebäude sich befanden. Unter Anderem war daselbst auch ein Stall errichtet, der für gewöhnlich freilich leer stand und meist von Arbeitern als Nachtquartier benutzt wurde. Einige Schritte von ihm entfernt stand eine umfangreiche, meist mit einem Deckel versehene Futterkiste, die so geräumig war, daß ein Mensch sehr bequem sein Lager darin aufzuschlagen vermochte. Dieser Umstand war von einem alten irischen Bergmann benutzt worden, der gern für sich allein lebte und sich demzufolge in diesem Behälter ganz häuslich eingerichtet hatte. War es warm, so schlief er in der offen stehenden Kiste, während er den Deckel von innen schloß, sobald es draußen kühl wurde.

Es war gerade in einer Jahreszeit, in der man auf feuchte Niederschläge rechnen durfte, und es erschien nicht angebracht, Nachts ungedeckt zuzubringen. Dies bewog auch den bereits bejahrten Mann, sich stets fest in seinen Bau zu verschließen.

Eines Tags hatte es in Unterbrechungen schon einige Schauer gegeben, und Abends bewölkte sich der Himmel dermaßen, daß man mit ziemlicher Gewißheit annehmen konnte, es werde in der Nacht ein gehöriger Regen fallen. Ich legte mich ziemlich früh zu Bett und ermüdet von anstrengender Arbeit schlief ich bald ein. Plötzlich, vielleicht gegen Mitternacht, erwachte ich von einem Getöse, das sich unmittelbar über meinem Kopfe vernehmen ließ. Es war der strömende Regen, der mit solcher Wucht auf mein Dach sich ergoß, daß ich jeden Moment fürchtete, dasselbe werde unter der Last zusammenbrechen. Als ich hinaushorchte, konnte ich ganz deutlich das Rauschen der Fluthen vernehmen, die sich durch das Thal wälzten, was mir den Beweis lieferte, daß sich dort bereits ein reißender Strom gebildet haben mußte.

Da meine Hütte jedoch dicht hielt, und das Dach dem Anprall des Regens Widerstand leistete, so sah ich nicht ein, weshalb ich munter bleiben sollte, und ließ mich vom Traumgott wieder umfangen. Morgens erwachte ich zeitig. Der Regen hatte nachgelassen, doch flossen von allen Seiten Wasserrinnen die Berge

herunter, die ſich unten im Thale vereinigten und den dort entſtandenen Strom immer von Neuem ſpeisten. Neugierig öffnete ich alsbald die Thür, um zu ſehen, wie meine Umgebung eigentlich ausſchaue. Die verſchiedenen Gebäude, obwohl rings von Waſſer umgeben, ſtanden noch, dagegen vermißte ich ſofort die Futterkiſte des Irländers. Da ſie unbefeſtigt auf dem Erdboden ſtand, ſo hatte ſie ſicherlich dem Waſſerſchwall nicht zu widerſtehen vermocht und war ohne Zweifel thalabwärts entführt worden. An dem Möbel an ſich war ja nicht ſo viel gelegen, vermuthlich wurde aber auch der lebendige Inhalt des Kaſtens mit davon getragen. Der Mann hatte, wie ich wußte, einen ungemein feſten Schlaf und war vielleicht jetzt noch nicht erwacht, wenn ſeine Lagerſtatt dicht hielt. War letzteres jedoch nicht der Fall, ſo lag die Möglichkeit nahe, daß er in dem improviſirten Nachen ertrunken war.

Schnell lief ich hinunter und erkundigte mich, ob der Inſaſſe der Futterkiſte anweſend ſei. Als mir dies verneint wurde, forderte ich zwei der Anweſenden auf, mich zu begleiten, und begab mich mit ihnen auf die Suche nach dem abhanden Gekommenen.

Kaum waren wir ein Viertelſtündchen gegangen, als wir die bewußte Kiſte, zwiſchen zwei Felſen eingeklemmt, von brauſendem Gewäſſer umgeben, unbeweglich ſtehen ſahen. Mit einiger Mühe und naſſe Füße nicht ſcheuend bahnten wir uns einen Weg zu dem Kaſten, der äußerlich unverſehrt und deſſen Deckel noch geſchloſſen war. Da er von innen verriegelt worden, ſo trommelten wir mit aller Macht dagegen, um den Inſaſſen, falls er noch am Leben, zu erwecken. Nach geraumer Zeit antwortete uns ein dumpfes Grunzen, und eine unzufriedene Stimme fragte, weshalb man ihn im beſten Schlafe ſtöre. Auf unſere Entgegnung, er möge doch öffnen, dann werde er den Grund der Störung ſchon erkennen, fiel der Riegel, der Deckel klappte in die Höhe, und ein noch völlig verſchlafener, ſehr verwundert dreinſchauender Kopf kam zum Vorſchein.

Der Kaſten mußte übrigens ſehr gut gearbeitet ſein, denn er hatte in der That kein Leck erhalten. Von einer noch feſteren Konſtitution wie der Kaſten mußte aber der darin befindliche Bewohner ſein, daß er trotz des Getöſes um ihn herum und trotz

der Waſſerreiſe nicht erwacht war. Ein Glück für den neuen Seehelden war es, daß ſein Schiff ſich feſtgefahren hatte, ſonſt wäre er vielleicht in Kurzem auf den Stillen Ocean hinausgetrieben worden.

Die Futterkiſte als Nachtquartier gab der Mann übrigens keineswegs auf, er ſtellte ſie von jetzt an nur nicht mehr unten in's Thal, ſondern oben auf den Berg. O. v. Briesen.

Glockenſpiele. — Sicherlich ſind die Glockenſpiele nur aus dem Beſtreben hervorgegangen, mit mehreren zu einem Geläute gehörigen Glocken von verſchiedenen Tönen melodiſche und harmoniſche Wirkungen zu erreichen. Dies Beſtreben ſcheint ſchon frühzeitig von den Klöſtern ausgegangen und bis in die neueſte Zeit fortgeſetzt worden zu ſein. Da große Glocken wohl zu viel techniſche Schwierigkeiten bereiten mochten, beſchäftigte man ſich zunächſt mit dem harmoniſchen Abſtimmen von Handglöckchen. Thatſächlich findet ſich denn auch in einer dem 6. Jahrhundert zugeſchriebenen Handſchrift des Kloſters St. Blaſien bereits die zeichneriſche Darſtellung eines Mönches, welcher fünf an einem Stabe nebeneinander aufgehängte Glöckchen mit einem Hämmerchen rührt. Vielleicht hatten dieſe Vorrichtungen den Zweck, die Töne des Kirchengeſanges zu beſtimmen und ihn ſelber durch die verſchiedenſten Tonkombinationen zu beleben. Die klöſterliche Uebung war es auch wohl, welche den Buchdrucker Fabian Stedmann in England 1668 veranlaßte, durch ſeine Schrift „Tintinnalogia, or the art of ringing“ Anleitung zur Kunſt des Glockenläutens zu geben, ſo daß ſich dieſelbe dort ſeit dem 17. Jahrhundert zu einer eigenthümlichen Volksbeluſtigung ausbildete.

Aus dieſem Glockenläuten mit der Hand entwickelte ſich die Mechanik der Glockenſpiele. Sie war ſelbſtredend anfänglich ſehr einfach. Bei dem „Baiern“, wie es außer England auch am Rhein und Weſtfalen an Feſttagen üblich iſt, wurde ſie folgendermaßen hergeſtellt. Man band um den unteren Stumpf des Klöppels jeder der aus vier oder mehr Oktaven diatoniſch oder chromatiſch abgeſtimmten Glocken ein Seil und befeſtigte es in wagrechter Richtung. An deſſen Mitte knüpfte man einen Strick, den man durch Löcher der Fußböden in tiefer gelegene Stock-

werke des Thurmes leitete und hier mit einem Trittbrett verband. Wurde nun der Tritt niedergedrückt, so schlug der Klöppel an die Glocke, ohne, wenn der Druck aufhörte, die andere Seite berühren zu können. Dadurch war eine, wenn auch einfache und mühsame, dennoch dem Zweck entsprechende Klaviatur hergestellt, die das Spielen von Melodien ermöglichte. Später erfuhr diese Mechanik allerlei Verbesserungen. An die Stelle der Stricke traten Drähte, und statt der Klöppel ließ man federnde Hämmer an die Glocke schlagen. Endlich wichen auch diese, und man brachte das Glockenspiel mit Uhrwerken und Walzen in Verbindung, die nunmehr das Spiel nach Art der Spieldosen selbst besorgten.

Als eigentliche Heimath aller dieser Glockenspiele sind die Niederlande anzusehen; und zwar scheinen sie hier infolge der Handelsbeziehungen zu China, wo Glockenspiele schon lange im Gebrauch waren, eingeführt worden zu sein. Das älteste Glockenspiel enthält der Thurm der unvollendet gebliebenen Martinskirche zu Aloſt in Ostflandern; es soll von einem wahnsinnigen Künstler verfertigt worden sein. Uebrigens sind Glockenspiele in den Niederlanden auf den meisten Kirchen- und Stadthausthürmen zu finden.

Unter jenen, die sich durch besonderen Wohlklang auszeichnen, stehen die von dem Lothringer Meister Franz Hemony verfertigten obenan. Es sind dies folgende: Zütphen mit 26 Glocken; Enkhusen ebenfalls mit 26 Glocken; Deventer mit 25 Glocken; Herzogenbusch, auf dem Rathhause, mit 15 Glocken; Utrecht, auf der Jakobuskirche, mit 25 Glocken; Amsterdam, auf der Börse, mit 20 Glocken. Noch größer sind die Glockenspiele zu Brügge und Antwerpen; und zwar hatte das erstere ursprünglich 42, erhielt aber nach seiner Zerstörung durch einen Blitzschlag im Jahre 1741 47 Glocken von ½ bis 5 Fuß Durchmesser; während das letztere, im Jahre 1540 aus 60 Glocken bestehende, jetzt 90 zählt, deren kleinste 15 Zoll im Durchmesser hat. Das größte von allen ist jedoch das Glockenspiel zu Delft, welches nach älteren Angaben 800, nach neueren sogar 1000 Glocken besitzen soll.

Während heute das Spiel auf der Tastatur wenig im Ge-

brauch ist, hört man aus dem vorigen Jahrhundert von berühmten Glockenisten, die Virtuosen auf ihrem ungefügen Instrument waren. Ein gewisser Scheppen zu Löwen soll ein sehr schweres Violinsolo ausgeführt haben, und ein Anderer, Namens Potthoff in Amsterdam, der nicht minder berühmt war, komponirte dreistimmige Stücke für sein Instrument. Ein blinder Organist dortselbst trug 1772 Fugen mit Läufern und Trillern auf dem Glockenspiele des Rathhauses vor.

In Deutschland ist eines der ältesten Glockenspiele das zu Düren. Es stammt aus dem 16. Jahrhundert. Die Glocken tragen die Namen der zwölf Apostel; die größte hat 0,89, die kleinste 0,31 Meter Durchmesser. Die Walze des Uhrwerks enthält in jeder Reihe 24 Löcher, je zwei für einen Ton. Das Glockenspiel im Münsterthurm zu Aachen ist ebenfalls sehr alt. Es bestand aus 20 Glocken, welche die Namen von Aposteln und Kirchenheiligen trugen. Die Mechanik zu demselben bestand nur in einer mit Zapfen versehenen Walze, welche gedreht wurde, und einer Klaviatur, mit Handklötzchen zu spielen oder zu schlagen. Im Jahre 1857 wurde dies alte Glockenspiel durch ein neues von 32 Glocken in chromatischer Reihenfolge ersetzt. Leider ist es wegen seiner unreinen Stimmung nicht zu gebrauchen. Größer wie dieses ist das Glockenspiel zu Malmedy; es besteht aus 35 Glocken. Ebensoviel Glocken hat auch das 1736 in Holland gegossene Glockenspiel der Katharinenkirche zu Danzig. Berühmt sind ferner die Glockenspiele zu Berlin und Potsdam. Das vom Volke „Singeuhr" benannte Glockenspiel auf der reformirten Parochialkirche zu Berlin, welches aus 35, im Jahre 1714 von dem Amsterdamer Glockengießer de Graave gegossenen Glocken besteht, spielt halbstündlich einen Choralvers. Monatlich wird damit gewechselt, weil das Werk zu zwölf Melodien eingerichtet ist. Das aus 40 Glocken bestehende Potsdamer Glockenspiel, welches 1736 angefertigt wurde und 27,000 Thaler kostete, spielt das ganze Jahr hindurch bei jeder vollen Stunde den Choral „Lobe den Herren" und bei jeder halben Stunde die bekannte Volksweise „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit"; außerdem läßt es sich, wie das Berliner, jede Achtelstunde mit einer Kadenz hören. Schließlich erwähnen wir noch das auf dem Schlosse zu

Darmstadt befindliche Glockenspiel mit 28 Glocken. Von anderen Glockenspielen ist das zu Salzburg wegen seines herrlichen Klanges berühmt. Das nur aus 8 Glocken bestehende in Genf scheint stets nur weltliche Weisen gespielt zu haben, in der Revolutionszeit sogar die berüchtigte Carmagnole. Seit seiner Wiederherstellung im Jahre 1849 spielte es vier ziemlich leichtfertige Liedchen. Ernst Kreowski.

Wie man im Alter leben soll. — Das Alter hat seine besonderen Gefahren und auch wieder seine besondere Sicherheit in Bezug auf Krankheiten. Während zum Beispiel bei einem Kind sich die Körpertemperatur bei der geringsten Veranlassung steigert, kann sie im Alter überhaupt kaum gesteigert werden. Im Allgemeinen kann es als Regel gelten, daß der Mensch im Alter für eine akute Krankheit wenig empfänglich ist. Wenn Jemand einmal die achtzig passirt hat, so wird er selten mehr von einer speziellen Krankheit befallen. Wenn Verletzungen, wie zum Beispiel Knochenbrüche, auch leicht vorkommen können, so werden sie in der Regel auch gründlich und rasch geheilt, selbst im Alter von hundert Jahren. Leichte Unfälle verursachen ernstliche Niedergeschlagenheit, aber größere Beschädigungen werden überwunden, und wunderbare Erholungen von schweren Krankheiten kommen häufig genug vor. Wunden und Geschwüre heilen bei alten Leuten oft schneller als bei jungen, und erstaunlich ist, wie vollständig und rasch sie sich oft von Kongestionen, Schlaganfällen, Lähmungen, Pneumonie und anderen Uebeln erholen. Möglich, daß diese günstigen Resultate der langen Zeit zu danken sind, während welcher die Organe gemeinsam gearbeitet und einander geholfen haben, ebenso wie alte Soldaten durch Dick und Dünn gehen und Strapazen und Widerwärtigkeiten ertragen, denen jüngere Truppen unterliegen würden. Dagegen neigt das Alter dazu, daß leichte Krankheiten chronisch werden.

Was nun alte Leute besonders zu beachten haben, ist mäßige, gut verdauliche Nahrung, hinreichende Wärme und gleichmäßiges, ruhiges Leben, wobei das Erstere, die Nahrung oder das Brennmaterial für die Lebenslampe, die Hauptsache ist. Während alle festgesetzte Diät zu verwerfen ist, wo es möglicherweise vermieden werden kann, mögen hier noch einige weitere Fingerzeige am Platze sein.

Je älter Jemand ist, desto weniger Nahrung bedarf er. Luigi Cornaro, der hundert Jahre alt ward, nahm, obgleich von schwächlicher Konstitution, nur 12 Unzen fester Nahrung und 14 Unzen Flüssigkeit während seiner letzteren Lebenszeit täglich zu sich, und seine ernstlichste Krankheit ward dadurch verursacht, daß er sich durch die fortwährenden Bitten seiner Freunde überreden ließ, seine tägliche Ration zu vergrößern. Proteïn oder animalische Nahrung braucht der alte Mensch sehr wenig, und wiewohl falsche Zähne in mancher Beziehung für das Alter eine Wohlthat sind, so verleiten sie anderseits leicht zu einem zu großen Fleischkonsum. Nicht die Quantität Kohle selbst, die wir in einen Ofen werfen, ist's, welche das Zimmer erwärmt, sondern die Quantität, die verbrannt werden kann, und die große Hauptsache ist, eine Verstopfung der Verdauungs- und Absonderungsorgane durch unmäßiges Essen zu vermeiden. Die Nahrung der Kinderstube ist auch für's Alter die beste: Brod, Milch und Honig ist für alte Leute eine vorzügliche Diät. Milch bekommt beinahe einem Jeden, und warme Milch mit etwas Nährmehl bildet einen wunderbaren Trank. Reifes oder gut gekochtes Obst ist besonders gesund für alte Leute, und ebenso können sie auch Fett, Creme und Butter als für sie zuträglich genießen. Warme Speisen sind sehr empfehlenswerth; Suppe, durch Rahm oder Mark kräftiger gemacht, ist leicht verdaulich und nahrhaft. Alle Mahlzeiten sollten regelmäßig sein und jede Ueberschreitung sollte vermieden werden. Von 800 Personen über achtzig Jahre waren 90 Prozent mäßige, und nur 10 Prozent große Esser. Sobald das Gewicht zunimmt, sollte die Diät verringert werden. Außer dem Nachmittagsschläfchen, wie es mit vorrückendem Alter Gewohnheit wird, kann auch ein kurzer Schlummer nach dem Frühstück oder vor dem Mittagsessen oft von Nutzen sein.

Die Kleidung sollte warm und zugleich leicht sein; Pelz ist besonders für's Alter ein unschätzbares Material. Die Unterkleider sollten von Wolle sein und sowohl Füße als Hände sollten warm bekleidet sein. Ein Flaumfederpolster, das im Winter gewärmt werden sollte, ist als Bettdecke oder Zugabe zu empfehlen: überhaupt sollte keine alte Person im Bett Kälte erleiden. Zwei Uhr Morgens ist die Stunde, wo die meisten Sterbefälle stattfinden,

und zwar, weil gerade um dieſe Zeit die Temperatur des Körpers am niedrigſten und deſſen Widerſtandsfähigkeit am geringſten iſt. Alle Gewohnheiten alter Leute ſollten beachtet und nicht leichtſinnigerweiſe geändert werden; alles was erſchöpft, ſollte vermieden werden, daher frühes Aufſtehen nicht zuträglich iſt. Das Trinken harten Waſſers iſt verwerflich, weil es die kalkartigen Bildungen im Körper beſchleunigt.

Im Alter ſollen ſelbſtverſtändlich alle wunden Punkte in der Konſtitution ſorgfältig berückſichtigt werden, was aber leider ſelten der Fall iſt; der Jugend läßt man alle erdenkliche Sorge angedeihen, das Alter hingegen wird vernachläſſigt, weil man für alte Leute im Allgemeinen nicht das Intereſſe hat, wie für junge. Chriſtlich iſt das jedenfalls nicht! — Ueberall da aber, wo es geſchieht, wo die gegebenen Winke befolgt werden, iſt auf ein hohes und angenehmes Alter ſicher zu hoffen. V. Fr.

Die erſte Beſteigung des St. Eliasberges. — In Alaska, dem 1867 von den Vereinigten Staaten dem Zaren abgekauften ſogenannten „ruſſiſchen Nordamerika", befindet ſich der faſt 6000 Meter hohe St. Eliasberg. Bei ſeiner hohen nördlichen Lage unter dem 60. Breitengrade liegt bei ihm die Grenze des ewigen Schnee's ſchon in 800 Fuß Höhe und ſeine Beſteigung iſt lange Zeit für unmöglich gehalten worden. Profeſſor Ruſſel von der amerikaniſchen Geographiſchen Geſellſchaft war der Erſte, der mit wenigen Begleitern im Jahre 1890 den Gipfel des Berges zu erreichten ſuchte; aber die Forſcher waren nach vielen Mühſeligkeiten und gefährlichen Abenteuern gezwungen, ihre Anſtrengungen, den Gipfel zu erſteigen, aufzugeben, weil der Winter vor der Thüre war. Im Frühling 1891 machte ſich nun Profeſſor Ruſſel nebſt einer Anzahl von Männern, die in Olympia wichtige Forſchungen vollbracht hatten, abermals auf den Weg, in der Hoffnung, diesmal den Firſt des Berges zu erreichen. Nachdem mehrere Monate lang keine Nachricht von der Expedition eingetroffen war, bemächtigte ſich der Angehörigen und Freunde der Expeditionsmitglieder eine nicht geringe Beſorgniß um ihr Leben, bis ſchließlich die Kunde von ihrem Eintreffen in Seattle und ihrem Wohlbefinden den Befürchtungen ein Ende machte.

Als die Expedition die Sey-Bai erreichte, traf ſie der erſte

Unfall. Es war am 16. Juni, und die Wellen waren so hoch, daß eines der Boote umschlug, und Lieutenant Robinson nebst einem Expeditionsmitglied und 4 Matrosen ihren Tod in den Fluthen fanden. Die Brandung war eine solche, daß man drei Tage brauchte, um zu landen.

Nachdem die Reisenden den Strand erreicht hatten, machten sie sich nach der nördlichen Seite des Eliasberges auf den Weg. Ein Tag Steigens brachte sie bereits bis zur Schneelinie, die ganzen beiden folgenden Monate nun verbrachten sie in Schnee und Eis und wenigstens 30 Nächte lang schliefen sie im Schnee; die übrige Zeit dienten ihnen Felsen glacialer Moränen als Nachtlager. Ihre Kleidung war Wollenstoff; sie waren oft bis auf die Haut durchnäßt, schliefen aber, ohne ihre Kleider abzulegen, und erkälteten sich trotz alledem doch nie. Der Mundvorrath ward in Kisten von je 50 Pfund getragen, und ein Oelofen wurde oberhalb der Vegetationsgrenze gebraucht.

Die ersten 6 Wochen wurden mit Uebersteigen der Gletscher am Nordende des Berges verbracht, die einzige Seite, wo ein Aufstieg möglich ist. In 8000 Fuß Seehöhe warteten sie 12 Tage auf eine Gelegenheit, die Spitze zu erreichen. Sie machten verschiedene Versuche zu dem Ende, wurden aber jedesmal vom Schnee zurückgetrieben. Endlich erreichten sie die Seehöhe von 14,500 Fuß, waren aber gezwungen, nach zwanzigstündigem unausgesetztem Klettern, bis auf's Aeußerste erschöpft, hier Halt zu machen. Einmal brach ein Sturm los und schnitt Professor Russel, der sich allein auf einer Felsenspitze befand, 4 Tage lang von der Gesellschaft ab.

Von ihrem hohen Standpunkte aus konnte die Expedition eine Fläche nach Norden übersehen, auf der noch nie ein menschliches Auge gehaftet hatte; der überraschte Blick schweifte über eine Region von 300 Meilen Ausdehnung hin, die äußerst öde war und aus Gletschern, Schnee- und Eisfeldern befand, die nur von starren Felsspitzen unterbrochen wurden.

Professor Russel fand bei seinen Messungen für den Eliasberg eine Höhe von 18,000 bis 19,000 Fuß, sich eine genauere Fixirung derselben jedoch vorbehaltend.

Beträchtliche Zeit ward auf das Studium der Gletscher, als

einen der Hauptzwecke der Expedition, verwandt, und zwar beſonders auf dasjenige des Mataſpinagletſchers, welcher viele Quadratmeilen ſüdöſtlich vom Eliasberg, zwiſchen Scy-Bai und Yakutat-Bai einnimmt. Die Eliasgletſcher ſind viel größer als irgend einer in der Schweiz, und der einzige vorgenannte iſt größer als alle Alpengletſcher zuſammen genommen. Die Dicke des Eiſes wird auf 1500 bis 2000 Fuß geſchätzt. B. Fr.

Die Schlummermaſchine. — „Wie ſoll ich ohne das Plätſchern der Fontäne, an welches ich ſeit ſo langen Jahren gewöhnt bin, in meiner neuen Wohnung einſchlafen?" rief Clemens IX., als er, in ſeinem 82. Jahr zum Papſt gewählt, den Vatikan bezog. Er ging zu Bett, und ſiehe da — war es Wirklichkeit oder Täuſchung? — er hörte eine Fontäne rauſchen und ſchlief ein.

Der berühmte Bildhauer Bernini, ein Freund des Papſtes, hatte an die Fontäne im Garten der früheren Wohnung des Papſtes ebenſo gut gedacht, wie dieſer ſelbſt, und auf ein Mittel geſonnen, ſie im Vatikan, der bei ſeiner hohen Lage ohne Waſſer iſt, auf irgend eine Weiſe zu erſetzen. Er hatte einen großen Ballon von Seidenpapier anfertigen laſſen, auf welchem Klöppel ruhten, die von den Zähnen eines ſich umdrehenden Rades in Bewegung geſetzt wurden und, indem ſie gegen den Ballon ſchlugen, ein Geräuſch hervorbrachten, welches genau dem Murmeln und Rauſchen des Waſſers entſprach.

Als der Papſt am nächſten Morgen, vom ſanfteſten Schlummer erquickt, den Bildhauer im Nebenzimmer traf und das Räthſel gelöst erhielt, ſagte er lächelnd: „Ei, ei, ich hätte von einem ſo alten Freunde nicht erwartet, daß er mich gleich in der erſten Nacht meines Pontifikats ſo täuſchen würde!" —dn—

York's Kaſſation. — Der berühmte Heerführer aus den Befreiungskriegen und nachmalige Graf v. Wartenburg, Hans David Ludwig v. York, erhielt am 11. Juni 1777 das Lieutenantspatent und marſchirte im Frühjahr 1778 mit ſeinem Regimente (Luck) in ſeinen erſten Feldzug. Nach Beendigung deſſelben unterhielten ſich eines ſchönen Tages die Offiziere der Garniſon miteinander, ſie neckten ſich gegenſeitig über die Beute, die der Eine oder der Andere aus Feindesland mitgenommen,

und der Stabskapitän v. Naurath äußerte, er habe eine Altardecke aus einer Kirche mitgebracht. Da brach York in die Worte aus: „Aber das ist ja gestohlen!“ Diese Aeußerung hatte für ihn die schlimmsten Folgen. Ueber die Einzelheiten ist man nicht genau unterrichtet, aber das Resultat war Kassation und einjährige Festungsstrafe. Der König bestätigte das Urtheil, und York wurde in die Citadelle von Königsberg abgeführt. Vergebens verwandte sich General v. Luck unter dem 3. Juni 1780 und auch der Vater York's für ihn. Letzterer erhielt folgende Antwort vom König: „Mein lieber Kapitän v. York. Ich kann Eurem Sohn, da derselbe wider die Subordination gehandelt und dieserhalb kassirt worden, auf die in Eurem Schreiben vom 1. dieses für ihn gethane Bitte nicht helfen. Es würde solches von nicht guten Folgen sein. Ich bin inzwischen darum nicht weniger Euer wohl affektionirter König.“ — Nach Beendigung seiner Haft entschloß sich York, in Holland Dienste zu suchen, das zu Ende des Jahres 1780 mit England in Krieg verwickelt wurde. Zur Unterstützung gab ihm sein Vater 20 Dukaten, seine früheren Kameraden verloosten ein paar Pistolen, die er ihnen zum Kauf angeboten hatte, und schickten ihm die dafür eingegangenen 150 Thaler als Andenken. York schiffte sich Anfang Mai 1781 in Pillau nach Kopenhagen ein und fuhr von da zu Schiff nach Amsterdam. Nach einem bewegten Leben gelang es ihm erst unter Friedrich Wilhelm II. wieder, in die preußische Armee und zwar als Hauptmann im Füsilierbataillon Plüskow, welches in Namslau stand, eingereiht zu werden. D.

Die Behandlung der Geisteskranken im Mittelalter. — Interessante Bilder aus der Geschichte des deutschen Städtelebens bietet das von Andrean herausgegebene „Bürgerthum in Leid und Freud“. Es gibt Aufschluß über Städtebünde, Zünfte, Münzwesen, Stellung der mittelalterlichen Juden, über die Folter, Medicinalwesen, bürgerliche Wehrverfassung, Bauwesen u. s. w. Hier wollen wir unsere Aufmerksamkeit nur darauf lenken, was besagtes Buch von der Behandlung Geisteskranker im Mittelalter sagt. Während unsere Zeit diesen Unglücklichen die größte Sorgfalt angedeihen läßt, durften damals, wofür man viele Beispiele anführen könnte, geistig Gestörte frei herumlaufen, bis ihr

Zuſtand gefährlich wurde oder öffentliches Aergerniß erregte. Dann wurden ſie beſeitigt. Bemittelte Geiſteskranke überließ man der Aufſicht und der Pflege ihrer Verwandten, von denen ſie in eine Art Käfig geſperrt und in irgend einem Raume aufbewahrt wurden. Natürlich kam es hierbei zu vielen Rohheiten. Gelang es nicht, heimathsberechtigte aber unvermögende Irre in ein Spital einzukaufen oder bei Verwandten unterzubringen, ſo mußte der Rath für ihre Verwahrung „in des Raths Gefängniß" ſorgen. Fremde Narren aber ſchaffte man ſich in einer viel ſummariſcheren Weiſe vom Halſe. Dieſe behandelte man wie einfache Landſtreicher und trieb ſie über die Grenze in's Nachbarland, ja vorher erhielten ſie ſogar für unbewußt verübten Unfug empfindliche Strafen. So wurde in Frankfurt a. M. 1445 ein „Narr" fortgebracht und vorher vom Henker mit Ruthen gepeitſcht, im Jahre 1451 erhielt ein Anderer dieſelbe Strafe. Zuweilen ſuchte man in einem Anfalle von Gutmüthigkeit Halbblödſinnige durch ein Stück Geld zum Fortgehen zu bewegen. Der gewöhnlichſte Fall war aber der, daß man die „Narren" in verſchloſſene Wagen ſetzte, in eine weit entlegene Gegend fuhr und dann des Nachts einfach fortjagte. Oder man ſetzte ſie in Kähne und brachte ſie irgendwo an's Ufer. So mußten 1406 mehrere Frankfurter Schiffer einen Wahnſinnigen, der großen Unfug getrieben hatte, Nachts bis Mainz fahren und dort ausſetzen, und im Jahre 1427 brachte man einen verrückt gewordenen Schmiedeknecht ebenfalls bis zum Rhein. Als er jedoch wiederholt den Weg nach Frankfurt zurückgefunden hatte, ſchleppte man ihn endlich bis Kreuznach, zog ihm noch einmal ſaubere Kleider an und überließ ihn ſeinem Schickſale. Er that der Stadt Frankfurt den Gefallen, jetzt zu verſchwinden und nie wieder zum Vorſchein zu kommen. D.

Ein königlicher Gaſthof. — Als Joſeph II., Kaiſer von Oeſterreich, einſt Frankreich beſuchte, kam der Herzog von L. in Nancy, deſſen Einladung der Kaiſer mit dem Bemerken abgelehnt hatte, er ſei als einfacher Reiſender gewöhnt, im Hotel zu wohnen, auf einen ſehr glücklichen Gedanken. Er beſtimmte ſämmtliche Gaſthofsinhaber in Nancy, ihre Aushängeſchilder zu entfernen, während er ſelbſt ein ſolches in rieſigen Dimenſionen oberhalb des Thores ſeines Palaſtes anbringen ließ, welches das öſter-

reichiſche Wappen und die Worte trug: „Gaſthof des Königs.“ — Joſeph II. konnte einer ſo geiſtvollen Einladung nicht widerſtehen. Als der Kaiſer vor dem Thore des Palaſtes abſtieg, empfing ihn der Herzog in der Tracht eines Gaſtwirthes und ſpielte auch ſeine Rolle mit einer bewunderungswürdigen Natürlichkeit. Die ſämmtlichen Mitglieder ſeines Hauſes hatten je ein Amt, ſei es in der Küche, ſei es in der Bedienung zu bekleiden, und die vornehmſten Damen trugen Hauben und Schürzen der Mägde. Der Kaiſer ging gern auf den Scherz ein, lachte herzlich und blieb drei Tage in dieſem merkwürdigſten aller Gaſthöfe, in denen er je gewohnt. —dn—

Die Sage vom Pelikan und ihre naturwiſſenſchaftliche Auflöſung. — Die Sage vom Pelikan iſt bekannt, wonach derſelbe — das ſchönſte Bild der opferfreudigen Liebe — ſich die Bruſt mit dem Schnabel aufreißt, um ſeine Jungen das aus der Bruſt ſtrömende Blut trinken zu laſſen. So rührend und poetiſch dieſe Sage iſt, eine ſo proſaiſche Grundlage hat ſie, und es dürfte wohl intereſſiren, zu erfahren, wie dieſelbe zu Stande gekommen iſt. Die Pelikane nämlich haben unter dem Schnabel, deſſen Spitze blutroth iſt, einen großen Kehlſack. Um den Jungen, die noch nicht fliegen können, Trank und Speiſe zu bringen, füllen ſie dieſen Beutel mit Hilfe des Schnabels mit Waſſer und werfen auch die kleinen Fiſche, die ſie fangen, in den Beutel hinein. Nun fliegen ſie mit dem Vorrath nach dem Neſte. Jetzt kommen die Jungen und ſtellen ſich um den alten Pelikan herum, dieſer drückt den Schnabel an die Bruſt, um das Waſſer und die Fiſche aus dem Beutel auszupreſſen, die Jungen fahren mit ihren Schnäbeln nach der Schnabelſpitze des alten Pelikans, um die dort ausfließende Nahrung aufzufangen, und nun iſt die alte Sage erklärt: die an die faſt weiße Bruſt gepreßte blutrothe Schnabelſpitze des Pelikans ſieht wie ein blutiger Riß an der Bruſt aus, und da die Jungen mit ihren Schnäbeln nach der Schnabelſpitze des alten Pelikans fahren, ſo ſcheinen ſie aus dem blutigen Riß zu trinken. Jeder, der Gelegenheit hat, einer ſolchen Scene aus der Ferne beizuwohnen, wird leicht die Vorſtellung gewinnen, daß die Jungen wirklich aus der aufgeriſſenen Bruſt trinken, und ſo entſtand eben auch die uralte Sage. J. D.

Die Weiber keine Menschen! — Im Jahre 1595 erschien kurz nach Neujahr ein Büchlein, in dem der Verfasser „darthun und beweisen will, daß die Weiber keine Menschen sind und nicht könnten selig werden; wenn sie stürben, gienge bei ihnen, wie sonst bei einem thummen Vieh, zugleich Leib und Seele mit einander auff!" Man denke sich die Entrüstung des schönen Geschlechts. Zu seiner Genugthuung erließen jedoch noch in demselben Jahre die Universitäten Wittenberg und Leipzig ein ernstes Warnungsschreiben, in dem die studirende Jugend ermahnt wurde, solches Machwerk nicht einmal des Lesens werth zu achten, viel weniger Frauen oder Jungfrauen damit „im Schertz zu vociren", damit „Weibes-Personen, als sonst ein schwaches Werkzeug, nicht etwa in zweiffelhafftige Gedanken wegen ihrer Seligkeit, durch weitere Anleitung des Satans, gerathen möchten." Und ein gar gelehrter Mann, der Doktor der Theologie Simon Gedicke, widerlegte diese „Lästerschrift" gründlich und wies mit vielen einleuchtenden Gründen nach, daß die Weiber wirklich und wahrhaftig Menschen seien. D.

Unreimbar! — Die Wörter „Silber" und „Mensch" gehören zu denjenigen, auf die man einen Reim wohl vergeblich suchen dürfte. Betreffs des letzten Wortes vermochte der Dichter Adolph Böttge wenigstens auf die Mehrzahl „Menschen" zu reimen. Er that dies in seinem modernen Heldengericht „Till Eulenspiegel":

„Der Herzog trug sich wie vernünft'ge Menschen —
Hier stolpr' ich, denkt ihr, weil sich ein bewußtes
Wörtlein nicht reimen läßt, doch mit Türenn'schen
Kriegslisten bring' ich trotz des Reimverlustes
Den Vers zum Sieg, wie Blücher im Brienn'schen
Gefecht, und zwing' in's Bett ihn des Prokrustes." D.

Unsere Ahnen. — Ein jeder Mensch hat 2 Eltern, 4 Großeltern, 8 Urgroßeltern, 16 Eltern im 4., 32 im 5. Grade, 64 im 6. Grade u. s. w. In der 16. Generation hat Jeder schon 65,532 Eltern. 16 Generationen nehmen einen Zeitraum von 500 Jahren ein. Unter den 65,532 Eltern, die ein jeder der jetzt lebenden Menschen in dem 14. Jahrhundert hatte, waren sicherlich Personen aller Stände, reiche und arme, hohe und niedrige, und der Unterschied in der Herkunft der Menschen wird

daher gewiß kein sehr großer gewesen sein, so daß Schiller mit Recht singen konnte: „Wir Menschen sind ja alle Brüder."

H. Th.

Eine seltsame Eidesablegung. — Vor einem Friedensgerichte des Staates Oregon sollte einst ein ehemaliger Soldat, der im Secessionskriege beide Arme verloren hatte, als Zeuge vernommen werden. Behufs Vereidigung desselben fängt der Gerichtsschreiber an, die übliche Eidesformel herzusagen, als ihn der Richter mit dem Bemerken unterbricht, der Zeuge könne unmöglich die vorgeschriebene Bedingung erfüllen und seine rechte Hand emporhalten, weil ihm beide Arme fehlten. Was nun thun? Da plötzlich kommt dem Richter eine große Idee: „So soll er das rechte Bein aufheben," rief er, „ein Zeuge kann in diesem Gericht nicht eingeschworen werden, ohne irgend etwas hoch zu halten."

Gesagt — gethan. Und so legte der Zeuge mit einem emporgehaltenen Beine, unter allgemeiner Heiterkeit der Anwesenden, seinen Eid ab.

—dn—

Napoleon und Jerome. — Napoleon sagte zu seinem Bruder Jerome, der immer mit einer gewissen Furchtsamkeit vor ihn erschien, einstmals: „Man sagt, die Majestät der Könige sei auf deren Stirn geschrieben. Wenn dem so ist, kannst Du ganz sicher inkognito reisen. Du wirst nie für einen König gehalten werden."

K. St.

UNIV. OF MICHIGAN,

JUL 15 1912

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Soeben beginnt zu erscheinen:

Alpenglühen.

Naturansichten und Wanderbilder

von

A. Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld.

Ein Hausbuch für das deutsche Volk.

40 Lieferungen zum Preise von 40 Pf. pro Lieferung.

Mit 24 Vollbildern und zahlreichen Illustrationen im Text.

Der in weiten Kreisen bekannte Autor hat es unternommen, eine umfassende, durch Künstler ersten Ranges bereicherte Darstellung der herrlichen Alpen-Gebirgswelt zu geben. Das Werk zerfällt in zwei Hauptabteilungen, von welchen sich die erste mit allgemeiner Alpenkunde beschäftigt, während die zweite dem Leser auf ausgedehnten Wanderungen durch genau abgegrenzte Gebiete des Alpenlandes ein wohlunterrichteter, praktischer Führer sein soll.

Anlage, Art der Ausstattung und der niedrige Preis vereinigen sich, um das Werk zu einem

Hausbuche edelster Art

zu einem Schatze für die deutsche Familie zu machen.

Erste Lieferungen sind in den meisten Buchhandlungen zur Ansicht vorrätig und werden dort auch Bestellungen auf das ganze Werk entgegengenommen.

Die nachstehenden im Verlage der **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin und Leipzig** erschienenen geographischen und naturgeschichtlichen Werke sind in den meisten Buchhandlungen vorrätig, oder durch diese zu beziehen.

Naturgeschichte des Menschen

von

Friedrich von Hellwald.

Illustriert von F. Keller-Leuzinger.

Zwei Bände.

Preis geheftet M. 27.50, elegant gebunden M. 33.50.

Das mit vielen hundert Illustrationen geschmückte Werk ist sehr anziehend geschrieben und trägt den Charakter eines geographischen Hausbuches.

Die Erde und ihre Völker.

Ein geographisches Hausbuch

von

Friedrich von Hellwald.

Dritte Auflage.

Mit 400 Illustrationen, 21 Karten und vielen Tabellen.

Preis geheftet M. 14.50, elegant gebunden M. 16.50.

Die

Erde und ihr organisches Leben.

Ein geographisches Hausbuch

von

Dr. Klein und Dr. Thomé.

Zwei Bände.

Reich illustriert. Preis geheftet M. 28.—, eleg. gebunden M. 33.—

Die beiden Bände des Werkes gelangen auch einzeln zur Ausgabe, und zwar der erste Band unter dem Titel „Physische Geographie" nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft dargestellt von Dr. H. J. Klein, zum Preise von M. 13.50 geheftet und M. 16.— gebunden; der zweite Band unter dem Titel „Thier- und Pflanzengeographie" nach der gegenwärtigen Verbreitung der Thiere und Pflanzen, sowie mit Rücksicht auf ihre Beziehung zum Menschen dargestellt von Dr. O. W. Thomé, zum Preise von M. 14.50 geheftet und M. 17.— gebunden.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9832

Union [illegible]gesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Eine Zierde für jede Bibliothek ist

Bildersaal der Weltlitteratur.

Von

Dr. Johannes Scherr.

Dritte neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage.

3 Bände in Groß-Oktav.

Preis elegant broschiert 18 Mark, elegant in 3 Halbfranzbände gebunden 24 Mark.

Bildersaal der deutschen Litteratur.

Von

Dr. Johannes Scherr.

(Separat-Abdruck aus Bildersaal der Weltlitteratur.)

Preis elegant broschiert 8 Mark, elegant in Halbfranzband gebunden 10 Mark.

Das Werk giebt ein klares Bild des gesamten dichterischen und litterarischen Schaffens aller Zeiten und Völker. Mit feinem Sinn und tiefem Verständnis hat der Herausgeber das eine Epoche, eine einzelne dichterische Persönlichkeit charakteristisch Bezeichnende ausgewählt und in fragmentarischer Form dargeboten. Die klare, übersichtliche Anordnung des riesigen Stoffes verleiht dem Buche einen erhöhten Wert.

Zu beziehen d[illegible]dlungen.

[illegible]ation 1992